LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

834S85
I1904
v.3

REMOTE STORAGE

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Bibliothek

Deutscher Schriftsteller

aus Böhmen.

LIBRARY

Herausgegeben

im Auftrage der

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Band XXII.

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke III. Band: Studien. Dritter Band.

Prag 1911.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.

(Robert Lerche.)

Adalbert Stifter.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Karl von Binzer.
(Nach A. R. Hein: Adalbert Stifter, S. 252.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Adalbert Stifters

Sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Studien. Dritter Band.

Herausgegeben

von

Franz Hüller, Karl Kobliſchke,
Joſef Nadler.

Mit 7 Lichtdrucktafeln.

Prag 1911.

J. G. Calve'ſche k. u. k. Hof- u. Univerſitäts-Buchhandlung.
(Robert Lerche.)

Druck von Carl Bellmann, Ges. m. b. H. in Prag.

834585
I 1904
v.3

Microfilm Negative # 92-08429/1
Humanities Preservation Project

REMOTE STORAGE

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung der Herausgeber VII

1. Abdias VII
2. Das alte Siegel und Brigitta LV
3. Der Hageſtolz LXVI

Studien. Dritter Band.

Abdias. 1842 3

1. Eſther 5
2. Deborah 18
3. Ditha 42

Das alte Siegel. 1843 117

1. Die Berghalde 119
2. Die Kirche von Sanct Peter 132
3. Das Lindenhäuschen 148
4. Das Eichenſchloß 167

Brigitta. 1843 187

1. Steppenwanderung 189
2. Steppenhaus 204
3. Steppenvergangenheit 223
4. Steppengegenwart 241

Der Hageſtolz. 1844 257

1. Gegenbild 259
2. Eintracht 265
3. Abſchied 287

263982

Seite
4. Wanderung 302
5. Aufenthalt 334
6. Rückkehr 388
7. Beschluß 394

Register 399
I. Abdias 399
II. Das alte Siegel 401
III. Brigitta 403
IV. Der Hagestolz 405

Die Lesarten und Anmerkungen zu diesem Bande befinden sich in der zweiten Hälfte des 4. Bandes.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Adalbert Stifter, nach einer Bleistiftzeichnung von Karl von Binzer . . . . . Titelbild
Vergangenheit — Römische Ruine, nach einem Ölgemälde von Ad. Stifter XXVII
Die Römische Ruine in Schönbrunn XXVIII
Ditha, nach der Zeichnung von A. Bodin XXXIX
Titelbild zum IV. Band der Studien 1
Abdias, nach dem Gemälde von Johann Nepomuk Geiger, gemalt für Ad. Stifter 3
Titelbild zum V. Band der Studien 257

Druckfehler.

XXI lies: (Pia), „das	67 16 lies: Ungeheuer
XXXII lies: halb rätselhaft	70 30 lies: Brett
XXXVI lies: herhalten.	80 fehlt Verszahl 5
XXXVIII lies: Ausgewanderten	178 33 lies: Lebensgeister
17 Verszahl 25 gehört zu Nun	290 18 lies: „Weil

Einleitung.

I. Abdias.

1.

Die Novelle „Abdias" macht inmitten der übrigen Erzählungen Stifters auf die erste Empfindung den Eindruck des Seltsamen und Merkwürdigen. Einsam liegt sie da wie ein dürrer, sandiger Fleck inmitten grüner, lieblicher Auen und Wälder; nur scharfe Disteln und zerrissenes Gestrüppe gedeihen auf ihm. Und doch hat er seine eigenartigen geheimen Reize und wird von derselben Sonne erwärmt. Stifter wandelte zeitlebens in seinen Dichtungen durch die stillen, weit hinauswogenden Forste des Böhmerwaldes oder er ließ an den blauen, schimmernden Seen des Salzkammergutes seine fröhlichen, sonnenhellen Menschen spielen, oder er bewältigte mit seiner Schilderungskunst die starren, wuchtigen Massen der Alpenwelt. Im „Abdias" aber läßt er vor einer ganz fremdländischen Szenerie den Vorhang aufgehen mit fremdem Duft und fremden Farben. Es ist das einfach erhabene Bild der Wüste, sich öde hinausdehnend, bis der Horizont mit seiner Linie den ewig blauen Himmel schneidet, von dem die Sonne glutvoll herniederstrahlt wie ein rotes, trübes Auge. Das ist mit einem düster-schwülen Stimmungszug die typische Landschaft für unsere Novelle.

Über die Entstehungsgeschichte der Erzählung erhalten wir nirgends einen Aufschluß. Zum ersten Male finden wir ihren Namen in einem Briefe an Gustav Heckenast vom 17. Juli 1847. Anläßlich der Bearbeitung der zweiten Auflage der „Studien" meint Stifter, auch noch „die letzteren Novellen (Abdias, Brigitta, altes Siegel ꝛc.), . . . welche mehr Aufsehen gemacht haben, als die ersteren", zu den früheren hinzufügen zu müssen. Es ist also auf guten Glauben hin die Novelle in den Anfang 1842, ja schon in das Jahr 1841 zu verlegen, da sie Ende 1842 in Schumachers „Österreichischem Novellen-Almanach" für das Jahr 1843 erschien. Von hier aus und auch in der späteren durchgreifenden Umarbeitung hat sie stets die Menschen in der tiefsten Seele ergriffen als eine Perle wahrer, innerer Charakterkunst.

Die ernstesten Fragen des menschlichen Lebens hat der Dichter hier in dem Lebenslauf eines Einzigen entrollt. Als Antwort gibt er die unerbittlichste Tragik. Die ersten drei Zeilen der Erzählung[1]) umreißen scharf die Geschichte des Juden Abdias. „Es gibt Menschen, deren Leben eine solche Kette von Ungemach ist, das aus wolkenlosem Himmel auf sie fällt, daß sie endlich betäubt werden, und dastehen, und den Hagel auf sich ergehen lassen." — Das ist in nuce der Inhalt der Novelle. Mit einer gewissen Tücke wird Abdias vom Schicksal heimgesucht: Er verliert die Liebe der schönäugigen Deborah, sein Heim und Vermögen. Dann entreißt ihm der Tod sein Weib Deborah, gerade als sie ihm ein Kindlein schenkt und sich wieder in Liebe ihm zuwendet. Wie mit einem Fluch beladen flieht er mit diesem Kindlein nach dem fremden Land Europa. Auch hier schlägt man aus Scheu

[1]) Soweit es sich um die Entstehungsgeschichte handelt, ist aus einleuchtenden Gründen nach der ersten Fassung zitiert: „Oesterreichischer Novellen-Almanach. Herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien, 1843. Verlag von Tauer & Sohn, Schulhof Nr. 413. S. 281—340.

ein großes Kreuz vor ihm. Nun kommt das Letzte; das Einzige, was ihm geblieben, Ditha, die zarte Blume aus Esthers Busen, knickt ein Blitzstrahl. Zerzaust, entblättert steht er nun da, verlassen von allem, was seinem Herzen gut war, vom Weibe Deborah bis herab zum Hunde des Hauses. Auch sein kühner, zäher, trotziger Geist ist gebrochen: Einstmals verweilte er mit Lust bei dem Gedanken den Bei zu töten, selber Bei, ja Sultan zu werden und die ganze Welt zu erobern und zu unterwerfen. Früher fletschte er voll heißer Wut seinem Verfolger Melek die Zähne entgegen und schoß ihm rücklings seine Pistolen nach, früher zerraufte er sich den Bart und zerriß sein Gewand; nun aber, da der Gewitterfunke das Letzte an seinem Herzen getötet, bleibt sein Auge starr und trocken; er steht eben da und läßt „den Hagel auf sich ergehen." „Mechanisch" ladet er die junge Leiche über seine Schultern, daß ihm Haupt und Arme des Mädchens herabhängen. So schreitet er wortlos, ohne Gebärden im Winde dahin: ein tiefes, schauriges Gegenbild zu dem greisen Lear[1]), der, seine gemordete Tochter auf den Armen, im rasenden Wahnsinnsschmerz sein gräßliches „heult, heult!" ausstößt. Stumpfe, mürbe Resignation des Wörtchens „mechanisch", die sanft in erlösenden Wahnsinn verfließt, das ist

[1]) Stifter widmet einer Darstellung des „Lear", die er jedenfalls in seiner Jugend gesehen hat, im „Nachsommer" (I, 296 ff.) durch mehrere Seiten hindurch eine anschauliche Schilderung und treffliche Charakteristik. Die Stelle hat zweifellos autobiographischen Wert. „Es lebte", heißt es daselbst, „an der Hofbühne ein Künstler, von dem der Ruf sagte, daß er in der Darstellung des Königs Lear von Shakespeare das Höchste leiste, was ein Mensch in diesem Kunstwege imstande sei." Der Künstler war Heinrich Anschütz, der Heldenvater am Wiener Burgtheater, der daselbst am 28. März 1822 zum ersten Male in dieser Rolle spielte. Bis in sein hohes Alter erwarb er sich als König Lear die glänzendsten Erfolge. Auch Tieck gehörte zu seinen Bewunderern. Das Stück wurde in der Übersetzung von Heinrich Voß mit günstigem Ausgange gegeben. Erst Laube hatte 1851 den Mut Lear im fünften Akte zu „töten".

die herbe, dumpfe Schlußkadenz eines irrenden Menschenlebens. — — Der Dichter hat das Grundproblem gelöst, das er sich gestellt: „Die gelassene Unschuld der Naturgesetze" hat über einen Menschen gewaltet und gerichtet. Unter dem finis steht ernst drohend in eindrucksvollen Buchstaben geschrieben: Die ewige Übermacht der Naturgesetze über das Unvermögen des Menschen. Der Dichter versteht unter Naturgesetz auch Fatum, Schicksal, Vorsehung.

Dieses Hauptthema des „Abdias" läuft in einen wohlausgebauten Ideengang von Stifters Welt- und Naturanschauung ein. Leise und doch stetig taucht es in seinen Dichtungen auf und schlägt immer eine tiefe, seltsame Saite seiner Stimmung an. „Die Natur", sagt er in den „Schwestern", „das Kleid Gottes", „die Sprache, wodurch er einzig zu uns spricht", „ist der Ausdruck der Majestät und Ordnung: aber sie geht in ihren großen eigenen Gesetzen fort, die uns in tiefen Formen liegen, sie nimmt keine Rücksicht, sie steigt nicht zu uns herab, um unsere Schwächen zu theilen, und wir können nur stehen und bewundern." Mit derselben Wendung sagt er in der Einleitung zu „Abdias": „. . der Pöbel staunt dumpf, wenn das Ungeheure geschieht." Gott also, die unsichtbare Vorsehung, das Schicksal wirkt durch die Naturgesetze, die unabänderlich starr und kühl ihre Bahnen wandeln. Sie können das Ballonschiffchen im „Kondor" „wie ein gebogenes Kartenblatt" vor dem Frührothe herabschütteln, „*so naturgemäß*, wie aus der Wolke daneben ein Morgentropfen fällt". Die Natur nimmt keinen Anteil an dem kleinen Erdenvolke, und die nämliche Nacht, heißt es im „Hagestolz", geht mit dem kühlen Mantel aller ihrer Sterne „*gleichgiltig*" herauf, ob junge Herzen des Lebens sich freuen, oder alte matt und lässig dem Tode entgegenpochen. Mit ewigem Gleichmut überdauert sie alle Stürme des menschlichen Herzens, allen Wechsel der Zeiten. Wie mit einem düstern Trauerflor

senkt sich diese Stimmung auf das letzte Szenenbild im „Alten Siegel". „Das Frühglöcklein tönt noch, wie sonst, der Bach rauscht, wie sonst — aber auf dem alten Hause ist es heutzutage ein trauriger, betrübter Anblick unter den Trümmern der verkommenden Reste . . . Nur die Berge stehen noch in alter Pracht und Herrlichkeit — ihre Häupter werden glänzen, wenn wir und andere Geschlechter dahin sind, so wie sie geglänzt haben, als der Römer durch ihre Thale ging, und dann der Allemanne, dann der Hunne, und dann Andere und wieder Andere. — —" Diese trübe Stimmung faltet sich auf der Stirne des um seine Liebe und sein Leben betrogenen Grafen Jodok der „Narrenburg" zu einem finsteren Pessimismus zusammen: „aber da rollt Alles fort — wohin? — Das wissen wir nicht. — Millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es rolle, aber sie wurden weggelöscht und ausgetilgt, und neue Millionen werden mitarbeiten und ausgelöscht werden." Stifter spitzt dieses Triumphieren der Naturgesetze noch weiter zu einem wirkungsvollen Stimmungskontrast zu und zeichnet damit in das heilige Antlitz der Natur einen schneidend ironischen Zug hinein. Der Schwedenprinz hat im „Hochwald" nach jener verhängnisvollen Unterredung im Walde die beiden Mädchen verlassen. Wir ahnen nichts Gutes, und doch: „die Sonne schien, wie immer, die Vögel zwitscherten, und der blaue Waldhimmel sah hernieder." Dieses „wie sonst" oder „wie immer" lächelt uns mit der bitteren Wehmut an, mit der ein verirrtes Sonnenfleckchen in einer Totenkammer spielt. Die Leiche der Gemahlin des Obrist in der „Mappe" war aus dem Hause fortgetragen: „Dann schien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das sie im Herbste angebaut hatten, die Bäche rannen durch die Thäler hinaus — — nur daß sie allein dahin war, wie der Verlust einer goldenen Mücke." Ebenda sagt er einmal: „Das blondgelockte Kind

und die neugeborne Fliege, die daneben im Sonnengolde spielt, sind die letzten Glieder einer langen unbekannten Kette." Das klassischeste Beispiel aber für diese Ironie der Naturgesetze stellt er, gleichsam um das empfangende Gemüt für den dumpfen Grundton der Erzählung zu stimmen, in jenem erwähnten Prolog zu „Abdias" auf: „Dort, zum Beispiele, wallt ein Strom im schönen Silberspiegel, ein Knabe stürzt hinein, das Wasser kräuselt sich lieblich über seine blonden Locken, er verschwindet, und wieder wie vorher wallt der Silberspiegel an der Stätte —" Dieses „Stille und Unbefangene" in der Natur, eben diese „gelassene Unschuld, mit der die Naturgesetze wirken," ist also die starre Formel, die mit grausamer mathematischer Sicherheit durch die Leidensgeschichte des Abdias bewiesen werden soll. Noch am Ende malt er zur Katastrophe ein entsetzlich liebliches Bildchen. Das Mädchen entsank seiner Hand und war tot. Draußen aber war ringsum friedliche Ruhe, kein Lüftchen regte sich, „und zeitweise sang noch die Lerche." Lerchensang über dem toten Mädchen, eine ironische Musik! Dazu noch ein weiterer Gegensatz; jenes Gewitter, welches das Kind hinweggerafft, „schüttete an dem Tage noch auf alle Wesen reichlichen Segen herab" und schloß mit einem Regenbogen im weiten Morgen.

Es ist kein Zweifel, das die ganze Anschauung, welche zwar nicht das herrschende Verhältnis Stifters zur Natur darstellt, sondern nur eine wiederkehrende Regung seines Gefühls ist, tief aus dem Pessimismus seiner Zeit die herben Säfte gesogen hat. Mit ihm ist der Dichter seit den zwanziger Jahren aufgewachsen. Der Weltschmerz, mit dem sich Byron für die Jungdeutschen so interessant gemacht hat, und die Schopenhauersche Philosophie erfüllten den ganzen Zeitgeist unsichtbar aber doch mächtig. Man rüttelte und modulierte an der Freiheit des Willens; die Tage waren noch nicht allzulange vorüber, da man unter dem Schüttern der

Napoleonischen Ereignisse auch außerhalb des Theaters, auf der Bühne des Lebens, vor der Schicksalsidee auf den Knieen lag. Werner, Müllner und Houwald machten immer noch die Menge beben, und selbst Grillparzer wurde trotz alles Wehrens mit der „Ahnfrau" zu ihnen gerechnet. Nur zu leicht wäre man geneigt auch den orientalischen Juden Stifters sich dem traurig stumpfen Zug dieser Schicksalsbüßer anschließen zu lassen. Besonders der Eingriff jener fremden Himmelsgewalten, jene magische Elektrizität, die, vom Vater auf das Kind schuldlos vererbt, den todbringenden Blitzstrahl auf den lockigen Scheitel Dithas herabzieht, will wohl sehr als fatalistisches Element ins Gewicht fallen. Stifter spielt auch etwas versteckt mit dem Schicksalsgedanken: „jedenfalls aber", sagt er im Eingang zur Erzählung, „wird man durch Lebenswege, wie seiner, zu der Frage angeregt: 'warum nun dieses?' und zu düsterem Grübeln über Vorsicht, Schicksal und letzten Grund aller Dinge". Er läßt jedoch die Dichtung anders entscheiden. Er hat den Glauben an eine webende, leitende Vorsehung. Schicksal ist ihm ein „Gesendetes". Er zählt an der „Kette von Ursachen und Wirkungen" wie an einer heiteren Blumenkette „Blume um Blume" hinab, bis zu jener Hand, welche das Ende hält. Jetzt zwar können wir die Lücken nicht ausfüllen; aber einstmals werden wir die ganze Rechnung überschauen können. Also nicht der Schicksalsidee wollte Stifter das Molochsopfer bringen, nicht blindlings wird Abdias vom Schicksalsrad hinabgerissen. Der Dichter vertieft vielmehr die Motive. In Abdias' Brust sind seine Schicksalssterne, wie etwa bei Schillers „Wallenstein" oder bei der „Ahnfrau". „Es ist ungewiß", sagt der Autor, „ob [Abdias'] Schicksal ein größeres Räthsel sei, oder sein Herz." Nicht wie Hiob[1]) wird er geprüft, sondern

[1]) Die unten angeführten „Blätter für literarische Unterhaltung" (1847, Nr. 301) nennen Abdias einen „modernen Hiob". Mit den

eine tiefe, innere Schuld klebt an ihm. Jenes Sichnichtbescheiden im Kreise seiner armen, schmutzigen Stammesbrüder, jenes von südlicher Glut erfüllte Hinausstreben über die Schranken, die ihm die Natur gesetzt, das ist die tragische Schuld des Helden. Abdias war ja jener „König der Karawanen", der in Reichtümern schwelgte; er war jener kühne Schlachtenlenker, dem ein Türke demütig die blutige Klinge am eigenen Kaftan abwischte; er ging in prunkenden, herrlichen Gewändern, er besaß die schönäugige Deborah; alle Karawanserais waren der Rede voll von ihrer Schönheit; er hatte jene brennende „Sultansfreude und Herrscherlust" im Herzen; ja selbst noch vor dem letzen Stadium seiner Bahn ist ihm oft im titanischen Übermute, „als werde einmal gar ein Engel zu (Ditha) kommen und ihr einen Bräutigam verkünden und zuführen, wie es den Vätern Isaak und Jakob geschehen — anders könne es mit ihr ja gar nicht sein, weil sie selbst nicht anders als ein Engel sei —" Zu hoch wollte er steigen, dieser wahnwitzige Stolz mußte die Nemesis reizen. Das ewige Gleichgewicht der Vorsehung mußte wieder hergestellt, die Lücke in der Kette ausgefüllt werden. Die Naturgesetze, die Abdias frevlerisch angetastet, schütteln ihn ab und zerschmettern ihn. So faßte auch Grillparzer Napoleon und Beethoven auf. Die eigentliche Tragik ist freilich nicht sein Fall und sein Verlöschen, sondern, daß er seine Schuld nicht fühlt und sich nicht dafür bestraft weiß. Noch in der Dämmerung des Wahnsinns flackert in seinem leidensmüden Geist der Rachegedanke auf, nach Afrika zu reisen und Melek ein Messer in das Herz zu stoßen. Er aber vermochte es nicht mehr.[1])

Worten Hiobs „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen", läßt auch die französische Übersetzerin die Erzählung ausklingen: „Dieu avait commencé son oeuvre en donnant à Abdias; il l'achevait en la lui retirant." (S. unten S. XXXIX a. a. O. S. 205.)

[1]) Die französische Übersetzung hat auch hierin eine andere Auffassung; sie läßt in Abdias Innerem eine Wandlung vor sich gehen und

2.

Es liegt nicht in Stifters Art der Konzeption aus blanker Phantasiewelt künstlich die Motive herauszugreifen und zu einem feinen Netze zu verschlingen. Nach dem „Kondor" und „Hochwald" hatte sich seine poetische Erfindungskraft stark ausgelebt. Von da an liegt meistens ein Erlebnis vor, aus dem er mit dichterischer Gestaltung Faden um Faden herauswickelte. So ist auch hier von vornherein zu fragen, ob irgend ein Erlebnis die Sprungfeder gewesen ist, die den Gang seiner doch mehr oder weniger langsam arbeitenden Phantasie allmählich in Bewegung brachte. Die erste Fassung der Novelle bietet da ziemlich handgreifliche Anhaltspunkte, wo anzusetzen wäre. „Zu jener Zeit", heißt es am Anfang der Erzählung, „als wir, die wir diese Geschichte erzählen, durch Zufall in das Thal gekommen waren, und von der Abenteuerlichkeit mancher Steine angezogen, einige derselben zeichneten, war das weiße Haus schon längst fertig, Abdias wohnte schon längst darinnen und beherbergte uns, und es waren auch schon längst jene zwei wunderbaren Begebenheiten geschehen, die wir gleich unten erzählen werden." — Das ist nun keineswegs als bloße poetische Fiktion hinzunehmen, zumal sie der Dichter mit merklichem Interesse bis ins genaue Detail ausgeführt hat. Auch ist ja wohl dieses Ereignis so ganz wirklich aus seiner jugendlichen Zeichner- und Malerperiode herausgenommen. Vielleicht machte Stifter tatsächlich die Bekanntschaft mit einem ägyptischen Juden, der sich in irgend einem Tale Oberösterreichs oder in den Wäldern Südböhmens angesiedelt hatte. Besonders auffällig ist es, daß er sich mit einer einmaligen Betonung des Erlebten nicht zufrieden gibt; was er am Anfang schon einmal erzählt, nimmt er wieder am Schlusse in derselben Fassung

endet die Erzählung mit den Worten: „L'amour paternel et la douleur l'avaient converti et sauve." a. a. O. S. 205.

auf und führt nun in sehr realistischer, glaubwürdiger und sehr eingehender Schilderung die Szene des oben erwähnten Besuches bei Abdias vor: „Damals war es auch, wo wir, unser zwei Freunde, das Thal besuchten und die Steine zeichneten. Er hatte zu der Zeit nur einen alten Diener und eine alte Magd. Beide, wie ihr Herr, schauten uns mit erstaunten Augen an, als wir um Erquickung und Nachtlager baten — dann aber führte er uns in's Haus in ein prachtvolles Zimmer, wir mußten zugeben, daß er uns die Füße wusch und dann erst bewirthete er uns reichlich. Als wir schieden, segnete er uns und machte uns Zeichen nach, als wir fortgingen." Mit diesen markanten persönlichen Spuren läuft auch die Erzählung in der ersten Fassung aus: „Als wir wieder einmal das Thal besuchten, war [Abdias] schon drei Jahre todt, aber der jetzige Eigenthümer, jener Handelsfreund, nahm uns gastfrei auf, und sagte uns, daß er die Besitzung geerbt, daß sich schon einige Hütten angebaut, und daß er in wenig Jahren das Thal urbar zu machen hoffe." — So weit und so aufrichtig ins Einzelne geht sonst bei Stifter die bloße poetische Fiktion nie, am allerwenigsten in der Zeit der ersten Fassung, wo die Erzählung unmittelbar subjebktiv aus seinem eigenen Inneren geflossen ist. — Ein stilistisches, texthistorisches Argument aber bekräftigt ganz auffallend, daß jene Fiktion durchaus ernst zu nehmen ist. Die Umarbeitung der Erzählung in der zweiten Auflage der „Studien" (1847) ist sonst streng objektiv und verdrängt bewußt alles Subjektive, also auch alles Erlebte aus der ersten Fassung. Auch die kleinste Andeutung der Autorfeder ist ausgemerzt. Jene zwei angeführten Stellen aber mußten für Stifters Gefühl einen besonderen persönlichen Gefühlswert haben, wenn die ganze Begegnung mit Abdias aus dem Werke spurlos verschwinden mußte. Vielleicht leitet noch einmal die Gunst des Zufalls auf den rechten Weg und läßt

den Knoten auffinden, aus dem die Fabel geschürzt ist. Die unermüdliche Forschung hat schon für einige Erzählungen mit überraschender Ähnlichkeit solche Punkte entdeckt, an denen dann das Ganze in dichterischer Kryſtallisation zusammenschoß. Gewöhnlich waren es Volkssagen, Ereignisse, Märchen, die man dem Dichter erzählte, oder äußerlich unscheinbare Erlebnisse (vgl. „Narrenburg", „Pechbrenner", „Turmalin", „Bergkryſtall" u. s. w.). Wie oft klagte er über Mangel an Anregung und poetischer Anreizung in seinem vielfach beschränkten Lebensgang, so daß er fast dürstend auch das Kümmerlichste, was er fand, mit seinem Dichtungsgeiste umwob.

Diese Befruchtungstechnik, wohl bei Stifter die häufigste Art der dichterischen Empfängnis des Stoffes, arbeitete nicht etwa leichthin und oberflächlich. Er durchgeistigte vielmehr den Stoff nach jeder Richtung hin; und so mußten sich auch bei Stifters starker Individualität innere Elemente loslösen und in das Ganze hineinwachsen. Die tragische Wendung in Abdias' jungem Eheleben läßt zum mindesten auf ein inneres persönliches Erlebnis schließen. Stifters Antlitz war von eben denselben Pockennarben durchfurcht, die sich Abdias in Odessa geholt hatte. Vielleicht bereitete diese schwache Verunstaltung unserem Dichter ähnliche bittere Enttäuschungen, mit der auch Abdias das Schwinden von Deborahs Liebe bemerkte. „Sie hatte nur leibliche Augen empfangen, um die Schönheit des Körpers zu sehen, nicht geistige, die des Herzens." Wie verräterisch tief und allgemein klingt das wohl? Oder sollte gar sein überaus feinfühliges, zartbesaitetes Empfinden in den Augen seiner etwas sinnlich und oberflächlich veranlagten Gemahlin eine ähnliche Scheu, ein ähnliches Mißfallen an seinem Äußern, wenn auch nur leise, ganz leise, unbewußt angedeutet, beobachtet haben? Wer hat wohl je tief genug in die Tragik dieser Ehe hineingeblickt? Hatte er ja doch

mit Amalie Mohaupt mehr aus Trotz gegen die Familie Greipl den Lebensbund geschlossen. Freilich wäre ihm bei dem „Experiment" beinahe „das Herz gebrochen". Jener bejammernswerte Brief, den er als junger Ehemann an seine Jugendgeliebte Fanni Greipl schrieb, ist Anhaltspunkt genug, und man darf ihn wohl kaum mit all seinen Konsequenzen ausdenken. Und sonderbar, eben diese Fanni Greipl ereilte dasselbe Geschick, dem auch die arme Deborah erlag. Auch sie mußte nach drei Jahren freudloser Ehe bei der Geburt eines Kindes ihr junges Leben lassen. Stifter wurde zweifellos von dem Hinscheiden des geliebten Wesens, für das er einst das kühnste Glück erträumt hatte, in der tiefsten Seele berührt. Für ihn gab es ja nach der ersten Liebe keine mehr. Auch der Zeitpunkt dieses Ereignisses, September 1839, kommt der Entstehungszeit des „Abdias" ganz nahe. Sonst ist freilich gerade dieses Motiv in der poetischen Literatur ziemlich wohlfeil. Man suche nur bei Stifter nicht weit und denke an Siebenkäsens Lenette.

In das psychologisch hochinteressante Erziehungsproblem der kleinen Ditha, die mit angeborner Blindheit geschlagen ist, legt Stifter seine durch und durch pädagogisch veranlagte Seele und seine ganze Liebe zur Kinderwelt hinein. Das Thema ist zugleich für die heutige Forschung, die staunend vor dem Wunder Hellen Kellers steht, höchst modern. Es ist aber auch psychologisch tief durchgedacht und bewegt sich ganz im Spielkreis romantischer Vorstellung. Wenn Stifter Ditha, nachdem sie sehend geworden, von „violetten Klängen", die ihr lieber seien als die, welche „aufrecht stehen und widerwärtig seien, wie glühende Stäbe", sprechen läßt, so erinnere man sich des Falls, den Aug. Wilh. Schlegel in seinen Vorlesungen [1]) erwähnt, daß ein Blinder einmal die rote Farbe mit dem Schall einer Trompete verglichen habe.

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 17, S. 278.

In den Feldblumen kommt Stifter selbst „das Roth wie Trompetengeschmetter" vor (I, 97,12). Das Problem gibt teilweise auch eine Erklärung für den romantischen Sinnesrausch in der Qualitätenmischung von Ton und Farbe, in dem unser Dichter selbst in seiner Jean Paulschen Epoche schwelgte. Als Ditha das Augenlicht wiederbekommen, saß sie oft stundenlang vor einem blühenden, blauen Flachsfelde; sie sah darauf hin „oder horchte sogar", heißt es in der ersten Fassung. Das ist für die Sinnesverwirrung von Ton und Farbe eine subtile Beobachtung: Das sonst in der Zeit der Blindheit so angestrengte und geübte Gehör Dithas geht beim Anschauen des Flachsfeldes leer aus und dürstet nach Empfindungen. Die Phantasie kommt zu Hilfe und zaubert ihm nun Klänge vor. Auch Abdias kommt mit tiefem Verständnisse dem Verlangen entgegen und sagt Ditha, „der ganze Himmel, der da auf den Spitzen dieser grünen stehenden Fäden klinge, gehöre ihr." Es sind jedenfalls die fruchtbaren Ergebnisse eigener Seelenstudien und scharfer Beobachtungen, die er in packender, liebevoller Form uns hier bietet.

So weltabgeschieden und einsam sich auch das Schicksal des Juden Abdias erfüllt, so schiebt sich doch die Erzählung literarhistorisch mit vielen Beziehungen in den Hintergrund ihrer Zeit ein. Es hat sich seit dem ersten Auftreten Stifters die landläufige Anschauung gebildet, daß Stifter sich nicht in seine Zeit einordne. Sein Dichtergarten ist, so meint man, gleichsam mit hohen, dicken Sonderlingsmauern umgeben, über die keine moderne Idee zu klettern vermag. Die „Hannoversche Morgenzeitung" (1847, Nr. 88) nimmt dies ihm besonders übel. Es verrate den „erstaunlichsten Egoismus oder eine nicht minder erstaunliche Borniertheit", daß Stifter der Zeit so gänzlich den Rücken zuwende. Er rette sich zwar wie Goethe, aber ohne „die entfesselten Geister" der Zeit

individuell in sich zu verarbeiten. Aber schon Hieronymus Lorm und andere urteilen nicht so kurzsichtig. Stifter vermochte es freilich nicht mit seiner festwurzelnden Persönlichkeit, seine Seele auf die politischen Wettermäntel seiner Zeit zu schreiben. Fernab von dem Journalistenlärm des Tages spann er sich in das stille Reich seiner Gedanken ein. Er versenkte sich darein mit jener epikureischen Ruhe Goethes, dem es bei dem lauten politischen Getriebe ging, wie einem, „der in der Mühle einschlafen lernt". Aber er hielt fern von dem „staubaufwirbelnden Kampfe", wie Lorm sagt, stets mit dem literarischen Gange seiner Tage ernstlich Schritt. Besonders in der Zeit von 1835—1840, wie August Sauer berechnet, muß er die ganzen literarischen Produktionen in sich aufgenommen haben; denn gerade von dieser Zeit fehlt uns auch die mindeste poetische oder biographische Kunde. Erst die späteren, äußerst feinen literarischen Urteile, die ganz zufällig allmählich auftauchen, werfen einen überraschenden Reflex in jene dunkel verhüllten Tage. Er liebt die Droste, kennt Heine und Börne, äußert sich über Lenau, Eichendorff und die Rahel (1834) will er sogar mehrere Male gelesen haben. So schlägt auch der Orientalismus jener Zeit seine Wellenringe bis an Stifter heran. Der Abdias ist nur eine von den vielen fremdländischen Erscheinungen, die der bunt schillernde Strom der exotischen Richtung emporgetrieben hat.

Bei einem aufmerksamen Verfolgen treffen wir schon von den ersten Erzählungen an auf orientalische Spuren. Sie geben uns deutliche Zeichen, daß Stifter in dem Orientalisch-Exotischen gerne und heimisch lebte. Man merkt jedes Mal ganz gut die Absicht heraus, daß er damit hin und wieder einen flitternden Reiz aufleuchten lassen will:

Briefe, I, 24: „Man sieht nirgends eine rührende, schöne Gemüthsblume auseinander blühen, ihr Inneres bleibt uns so unbekannt, wie das Innere von Afrika." (Besprechung von Halms „Griseldis".) — In

einem Gedichte aus dem Dezember 1831 „Das Mädchen auf der Haide" heißt es:

Und wie ich sinnend blickte
So nach des Weges Rand:
Da saß ein braunes Mädchen
wie die aus Morgenland."

„Kondor", 29, 1: „Man erzählt von einer fabelhaften Blume der Wüste, die jahrelang ein starres Kraut war, aber in einer Nacht bricht sie in Blüthen auf, sie erschrickt und schauert in der eignen Seligkeit." [1]) — „Feldblumen", 47, 12: „... ach, jene Wunder, die in Wüsten prangen, über Oceanen schweben und den Gottesdienst der Alpen feiern helfen." — ebda, 60, 31: (Angela) ging langsam, wie eine stolze Südländerin — wie jene Zenobia, die Königin der Wüstenstadt [2]) — „Haidedorf," 190, 19: Auch der Haidesohn war im Lande Egypten und in der Wüste. Das Wasserziehen der Sonne hat er oft „in morgenländischen Wüsten" gesehen. — „Narrenburg", 64, 1: (Pia), das verwahrlos'te, zartgliedrige Wesen, das (in Gesellschaft des alten Ruprecht) zu einem Wüstenvogel aufwachsen muß," — „Waldbrunnen": „Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß ... kein Thier, und wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Wüstenthier ist, so schön zu sein vermöge, wie ein Mensch." — „Wien und die Wiener", Werke XV, 36, 22 „jenes neue Haus, das sich so kollosal und fast egyptisch ernst und schwer dem Sandplatze entlang zieht — es ist das neue Kriminalgebäude."

Das tief innerlich Erlebte im „Haidedorf" läßt den Gedanken nicht willkürlich gezwungen erscheinen, daß sich Stifter selbst schon seit langem mit dem Plane trug, eine orientalische Dichtung, sei es nun eine Novelle oder eine Gedichtsammlung, seiner Zeit darzubieten. Der Haidesohn ist (in

[1]) Der Vergleich bezieht sich auf Kornelia; vgl. ebenso auf Ditha angewendet „Abdias" 98, 30: „aber wie man von jener fabelhaften Blume erzählt, die viele Jahre braucht, um im öden, grauen Kraute zu wachsen, dann aber in wenigen Tagen einen schlanken Schaft emportreibt und, gleichsam mit Knallen, in einem prächtigen Thurm von Blumen aufbricht: — so schien es mit Ditha."

[2]) Calderon hat die Geschichte Zenobias dramatisiert. Goethe führte das Stück in der Übersetzung von Gries 1815 in Weimar auf. In Wien ist aber keine Aufführung nachgewiesen.

der ersten Fassung) „in den Wüsten ein großer Dichter geworden". König und Königin kommen, um ihn darob durch Pergament und Orden unter die Edelsten des Landes einzureihen. Der König bietet ihm die kostbarsten Edelsteine für seine „orientalischen Perlen" (auch „Perlen des Orients") und August Sauer erinnert dabei an Herders orientalische Dichtungen. Vielleicht schwebte ihm überdies der noch ganz frische „west-östliche Diwan" Goethes vor. Goethe vergleicht daselbst einmal als Juwelier seine Gedichte mit Perlen.[1]) Auch von Hammer-Purgstall ist in Wien 1822 „Abul-Maanis' Juwelenschnüre, d. i. Bruchstücke eines bekannten persischen Dichters" erschienen. Darf man wohl mit der Hypothese etwas spielen, daß „Abdias" eine solche „Perle des Orients" in Wirklichkeit ist, vielleicht die erste, gelungenste, an die sich noch mehrere dann anreihen sollten? Die Annahme hätte überraschende Ähnlichkeit mit den „Bunten Steinen", deren Erzählungen anfangs für eine Märchensammlung für Kinder angelegt waren. Im weiteren Umkreis ist zu bedenken, daß Titel und Dichtungen wie Viktor Hugos

---

[1]) Goethes sämtl. Werke, Jubiläumsausgabe, Stuttgart Berlin V, 108; vgl. dazu Burdachs Einleitung S. XXVII. Der Juwelier (Goethe) spricht zur Perle, zur „schönsten, hochgeboren", die sich beklagte, daß sie nun durchbohrt, zerrüttet und zu schlechtern gesellt werde:

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen:
Denn wenn ich hier nicht grausam bin,
Wie soll die Schnur sich reihen?"

Goethe schrieb 1819 an Zelter gerade in der Zeit der letzten Arbeit am Diwan: „Daß Du und Deine treffliche Gesellschaft auch an die Reihe gekommen, hatte ich gleich gehört und weil man bei solchen Schmuckdarstellungen nur Perle zu Perlen reiht; so kommt das, was einzeln für sich stehen und gelten sollte, auch bloß zur augenblicklichen Erscheinung ohne verdiente Aufmerksamkeit zu erregen." Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III, 4.

„Orientales“ (1828) und Heinrich Stieglitz' „Bilder des Orients“ (1831/33) zur orientalischen Tagesliteratur gehörten.

Stifter hatte übrigens schon seine Kindesträume mit Spießschen und Cramerschen Romanen angeschwängert und in reiferen Jahren noch mit Cooper genährt. Daher brachte er ein Verlangen nach dem Fremdländischen mit. Als er dann nach Wien kam, konnte er recht ordentlich orientalische Erscheinungen beobachten. Über Wien legte sich ein Hauptzweig orientalischen Handels von Griechenland her. Türken, Griechen und orientalische Juden waren auf den Straßen keine Seltenheit; der derbe Zelter rühmt die Schönheit der griechischen Frauen, die er in Wien „nicht selten“ sah, in seinen Reisebriefen an Goethe (III, 59): „es ist das Edelste, was meine Augen gesehen haben. Die vollkommenste Klarheit der Karnation; Gliederbau, Embonpoint, Portement — alles das sind Worte, man muß es sehen. Und Augen, ja da kriegt man erst Augen. Dafür sehn denn die Männer aus wie große Spanferkel.“ Und der Kontrast, der Grieche oder die Griechin, der Türke oder Neger auf der deutschen Messe wurde sattsam von Freiligrath mit grellen, auffälligen Reizen vorgesungen. Alexander v. Humboldt rühmt auf seiner Durchreise durch Wien nach den „Äquinoctialgegenden“ besonders die reiche, kostbare Sammlung von exotischen Pflanzen. Natürlich fand auch in Wien trotz der Orientpolitik eines Gentz die Fanfare des griechischen Freiheitskampfes [1]) vollen Widerhall: Alle, die Stifter nahe standen, Anastasius Grün, Karoline Pichler und Zedlitz, der später allerdings umschwenkte, bereiteten durch ihre Byronverehrung dazu vor und stimmten auch dann begeistert mit ein. Nur Grillparzer stand dem allgemeinen Enthusiasmus für die Griechen kühl gegenüber.

[1]) Vgl. R. F. Arnold, Der deutsche Philhellenismus, Euphorion, zweites Ergänzungsheft, S. 147.

Auch konnte Stifter die rege Agitation der Griechenfreunde in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die dazu einen Turnierplatz stellte, eifrig verfolgen, ganz abgesehen von der allgemeinen großen Griechendichtung und von der allgemeinen Stimmung, die Viktor Hugo in den „Orientales" mit den kräftigsten Strichen zeichnet: „Der europäische status quo, schon verwittert und rissig, kracht von Konstantinopel her." Auch saß Stifter überdies noch am Fuße der gelehrten Warte Hammer-Purgstalls, in dessen Umgebung man nur — wie Goethe es etwa nennt — „Patriarchenluft kostete". Unser Dichter konnte unmöglich der reichen publizistischen und poetischen Übersetzertätigkeit dieses Mannes ausweichen. Lieferte ja auch dieser Fürst der orientalischen Wissenschaft einmal einen poetischen Beitrag „Sebba" in jene „Iris" (1841), die die meisten Stifterschen Sachen brachte. — Als ein weiteres wichtiges Element kommen die Weltreisen und die Reisebeschreibungen hinzu. Die Lust die Welt zu sehen, war damals Mode. Alexander von Humboldt gilt als typisches Beispiel. Mit so unerschöpflichem Auge sah sich allerdings keiner mehr die Welt an. Weltumsegler wurden gedungen und ausgerüstet. Es folgt dann auch Chamissos Forschungsreise (1815 bis 1818). Auch der unermüdliche Hammer beschrieb in früheren Jahren seine Reise von Konstantinopel nach Brussa (Pesth 1818). In den Jahren 1832 und 1833 sammelte Lamartine die Kenntnisse und Anregungen zu seinen „Reisen in den Orient". Alle aber überholt an öffentlichem Aufsehen der sensationssüchtige Fürst Pückler-Muskau. Mit wirklichen Siebenmeilen-Stiefeln durchschlenderte er die Welt; in der niedrigsten Erdhütte hielt er Einkehr, bei jedem Pascha ließ er sich auf dem Seidenpolster nieder. Seiner Gemahlin in Berlin schickte er kostbare Geschenke und Sehenswürdigkeiten herüber und ließ in Zeitungen von sich berichten. In seinem fünfbändigen Werke „Semilasso in Afrika" (Stuttgart

1836), das für uns in Betracht kommt, schreibt er einen mühelosen, konversationsartigen Briefstil, mit dem er neben eingehenden, gelehrt klingenden Ausführungen die intimsten Situationen hinplaudert und rasch von einem Abenteuer zum andern führt. Diese Reisebeschreibungen wurden nun mit eben solcher pikanten Neugierde verschlungen, als man allgemein nach der bunten, nach Ambra duftenden Wüstenpoesie Freiligraths haschte. Die Entstehungsgeschichte der „Narrenburg" hat hinlänglich bewiesen, wie gut Stifter den Fürsten Pückler kennen mußte.

Es ist nicht ausgeschlossen, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß Stifter die Reisebeschreibungen des Fürsten gelesen hat und daß der „Semilasso" bewußt oder unbewußt im „Abdias" nachgewirkt hat. Soviel ist sicher, daß sich Stifter wohl hier am leichtesten Kenntnisse und Anregungen holen konnte. Von den Juden, aus deren Stamme Abdias ist, erzählt Pückler („Semilasso" III, 142), daß sie inmitten der römischen Ruinen ein kümmerliches Leben führen. Sie seien aus Spanien her eingewandert und hätten in Fez, Algier, Tunis und Tripolis eine große Anzahl ihrer Stammesbrüder gefunden. Diese seien einst von den Canaanitern abstammend vor Josua geflohen und hätten sich in Mauritania Tingitania angesiedelt. „Man erzählt viel", fährt er fort, „von der harten und grausamen Behandlung, welche die Juden von den Muselmännern zu erleiden hätten; es scheint dies jedoch sehr übertrieben zu sein. Daß sie mit Verachtung und Insolenz behandelt werden, ist gewiß, wie wohl auch dies täglich geringer wird." Also in einem ähnlichen, schauerlichen Gerücht dürfte wohl die Fabel zum Teil wurzeln; mag es nun mündlich oder in einer Reisebeschreibung oder in einem Zeitungsbericht versteckt Stifter nahe gebracht worden sein. Sonst noch konnte er sich für seine Schilderung der römischen Ruinenstadt in Pücklers Beschreibung der römischen Ruinen in Ägypten umsehen. Dieser führt den Leser in den Ruinen

von Utika, Zugar, Aquae-regiae u. a. herum und zeigt ihm Steinhaufen von Tempeltrümmern, Zisternen und prachtvollen Aquädukten. Es seien einige Stücke, die recht gut in die Ruinenstadt des „Abdias" passen, hier aufgestellt: „Semilasso" V, 52: „. . . sah man die Trümmer mehrerer Wohnhäuser, dann folgte ein Triumpfbogen im corinthischen Styl, reich verzirt, . . . dessen Säulen leider umgestürzt, und zerbrochen am Boden liegen. (Ruinen des alten Sufetula.) Dazu vgl. „Abdias" 9 ff. — „Semilasso" III, 40: „unter einem thurmartig hervorragenden Pfeiler, an den sich eine Palme gelehnt hatte — die gern mit Trümmern des Alterthums sich zu vereinen scheint" ebda. IV, 157 ff.: „Im Vorgrund zieht sich, durch mehrere Überreste antiker Gebäude verschönt, eine kleine Wasserleitung hin . . ." — Zu „Abdias" 9, 28 ff. vgl. „Semilasso" IV, 16: „Mitten zwischen den Trümmern eines andern sehr großen Gebäudes zeigten uns die Beduinen eine schmale, dunkle Öffnung im Boden und behaupteten, das sei der Anfang eines unter der Erde fortlaufenden Ganges . . . J. . . kroch hinein, sprang ziemlich tief hinab, und fand ein geräumiges Gewölbe." — Aus diesen anschaulichen und reichen Schilderungen konnte sich Stifter sehr leicht die Stücke zu seinem wundersam natürlich getroffenen Gemälde zusammensuchen. Mit der Geschicklichkeit poetischen Hineinfühlens, mit der Goethe z. B. im „Wanderer" eine früher nie gesehene Ruinenstätte bei Rom zeichnet, verstand es Stifter noch dazu, über all dem einen frischen Hauch von Wirklichkeit zu hauchen.[1])

---

[1]) Auch Pückler Muskau erwähnt von der fabelhaften Blume, die oben angeführt wurde: „Semilasso" III, 271: „Das Volk hat die Sage, daß im Moment, wo der obere Büschel den reifen Saamen ausstreut, dies mit einem Knall vor sich gehe, der einem Pistolenschuß gleichen soll." (Aloë.) — Auch erzählt er von dem Glauben an dem bösen Blick, den auch Stifter kennt („Abdias" 40, 29); „Semilasso" IV, 137: Eine Wöch-

Vergangenheit — Römische Ruine.

(Matin · Das Heidentor bei Carnuntum.)

Ein Gemälde von Stifter, „Vergangenheit — Römische Ruinen", das erst in der letzten Zeit ans Tageslicht kam, hat zugleich einen neuen Anhaltspunkt in Stifters Phantasiewelt ausgraben helfen. Das Hauptmotiv, ein deutlich ausgemalter Bogen links im Vordergrund, gestaltet sich fast photographisch genau als das „Heidentor" bei Petronell sechs Meilen östlich von Wien; und zwar stellt es sich als die südöstliche Ansicht dieser Ruine dar. Die anderen verschwommenen Ruinentrümmer außer dem Klumpen neben dem Bogen, die gleichfalls der Wirklichkeit nachgebildet ist, mögen sich wohl aus bloßer eigener Erfindung hingelagert haben. Stifter kannte ja die Umgebung von Wien so genau, daß zweifellos die einzige größere Ruine aus dem römischen Altertum in dieser Gegend, die der Gang der Jahrhunderte nie in die Erde getreten, stark auf sein Malerauge gewirkt hat.[1])

Schließlich hatte er noch ein sichtbares Modell im Schönbrunner Garten vor Augen. Für den Helden der „Feldblumen" ist der Ort so bedeutungsvoll, da er hier seine Angela mit Emil beim vermeintlichen Liebesstelldichein überrascht: „Rechts vor dem Obelisk ist eine nachgeahmte römische Ruine um ein melancholisches Wasserbecken herum, in welchem allerlei bunte Thierchen und Wasserpflanzen schwimmen." Bunte Tierchen

---

nerin verweigert es, ihr Kind anschauen zu lassen, „immer die Furcht vor einem bösen Auge vorschiebend."

[1]) Das Heidentor befindet sich eine halbe Stunde Weg südlich von Petronell auf einer rings von Kornfeldern umgebenen Anhöhe und bildet jetzt eine Ruine, deren Umriß sich schon von weitem charakteristisch vom Himmel abhebt. Es war wohl ehemals ein kolossales Grabdenkmal und stammt vermutlich aus dem 3. Jahrhundert. Das „Heidentor" ist der größte der vorhandenen Reste aus der Römerzeit. Die gründlichen Ausgrabungen in Carnuntum, besonders auf der Pfaffenbrunnwiese (Dolichenum) geschahen erst im Jahre 1891. Vgl. Archaeologisch-geographische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn, Hrsg. von O. Bendorf und E. Bormann. Jahrgg. XVI, S. 156 ff.

schwimmen zwar nicht mehr zur Zeit in dem stillen klaren Wasser, und nur geschmeidige, sanftgrüne Algen spielen um das moosige Gestein. Aber ernst und doch trugvoll täuschend wie ehedem starrt dahinter verfallen die künstliche Ruine eines römischen Triumphbogens. Ringsum sind in schönem Wirrsal Torsos, Inschriften, Freskos und Säulentrümmer herumgeworfen, und links ab geht es über Stufen aus Gesimsen wie in eine unterirdische Höhlung hinab. (Vgl. damit die römische Ruine mit dem Triumphbogen im „Abdias" 9 ff.) — Wie die Narrenburg dem Heinrich wie ein „verzaubertes Schloß" vorkommt, so wird auch hier die Ruinenstadt allerdings nur in der ersten Fassung eine „verzauberte Stadt" genannt. Auch über „Abdias" ist also der zarte flitternde Märchenschleier geworfen. Dieser Reiz des Geheimnisreich-Zauberhaften soll auch darüber schweben, wenn er selbst in der jetzigen Fassung die Stadt eine „Geisterstadt" nennt; wohl ganz absichtlich, um der Phantasie Spielraum zu geben, motiviert er das auf keine Weise. Etwas wie Geisterspuk zeigt sich nirgend in der Erzählung, weshalb die Bezeichnung inmitten der höchst realistischen Schilderung unerklärlich ist. In der ersten Fassung der „Feldblumen" (I, 351, 16) nennt er einmal eine Gemäldegallerie „eine ausgestorbene Geisterstadt" und von den verfallenden Palästen rate man auf die einstigen Bewohner. Das mag eine Ausdeutung auch von der Ruinenstadt sein. Stifters ganze Natur atmet etwas Märchenhaftes, und ein Zauberduft zieht sich durch seine sämtlichen Dichtungen. Ganz typisch klingt es daher, wenn seine Personen oft tief und ahnungsvoll erschrocken in ihrem Lebensweg innehalten, gleichsam die Augen schließen und mit der Hand über die verwirrte Stirne streichen und murmeln: Mir ist „wie inmitten eines Märchens!" Schon seine Zeitgenossen haben früh den märchenhaften Charakter seiner Darstellung erkannt. („Blätter für literarische Unterhaltung" 16. Mai 1845, Nr. 136.).

Die Römiſche Ruine in Schönbrunn.

Auch an Hauffs „Märchen-Almanach auf das Jahr 1826" und die folgenden vom Jahre 1827 und 1828 könnte man erinnert werden. [1]) Der Schlachtenlenker Abdias hat eben jene königliche Haltung und jene schwarzen blitzenden Augen des „Herrn der Wüste" Orbasan. Der Überfall auf die Karawane, wie ihn Stifter im „Abdias" mit allen Gräueln grell ausmalt, droht in Hauffs Märchen nur und wird abgelenkt. Sonst könnte schließlich Stifter in der allgemeinen Zeichnung des Wüstenlebens aus Hauffs Dichtung belehrt worden sein; jedoch bestimmte Züge aus diesem orientalischen Märchenreiche lassen sich bei „Abdias" nicht herausfuchen.

Als in der ersten Fassung des „Haidedorfs" der König der alten Großmutter verkündet, daß der Haidesohn ein Dichter geworden, da sagt darauf die ehrwürdige Greisin mit biblisch begeisterten Worten: „Ist er ein solcher! so hab' ich es immer voraus gewußt, und ich habe ihn dazu gemacht, denn ich habe die goldenen Tropfen aus dem Buche der Bücher in sein Herz geworfen, denn er war immer weich wie Wachs, und hochgesinnt wie einer der Helden." Das sind hehre Worte, wahr wie ein Selbstbekenntnis und bedeutungsvoll für den ganzen Dichter. Diese goldenen Tropfen sind der Geist der Bibel, den Stifter von Kindheit auf von Mutter und Großmutter eingesogen. Die Tropfen wuchsen dann zu einem Strome, der würdevoll und mächtig sich in seine Dichtungen und in die Sprache ergoß und mit edelvollem Klang in Rhythmus und Stil dahinwallt. So mußte sich natürlich schon beim ersten dichterischen Aperçu der Idee zu „Abdias" der große, weite Horizont der Bibel vor Stifters Phantasie mit lebendiger Anschaulichkeit entrollen. — Einige Szenenbilder und Einzelmotive lassen ganz deutlich den

[1]) Professor Horcicka machte auf einen etwaigen Zusammenhang mit Hauffs Märchen aufmerksam.

biblischen Hintergrund erkennen. Das Entsenden des Jünglings Abdias hat Ähnlichkeit mit der Geschichte des jungen Tobias, der auch in die Fremde geschickt wird und sich Güter und ein Weib heimholt. In der ersten Fassung, die überhaupt um einige biblische Anklänge reicher ist als die jetzige Umarbeitung ist das Beispiel jüdischer Zähigkeit angeführt: „— und wenn ihm Aron als Lehrzeit auferlegt, dreißig Jahre den Pflug eines Ackerers zu ziehen, so wäre Abdias hingegangen und hätte dreißig Jahre den Pflug gezogen, ohne ein einzig Mal zu stöhnen, und am ersten Tage darnach wäre er heimgekehrt, und hätte sich ausgewiesen, daß er gehorsam gewesen." Man wird dabei an Jakob denken, der bei Laban sieben Jahre um Rahel dienen mußte: 1. Mos. 29. 16 f.: „Also diente Jakob um die Rahel sieben Jahre; und sie däuchten ihm wenige Tage zu sein bei der Größe seiner Liebe." Jakob aber erhielt die Lia, die „triefende Augen" hatte, wurde betrogen und mußte noch „andere sieben Jahre" bei Laban dienen. Bei der Feier der Rückkehr des Abdias spielt offenbar das Gleichnis vom verlorenen Sohn herein. Aron ließ den Sohn Abdias baden, salben und „kleidete ihn in ein Feierkleid." „Man schlachtete bei Kerzenscheine ein Lamm, briet es in der Küche und setzte es auf den Tisch . . ." „Von da an waren Freudenfeste durch drei Tage"; vgl. Lukas, 15. 22 ff.: „Da sprach der Vater zu seinen Knechten: Geschwind bringet ihm das beste Kleid heraus, ziehet es ihm an, und gebet einen Ring an seine Hand, und Schuhe an seine Füße . . . bringet auch das gemästete Kalb her, und schlachtet es; . . . und sie fingen an, ein Freudenmahl zu halten." Im 5. Buche Mosis 24. 1, heißt es: „Wenn jemand ein Weib nimmt und sie bei sich hat, und sie findet nicht Gnade vor seinen Augen um irgend etwas Häßlichen willen: so soll er einen Scheidebrief schreiben, und ihr denselben in die Hand geben, und

sie entlassen aus seinem Hause." Dem ist ganz klar wenigstens dem äußeren Vorgange nach die Entzweiung im Eheleben des Abdias nachgebildet. Abdias hatte einmal in Odessa die Pockenseuche geerbt, die ihn ungestaltet und häßlich machte. Da verabscheute ihn Deborah, als er heimkam, und wandte sich auf immer von ihm ab. „Er aber, da er sah, wie es geworden war, ging in seine einsame Kammer und schrieb dort den Scheidebrief, damit er fertig sei, wenn sie ihn begehre, die nun von ihm gehen würde, nachdem sie so viele Jahre bei ihm gewesen war." Es ist freilich der umgekehrte Fall der Bibel. Abdias ist es, der Mann, der vor dem Weibe Deborah keine Gnade mehr findet und darob den Scheidebrief schreibt. Die Nachbarn aber verlachten dieses pockennarbige Angesicht und sagten, das sei „der Aussatzengel Jehova's, der über ihn gekommen wäre und ihm sein Merkmal eingeprägt habe." Das ist eine ganz alttestamentarische Vorstellung; vgl. den Pestengel im 2. Buche Samuel, 24. 15: „Da sandte der Herr eine Pestillenz über Israel .... Und da der Engel des Herrn seine Hand über Jerusalem ausgestreckt hatte ...."; vgl. noch: 4. Buch der Könige, 19. 35 — Isaias, 37. 36 — Apokalypse 16. 2. In dieselbe Vorstellung gehört es, wenn Stifter sagt: „auf jener ganzen Reise, die noch weit herumging, schwebte schon ein trauriger, dunkler Engel über ihm." „Da schwang sich der Engel von seinem Haupte; denn es war geschehen, was da sollte"; vgl. 1. Mos. 24. 40: „Der Herr, vor dem ich wandle, wird seinen Engel mit Dir senden, und Dich leiten auf Deinem Wege." Als Deborah gestorben war, weint Abdias still vor sich hin und denkt: „Jetzt wird sie bei ihrem verstorbenen Vater sein und ihm erzählen, wie es bei Abdias gewesen ist." Das ist ebenfalls in der Sprache der Bibel gesagt: Lazarus ist „im Schoße Abrahams", Lukas 16. 22; vgl. noch die Redensarten: „er wurde zu

seinem Volke versammelt", 1. Mos. 25. 8 und 1. Mos. 49. 29. Die Klageweiber bei der Leiche Deborahs finden ihres Gleichen in der Bibel bei der Wiedererweckung von Jairus' Mägdlein, Matthäus, 9. 23. Abdias schickt den Knaben Uram aus, er solle nach der Herde sehen und ihm sagen, wie viel er noch habe. („Abdias" 57, $_4$). Ebenso spricht 1. Mos. 37. 13 zu Joseph Israel: „Deine Brüder weiden die Schafe in Sichem; komm, ich will Dich zu ihnen senden. Und er antwortete: Hier bin ich; und er sprach zu ihm: Geh, und sieh, ob es wohl stehe um Deine Brüder und die Herden; und sage mir wieder, wie es gehe. Und er sandte ihn aus vom Thale Hebron, und er kam nach Sichem." Den Ritus des Lamm-Schlachtens fand er in der Bibel vor, 3. Mos. 1. Wie Abdias (62, $_{25}$) im Freien übernachtet und einen seltsamen Traum hat, so erscheint auch Jakob auf seiner Reise, als er sein Haupt auf einen Stein gelegt hatte, jenes wundersame Traumgesicht von der Himmelsleiter. 1. Mos. 28. 11. — Aus all den der Bibel nachgezeichneten Linien und Figuren und Bildchen sieht recht schön, realistisch detaillierend, der selbsttätige Geist des Dichters heraus. Mit gleicher künstlerischer Gewalt gleicht er auch den Ton und den Fall seiner Sprache den ehrwürdig-simplen Worten der Bibel an: Ein ruhiger, nicht schwer verschlungener Satzbau unterbrochen von kurzen, halbrätselhaften Sätzchen. Besonders gut getroffen ist das tonvolle Abklingen im folgenden Satze: Der Knabe Abdias hielt „den weiten ungeheuren Himmel" für den „Mantelsaum Jehovas", „der einstens sogar auf der Welt gewesen war, um sie zu erschaffen und sich ein Volk zu wählen, mit dem er aß, und mit dem er umging zur Freude seines Herzens." Vgl. Das Hohelied Salomons, 3. 11. „Gehet heraus, ihr Töchter Sions, und schauet den König Salomon mit der Krone, womit ihn seine Mutter gekrönet am Tage seiner

Vermählung, und am Tage der Freude seines Herzens." Ferner biblische Wendungen: „Abdias" 23, 6: „Denn es war geschehen, was da sollte"; vgl. etwa 1. Mos. 49. 10: „Bis der kommt, der da kommen soll". „Abdias", 15, 7: „Denn sein Leib war ermüdet bis zum Tode;" vrgl. Matthäus 26. 38: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." Vgl. noch Ausdrücke wie: „Abdias" 18, 3: „bereitete es sich allgemach vor, daß . . ." oder 18, 9: „Das Weib seines Herzens, welches er sich erwählt hatte." Der Vergleich des Hauses mit dem „Nest" (Abdias" 24, 11) hat eine Parallele, Job, 29. 18. Das zarte Bild, in dem der Knabe Abdias „eine weiche Blume, aus Esthers Busen hervorgeblüht," genannt wird, ist eine Variation des alten Kirchenliedes: „Die Wurzel der Stamm Davids ist, — Maria Du das Zweiglein bist, — Dein Sohn die Blum, die schöne Ros' — Ist Gott und Mensch in Deinem Schoß" (Isaias 45. 8: „Die Erde thu' sich auf und sprosse den Heiland"; flos de radice Jesse). Der biblische Eindruck erstreckt sich natürlich nur auf die ersten Partien der Erzählung, die sich in alttestamentarischem, jüdisch-patriarchalischem Kreise bewegen.

Auch die Weltsage vom ewigen Juden scheint mit leisen Tritten durch die Erzählung „Abdias" zu schleichen. In Stifters Phantasie fühlte sich ja auch sonst der ewige Jude ziemlich heimisch. Er taucht in seinen Dichtungen fort und fort auf.[1]) Wenn man Abdias am Abende seiner Tage

[1]) In den Feldblumen 99, 8 ist „der lange Engländer," der dem Helden stets auf dem Fuße folgt, sein „ewiger Jude". — Die Espe im „Hochwald" 247, 27 „erschrickt und zittert wie jener ewige Jude, der nie rasten kann." — Der alte bemooste Bursch in dem „Haushalt dreier Wienerstudenten" erscheint ihm wie ein ewiger Jude der Studentenwelt" XV, 99, 18 — ebda., 245, 10: Das Quängersche Quartett läßt von seiner Kunst nicht ab, „wenn sie auch so alt würden, wie vier ewige Juden". Auch in der „Narrenburg" 99, 32 versteckt sich die

mit weißem, wallendem Barte, der noch weißer ist als der Turban, vor seinem Hause sitzen sieht, in der Wärme der Sonne mit den Falten seines Kaftans spielend, da rieselt einem ein gelinder Schauer durch die Glieder, wie vor einem Wesen, von dem der Todeshauch eines Fluches ausgeht. „Was nun weiter geschah?“ heißt es in der ersten Fassung, „das ist kurz und leicht zu erzählen, was geschehen konnte, das war ja geschehen, er hatte nun nichtsmehr, außer er mußte selber sterben — aber das wars nun eben, daß er nicht starb —“. In den letzten Worten ist fast das Schicksal des ewigen Juden angedeutet, das Verdammungsurteil, das Abdias ewig auf diese Erde bannen soll, zu büßen und zu leiden. Durchgeführt ist es nicht, und es lag wohl auch nicht in des Dichters Absicht. — Von selbst stellt sich der „Abdias“ in den bunten, gemischten Kreis der Judenliteratur hinein, die sich seit Moses Mendelssohn in Heine, Börne, Robert und Auerbach zu bedeutender Emanzipation erhoben. Mit schwachen Strichen ist wohl auch in dem Leben innerhalb der Ruinen ein eigenartiges Ghettobild versucht, das Stifter als eine eigene Literaturgattung in Wilhelm Müllers „Debora“ (1827), besonders in dem ergreifenden „Rabbi von Bacharach“ Heines und noch auch in Auerbachs „Spinoza“ würdigen konnte.

3.

Der Rezensent der „Sonntagsblätter“ [1]) sagt von der Novelle sie sei „durchgehends wundersam romantisch.“ Und wahrlich, wundersam zart wie mit Mondscheinfäden hängt sie im magischen Dämmerlicht der Romantik, in der romantischen Nachtseite der Natur. Es ist gleichsam ein elektrischer

Sage hinter dem Wortlaut: „Dort liegen die Schläfer, von ihrem Ahnherrn verurteilt, daß sie nicht sterben können.“

[1]) Siehe unten.

Strom um Abdias und Ditha eingeschaltet, und was echt romantisch ist: — unbewußt kreisen Äonen aus jener siderischen Region durch die Adern des Abdias und der kleinen Ditha und reißen im Banne des Schicksals und der Vorsehung Glück und Leben von hinnen. „Große, verbreitete Kräfte der Natur" obwalten, „in denen unser Leben schwimmt" und die es mit einem „Liebesband" umschlingen. Unter „Liebesband" versteht wohl Stifter, was heute die Spiritisten Sympathie nennen. Abdias' Nachbarn hatten im Augenblicke der höchsten Erregung „ganz deutlich einen unnatürlichen Schein um sein Haupt gesehen, von dem die Haare einzeln und gerade emporgestanden wären, wie feine Spieße." In den Gliedern der armen blinden Ditha war zuweilen ein seltsames Zittern, namentlich an heißen, dunstigen Tagen. Da schlug einmal der Blitz in Dithas Zimmer und löste mit einem Schlage rätselhaft die Augen des armen Kindes von dem finsteren Banne. Es war an dem Tage, da das Zittern ihres Körpers besonders stark war. Ja es zeigt sich dann ein sonderbares „Naturwunder" an ihr: „Einmal in der Dämmerung einer sehr gewitterschwülen Nacht, da sie eben an dem offenen Fenster stand und dem entfernten Blitzen zusah, bemerkte Abdias . . ., daß ein leichter, blasser Lichtschein um ihr Haupt zu schweben beginne und daß die Enden der Seidenbändchen, womit ihr Haar gebunden war, sich sträuben und gerade emporständen." Abdias selbst hatte dies in seiner Jugend gehabt und auch in späteren männlichen Jahren bei starker Erregung. „Er ist gewöhnlich zu solchen Zeiten, wie die Mutter sagte, sehr heiter gewesen oder ist sehr stark gewachsen." An Gewittertagen hatte Ditha ihre seltsame, eigene „Gewitterfreudigkeit", sie war „ganz besonders lebhaft, sogar heiter und freudig gestimmt." In einem solchem magnetischen Hinneigen zur Gewitterelektrizität küßte ihr, während um ihren Scheitel ein

zarter Flammenschein floß, ein Donnerfunke das zarte Leben hinweg. Ein Blitz hatte dem Kindesauge die Welt geschenkt, ein Blitz schloß es auf immer. — Stifter, der Physiker von Berufe, hat hier ein tief durchdachtes, harmonisches Experiment des romantischen Magnetismus aufgestellt. Diese geheimnisvollen Beziehungen zwischen Natur und Mensch haben schon einmal seine Gedanken im mutwilligen Fluge durchkreuzt. Er spinnt an ihnen mit humoristischem Lächeln in der Einleitung zu den Feldblumen in der ersten Fassung (I, 346 f.): „Es gibt Leute, in deren Lebensstoffen Atome sind, die zu den Metallen große Verwandschaft haben." In diese „chemischen Verwandschaften," „Affinitäten" nennt er sie auch, ist mancher Mensch gebunden und wird zum „Metallgeizhals"; ganz ähnlich nun sei er ein „Schönheitsgeizhals". Wohl mehr als der Name „chemische Verwandschaften" deutet an, daß diese Ausführungen ein oberflächlicher, durchsichtiger Niederschlag aus Goethes Wahlverwandschaften sind. Die Einleitung zu „Brigitta" in der ersten Fassung tut uns nun ganz überraschend einen mystischen Abgrund in Stifters Seele auf. Er glaubt hier ganz offen an die Wirkungen des Magnetismus, an Geisterfurcht und Somnambulismus. Er ahnt noch „endlose Gebiete" unserer Seele, ein „seltsames Land", in das noch die Wissenschaft hineinleuchten müsse. Mit den Nerven der Herzgrube sehe die Seele durch Mauern und Berge; die Außenwelt fließe ihr auf der Woge der Elektrizität zu oder — der Schritt zum Spiritismus ist damit getan — „mit noch feineren unbekannteren Weltgeistern." Mystische Fäden und Brücken seien von Geist zu Geist gespannt: Die Mutter wisse, daß ihr ferner Sohn stirbt, die Frau, ehe sie noch weiß, daß sie gesegnet ist, sieht Tag und Nacht süßes Kinderlächeln in der Luft, und noch andere populäre Beispiele müssen im Gefolge herhalten, Diese geheimen Quellen, die meist in den ersten Ausgaben der

Erzählung verborgen liegen, spiegeln abermals klar wieder, wie innig der Dichter in den Strom der Zeitfragen hereingezogen ward. Die Lehren des Magnetismus bewegten noch ganz jung von den „romantischen Ärzten" her, wie sie die „Seelendeuterin der Romantik", Ricarda Huch, nennt, die Gemüter. Stifter war jedenfalls mit den sympathetischen Heilmethoden, die gerade in seiner Zeit die größten Triumphe feierten, sehr gut bekannt, und schon im „Kondor" ist das Experiment, das er im Abdias vorführt, stilistisch ausgewertet.[1]) Gerade mit einem blinden Mädchen hatte Mesmer sein berühmtes Verfahren probiert. Malfatti in Wien und Passavant waren berühmte Magnetiseure seiner Zeit. Der Heldenschauspieler Anschütz benutzte den magnetischen Schlaf seiner Gattin förmlich wie ein pythisches Orakel. Der Somnambulismus wurde von Schubert genau studiert und beschwor das Käthchen von Heilbronn herauf. Bekanntlich nahm ja auch Goethe die Versuche Baaders, Ritters und Schellings mit dem Erz- und Wasserfühler Campetti auf und ließ sie auf die Ottilie in den „Wahlverwandschaften" übergehen. Wie Ottiliens Kopfschmerz ein Steinkohlenlager unter ihren Füßen anzeigt, ebenso erweckt ein nahendes Gewitter jene gehobene Stimmung in Ditha.[2]) Sogar eine

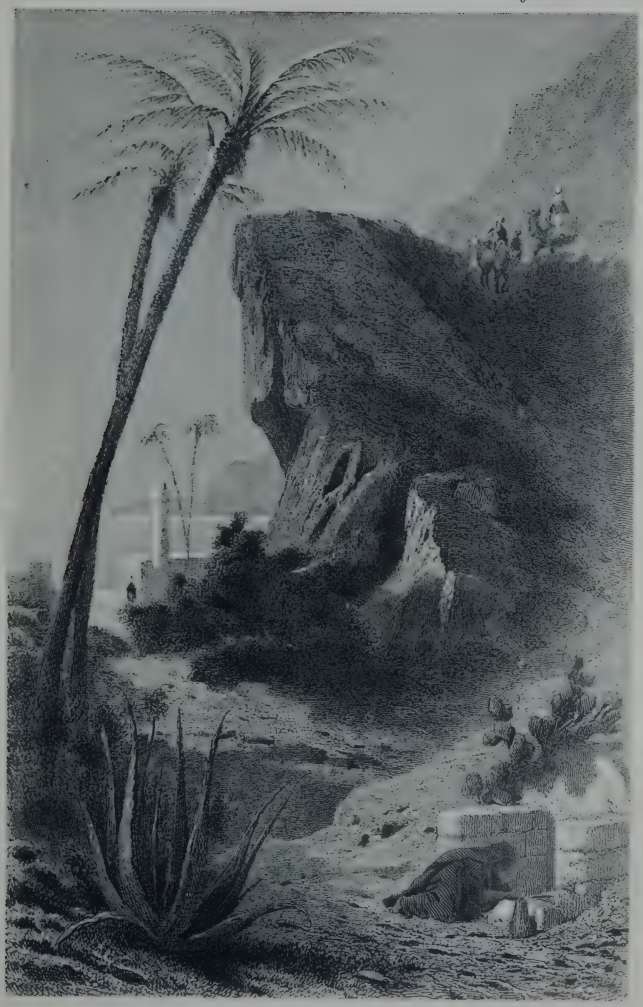
[1]) „Kondor" 31, 30: „und sie sah ihn mit Entzücken an, wie er vor ihr stand, so schön, so kräftig, ... und doch unschuldig, wie ein Knabe, und unbewußt der göttlichen Flamme Genie, die um seine Scheitel spielte. — „Feldblumen" 107, 16: „Selbst von den weichen Locken des sechzehnjährigen Kindes Emma spielte (der Begeisterung) goldne Flamme." — Erwähnt sei noch, daß Stifter ein Lehrbuch der Physik plante, das aber nicht zur Vollendung gedieh. Auch im „Kondor" sind wertvolle physikalische Kenntnisse in der Schilderung der Himmelsregionen und der Lichteffekte niedergelegt. Auch sein Stil ist in der ersten Zeit von physisch-chemischen Elementen durchsetzt; vergl. I, 349, 34 „ein Atom von Selbstsucht", I, 352, 10 wird Angela „der Hengley'sche Auslader dieses Blattes" genannt.

[2]) vgl. O. Walzel, Goethes „Wahlverwandschaften" im Rahmen ihrer Zeit. Goethe-Jahrbuch XXVII, 166 ff.

Sympathie zwischen zwei Schreibtischen läßt Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" gelten; und Freiherr von Münchhausen fällt bei Immermann — wohl um diese magnetische Sucht zu parodieren — infolge „siderischer Conjunctionen" in den französischen Garten. Nicht zuletzt sollte einem bei Stifter Jean Paul einfallen, der Tausendkünstler gerade in solchen Spielen. Wirklich ist auch sein Albano mit diesem elektrischen Schein geheiligt, sodaß unser Dichter hier das erste und nächste Vorbild hatte: Albano streitet mit seinem Lehrer über die schönsten Todesarten (Titan I, 100 Deutsche Nationalliteratur, Band 133 f.): „am liebsten stieg' er auf einen Turm und zöge den Wetterstrahl auf seinen Kopf! — . . sollt' aber nicht der Körper etwas dabei thun, da seine Ellenbogen und seine Haare oft im Finstern elektrisches Feuer ausprühen und sein Kopf in der Wiege mehrmals einen heiligen Zirkel ausstrahlt?" Wie Stifter hat auch Jean Paul dieses Phänomen an Blumen beobachtet: „Abdias" 101, 13: Im Morgenlande geht die Sage, „daß, wenn es Nachts an dem Himmel blitzte, und ein Gewitter nicht auszubrechen vermöge, die Blumen unten manchmal eine leichte Flamme aus ihrem Kelche entlassen, oder daß gar ein fester, ruhiger Schein darüber steht, der nicht weicht und doch nicht die Blätter und die zarten Fäden verbrennt." — Titan I, 116: „. . und ein weißes Kind unter Orange-lilien und Goldblumen schlafend, aus deren Kelchen weiße Flammen perlen, gleichsam als wären Engel zu nahe über sie hingeflogen."

4.

Wie mehrere der Stifterschen Erzählungen so hängt auch die Novelle „Abdias" in ihrer Komposition etwas lose auseinander. In den „Schwestern" gewinnt das Schwesternpaar Milanollo in den ersten Teilen zuviel an Teilnahme, und verschwindet dann in Luft. In der „Narrenburg",



Ditha.

Nach der Zeichnung von A. Bodin.

Stahlstich von J. Défandré.

(Aus: Les Soirées Germaniques, S. 155.)

die eigentlich eine Rahmenerzählung ist, sind die beiden Hauptmotive nicht nach Proportion verflochten, und besonders die Geschichte der Chelion ragt zu erhaben heraus. Fast ganz gleich wie im „Abdias" zerteilt sich die Erzählung im „Turmalin" in zwei Fabeln: die Ehebruchsgeschichte bildet für sich eine Novelle, und die zweite Fabel, das Geschick des blöden Mädchens, ist nur an die erste Hälfte angeheftet durch das Bindemittel, daß der Vater eben jener Privatier aus dem ersten Teile ist. Ganz analog verschiebt sich auch im „Abdias" der Schwerpunkt der Erzählung vom Anfang zum Ende. Der Abschnitt bis zum Ende Deborah's bildet für sich eine geschlossene Geschichte. Sie klingt etwa aus mit den tragischen Worten: „Sie hatte wenig Glück in dieser Ehe gehabt, und als es angefangen hätte, mußte sie sterben." Dann aber klafft etwas wie eine Lücke, die mit sehr ins Detail ausgedehnten Schilderungen der Regenzeit in der Wüste und der Reise und der Vorbereitung dazu überlegt ist. Dann folgt eigentlich eine ganz neue Novelle: Die Geschichte der Ditha wächst mit ihrem psychologisch-pädagogischen Problem heraus und verdeckt und überragt mit dem langsamen Detail die Hauptfigur Abdias, um freilich dann durch den jähen Sturz des Kindes den Vater Abdias, zermalmt und mit vom Schmerz verzerrtem Gesichte, umso greller vor die Schlußszene zu stellen. Ja es ließe sich mit der Empfindung streiten, ob nicht etwa das Geschick Dithas eine edlere, ergreifendere Tragik enthalte, als der Lebenslauf des Abdias. Mit richtigem Gefühl hat daher die französische Übersetzerin[1]) des „Abdias" Mlle Thérèse Alphonse Karr bloß die Geschichte Dithas übertragen und nur mit ganz wenigen eigenen Strichen zu einer

[1]) Les Soirées germaniques offertes à la Jeunesse par Mlle Thérèse Alphonse Karr. Contes et Nouvelles tirés d'auteurs Allemands (M. Hartmann, A. Stifter, B. Auerbach) Paris, Theodore Lefèvre, editeur. S. 155—205.

Novelle „Ditha" abgerundet. Es ließe sich dieses Experiment wohl bei mehreren der Stifterschen Erzählungen machen.

Im „Abdias" wird eine eigene Art von Technik entfaltet. Zwar wie die „Feldblumen", wie „Brigitta" hebt die Erzählung mit allgemeinen, philosophisch klingenden Reflexionen an, die gewöhnlich das Hauptthema erörtern. Dann aber schlägt der Autor einen Weg ein, den er früher nie so markant und mit so eisiger Konsequenz ausgetreten hat, es ist die objektive, epische, man muß prägnanter sagen, chronikartige Erzählertechnik. Wie eine weiße, starre tragische Maske gleitet sie durch die dürren, kalten Zeilen, keine Falte des Mitleids, keine Träne des Schmerzes, zum Entsetzen teilnahmslos. Stifter hat sich nirgendsmehr so sehr seiner Persönlichkeit, seines eigenen Mitgefühls entäußert, wie hier im „Abdias", auch in den „Bunten Steinen" nicht, denen sonst eine antike, episch getragene Haltung, eine „Xenophontische Klarheit" innewohnt. Übrigens ist diese chronikartige Stiltechnik im „Abdias" nur das Gefrierungsstadium einer Manier, mit der Stifter überhaupt schon vom Anfang seiner Dichtungen an spielt. Er fungiert gerne bloß als Berichterstatter, der gewisse Papiere ordnet, redigiert und dem Leser mitteilt. Dieses Autorspiel treibt er am Schluß des „Condors" in der ersten Fassung (I, 344), indem er meint, gewiß wolle der Leser nun wissen, wie sich alles weiter begeben. „Aber hier muß ich (d. h. der Referent der Erzählung) bedauern", fährt er fort, „daß ich dem gerechten Wunsche nicht entsprechen kann, denn außer obigen Fragmenten konnte ich nichts weiter von den Beyden habhaft werden. Nur von [einer] etwas späteren Zeit ist wieder ein kleines Bildchen vorhanden." Ganz ähnlich sagt er im letzten Kapitel der „Feldblumen": „Die Gundelrebe war das letzte Tagebuchblatt Albrechts, und das Himmelsröschen ist ganz von mir, d. h. von dem Sammler und Erzähler der obigen

Blätter — und das Himmelsröschen hätte mit Fug eine Vorrede abgegeben, wenn nicht alles dadurch verraten worden wäre." Deshalb folgt es jetzt gleichsam als Nachrede und enthält wieder eine Geschichte. Am ersten Mai anno domini 1835 war zu Haimbach ein großes Frühstück." Nichts paßt schöner in den Chronikerstil als dieses bemooste „anno domini". Auch kichert ganz köstlich die Laune Jean Pauls hervor, dessen Romane mit lauter solchen Versteckenspielen komponiert sind, am tollsten wohl der „Hesperus" mit der Einrichtung seiner „Hundspost". Zweifellos hat diese Anwendung der Chroniktechnik auch bei Stifter einen komischen Anstrich. Ein ganz ernster Gebrauch aber wird davon gemacht in der „Narrenburg", die eigentlich zum Teile nichts anderes ist, als eine Schloßchronik. Die „Mappe des Urgroßvaters" vollends ist in breiter, künstlerischer Ausführung des plausibelste Beispiel davon. Der Stil im „Abdias" nun ist gewissermaßen die letzten Konsequenz von all den früheren Arten des Chronikstils. Zwar ist von dem äußeren Apparate einer Chronik, von Papieren und Aufzeichnungen nirgends die Rede, auch kann man nicht sagen, daß „Abdias" eine Chronik vom Anfang bis zum Ende ist. Auch ist es ja nicht eine subjektive, tagebuchartige Chronik wie die der Sperlingsgasse W. Raabes. Aber umso feiner ist gerade in den ergreifendsten Momenten der ganze Habitus des Chronikstils nachgeahmt mit aller eisigen Schärfe und reservierten Kälte, bis zu dem letzten, schlichten Sätzchen, wo der Chronist die Feder weglegt mit den formelhaften offiziellen Worten: „So endete das Leben und die Laufbahn des Juden Abdias." Mit dem Chronikstil ist aufs innigste die Verhehlungstechnik verbunden. Er sagt absichtlich oftmals viel weniger und sagt es unscheinbarer, als er sagen will; er verschweigt, nur daß unsere Phantasie desto mehr fühle und denke. Es seien nur einige Beispiele heraus-

gegriffen, die die Absicht des Dichters klar erkennen lassen. Deborah „wußte es selber nicht, daß sie sterbe, sondern da ihr Abdias die stärkende Brühe gegeben hatte, that sie wie Eines, das recht ermüdet ist und sanft einschläft. „Sie schlief auch ein, nur daß sie nicht mehr erwachte." Das erschütternde Ereignis wird gleichsam als nebensächliche Lappalie, als ob sie zu erzählen vergessen sei, in einem unscheinbaren, mageren Beschränkungssätzlein mit „nur daß" nachgetragen. Ein herbes, wild-ironisches Lächeln spielt wohl da um die Mundwinkel des Erzählers. Keinem kommt dieses Zucken tiefer aus der Seele, als dem grimmigen Grafen Jodok, der über Chelions Geschick niederschreibt: „Damals rollte auch der Wagen des Schicksals, nur daß er über zarte Glieder ging und sie zerquetschte." Ebenso durchzufühlen wären kurze, knappe Sätzchen, die andeuten, anklingen sollen. Die Nachbarn verspotten und verlachen Abdias' pockennarbiges Angesicht. Darauf heißt es einfach: „Er sagte nichts, und die Zeit schleifte so hin." Diese Verhehlungstechnik zeigt sich auch noch, wohl etwas übertrieben, in den späteren Erzählungen Stifters und fiel seinen zeitgenössischen Rezensenten nicht gerade angenehm auf. Im „Waldgänger" sage er „kaum das Nothwendigste über den Charakter der seltsamen Frau." Der Leser sei aber doch nicht dazu da, „um zwischen den Zeilen zu studieren." („Blätter für literarische Unterhaltung.") In der Erzählung „Prokopus" werde uns Prokopus und seine Gemahlin am „Morgen, Mittag und Abend" ihres Zusammenlebens vorgeführt. Am Morgen erfahren wir nur, daß sie zusammenleben wollen; am Mittag daß sie sich nicht verstehen, am Abend, daß sie sich nicht verstanden haben. (ebda. 1847, Nr. 363.) Die „Sonntagsblätter" (1845, Nr. 52.) finden tadelnd in den Schwestern „halbangeklungene Gefühle".

Bei einer verständnisvollen Würdigung des Stils im

„Abdias" ist unumgänglich des Unterschiedes von der ersten Fassung Rechnung zu tragen.[1]) Im Kleinen machen sich da die Tendenzen, die die Entwicklung seines Stils überhaupt beherrschen, bemerkbar. Alle Fremdwörter mußten vor allem ein deutsches Kleid anziehen. Die Sprache in der Umarbeitung zeigt einen breiteren Strich. Die erste Fassung hastet kurz, knapp über Erhöhungen und Lücken in eilendem, aufgeregten Gange dahin; in der zweiten Bearbeitung aber ist Schicht um Schicht in epischer, bedächtiger Breite hingelagert. Überall wird die vollklingende Form, der Vokalismus herausgearbeitet: „komm" wird in „komme", „löste" in „lösete", „drauf" in „darauf" verwandelt. Die elliptische Form des Perfektums oder Plusquamperfektums wird mit dem Hilfszeitwort „sein" voll hingesetzt. Das Imperfekt wird durch das historische Perfekt verdrängt. Zusammengefaltete Wörter werden zerdehnt und plattgedrückt hingelegt: „jedenfalls" in „auf jeden Fall" umgesetzt, „dereinst" in „dereinstens", „so" in „auf diese Weise". Ellipsen im Sprachausdruck werden ängstlich ausgefüllt: „in furchtbar zerlumpten Kleidern"": „er war in ganz zerrissene Kleider gehüllt." Einfache Ausdrücke werden in reiche bauschige Phrasen gehüllt: „Als Ditha sah": „Als Ditha den Gebrauch ihr Augen bekommen hatte"; „das Unglück seines Mädchens": „das Unglück, in welchem sein Mädchen gefangen war." In der ersten Fassung ist der Satzrhythmus von einem lebendigeren Atem beseelt, den er in der Umarbeitung immer zu kühlen sucht. Besonders die Wortstellung wird gewöhnlicher und ruhiger: „Kinder jenes Geschlechtes waren es": „Es waren Kinder jenes Geschlechtes." Hie und da bemüht er sich seiner Sprache den Schmuck einer edlen, schönen Bildlichkeit aufzuheften (vgl. 8, 11 26, 8 19, 21), und strebt überhaupt einer sinnlicheren Anschaulichkeit im

[1]) Vgl. die genauere, reichere Sammlung in unseren Anmerkungen.

Ausdrucke zu. „Abdias stand wie von einem furchtbaren Schlage betäubt und entsetzt", die zweite Fassung hat dafür: „geschüttelt". Abdias hält, statt „mit der Pistole bewaffnet", die Pistole mit seiner Hand im Kaftan. Mit seiner ganzen behäbigen Breite legt sich Stifter in der zweiten Fassung ins detaillierende Schildern hinein; jeder Schritt, jede Handbewegung wird verfolgt. Das intimste häusliche Leben, die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse werden in minutiöser Schilderung entrollt. Mitten in das Detailgewirre bringt er eine fast ängstliche Markierung der Zeit an und verknüpft den äußeren Gang der Handlung stetig durch das Schwinden der Tage und Stunden. Durch all das ist in die Schilderung der Ausdruck frischer Wirklichkeit und eines anschaulichen Realismus hineingebracht, der so derb wird, daß er sogar vor der Schilderung des Nackten bei Deborah's Leiche nicht zurückscheut. Oft weiß er auch mehr dramatische Lebhaftigkeit zu gewinnen, indem er direkte Reden verschärft und erweitert, ja ganz neue Dialogszenen einführt. 27, 12 28, 16 ff. 30, 33 ff. 33, 10 ff. Einige Änderungen stehen unter dem Zeichen der Bestrebungen, den Stil ästhetisch zu reinigen: ein „zerlumpter Kaftan" wird besser gemacht durch einen „zerrissenen Kaftan"; das anrüchige „Taugenichts" soll leichter zu ertragen sein in: „ein untauglicher Mann"; dem „angloßen" nimmt er seine Häßlichkeit und setzt „anschauen". Wohl aus Angst vor kleinlicher Zensurstrenge, läßt er den Hund nicht mehr „begraben", sondern „verscharren"; auch dürfen die europäischen Bauern vor Abdias kein „großes Kreuz" mehr schlagen. Öfters hat er ein übermäßig feines Korrektheitsgefühl sowohl der Form nach, indem er lässige Indicative in Nebensätzen zu Conjunctiven umbiegt, als auch dem Inhalte nach. Die zerbrochene Tür kann nur „halb zerbrochen" sein. Alles Hyperbolische im Ausdruck wird zu ebener Bemessung herabgestimmt: die „unermeßliche

Karawane" wird zu einer „großen Karawane", „namenlose Schönheit" wird zu „großer Schönheit". Abdias will nicht gerade jeden „siebenmal" spießen, sondern nur „an einen Spieß stecken"; „er raufte" sich nicht die Haare aus, sondern „er wollte sich die Haare ausraufen." — Ein bedeutenderer Unterschied ist der, daß der größte Teil der Naturschilderung in der Umarbeitung erst hinzugekommen ist. Er veranschaulicht damit mehr das orientalische Milieu und läßt den Leser an solchen Naturgemälden gewissermaßen sich von der Spannung etwas erholen. Einige davon sind mehr lyrische Einlagen, die der Situation Wärme und Hintergrund geben sollen. Schon der Umstand, daß diese orientalischen Naturschilderungen erst neu eingeschoben wurden, läßt uns an ihrer Echtheit etwas zweifeln. So bringt er auch thatsächlich im Vergleich zu den Naturschilderungen in den anderen Erzählungen weder Fremdes noch Neues. Er verstand es gut mit einigem orientalischen Beiwerk seine eigenen Naturbeobachtungen geschickt zu verwenden und sie im „Abdias" unter fremdem südlichen Himmel als morgenländische Gemälde sehen zu lassen. Es kam nur darauf an die Himmelsvorgänge, die Horizontlinie weiter Gegenden und die allgemeinen Streifen gut zu beobachten. Zu vielen seiner orientalischen Naturschilderungen lassen sich daher Parallelstellen aus heimatlichen Gegenden Stifters erbringen; die Myrthen, Palmen, Aloen, Cacteen und Disteln sind nur gewissermaßen einige orientalische Dekorationsblumen, mit denen er allerdings mit einer virtuosen Illusion seine Szenerien austapezierte.

5.

Um die Aufnahme und Kritik des „Abdias" bei den Zeitgenossen voll verstehen zu können erscheint es als durchaus zweckmäßig, noch etwas die tiefgreifenden Hauptunterschiede,

welche die beiden Fassungen trennen, zu beleuchten. Zwischen ihnen liegen vier Jahre, und diese bedeuten für Stifter, der verhältnismäßig spät mit der Produktion hervorgetreten ist, eine ziemliche Entwicklung. Der Dichter war offenbar zur Zeit der ersten Niederschrift (1842) noch sehr impulsiv und innerlich unmittelbar und rechnete noch mit Stimmungswerten. Daher wird uns stets beim Fortschreiten der Handlung auch der seelische Hintergrund des Helden aufgetan. Er wirft volle, helle Reflexe in das Seelenleben des sonderbaren Juden hinein; er führt uns ein in das innerste Weben seiner Gedanken und läßt bei jedem Ereignis das Auf- und Abwallen seines Gemütslebens vorüberziehen. — In der zweiten Fassung hingegen zieht sich alle seelische Handlung zurück und übrig bleibt nur eine kühle, nüchterne Historie. Ein geheimnisvolles Schweigen wird über das Seelenleben des „Abdias" gedeckt; nur blaß und rätselhaft durchschimmern soll die Psyche, mehr erraten sollen wir, als sicher empfinden. Unserer Phantasie ist es überlassen, die glühenden Farben zu dem Seelengemälde des Juden zusammenzusuchen. Nur was Abdias „gesprochen und gethan hat", soll berichtet werden, nicht aber was er gefühlt. Das bekennt der Dichter selbst in der ersten Fassung. Was ihm hier nicht gelungen, das ist in der zweiten Komposition zu seiner Kunst herausgearbeitet. Stifter ließ sich offenbar von einem hohen Kunstprinzip leiten: die Grenze des Darstellbaren, des überaus komplizierten Seelenwesens des Abdias, wollte er nicht überschreiten; die Wirkung von der Umarbeitung ist daher in unserer Phantasie, in unserem Empfinden tiefer und reicher.

Natürlich greifen diese einschneidenden Unterschiede auf die ganze Charakteristik des Helden und der übrigen Personen über. Die Figuren sind in der ersten Fassung wärmer, gefühlvoller und sensibler gestaltet. Abdias hat wirklich sichtbar jene feinen, leicht reizbaren Nerven der süd-

lichen Naturen. Freude und Schmerz packen ihn heftiger und leidenschaftlicher. Bezeichnender Weise ist er in der ersten Bearbeitung tränenseliger, die Zähren rinnen leichter, öfter und ergiebiger; auch scheint er es bei dem Leser auf mehr Rührung und Mitleid abgesehen zu haben. Das Gefühl seines Herzens schlägt nach außen feuriger und intensiver aus. Die Liebe zu seinem Kinde, das Verhältnis zu seinem Weibe wird in der jetzigen Fassung zarter und verbirgt sich edler in die innersten Winkel seines Herzens. Auch nach der religiösen Seite hin geht er in der Umarbeitung titanischer, verstockter und gleichgiltiger gegen seinen alten Gott Jehova einher, der ihn nicht schützt gegen die Mächte des Schicksals. Dreimal faltet er in der ersten Fassung die Hände und betet zu Gott, und alle drei Mal ersetzt es der Dichter durch eine furchtbar gleichgiltige Handlung. Die Natur, die in der ersten Fassung zarter, lieblich wärmer geschaut ist, wird in der zweiten Fassung auch von der kleine Ditha ruhiger und nüchterner betrachtet. Auch das innige, verständnisvolle Verhältnis zu den Tieren in der ersten Fassung wird scheinbar kühler und verstohlener. Es ist eben über die zweite Fassung ein kalter, weißer und geheimnisbergender Nebelhauch hingelagert, daß wir mehr ahnen und fühlen. In der ersten Fassung ist Abdias ein weiches, leicht erschließbares Seelengemälde, in der Umarbeitung ragt er mehr als eine gigantische Charakterfigur von kühlem, hartem, farblosem Gestein empor, dem wir erst lebenswarme Augen einfügen und eine Seele aus der eigenen Brust einhauchen sollen.

Schon nach dem Ausgeführten kann man sagen die erste Fassung ist subjektiv-lyrisch, die zweite objektiv-episch. Der subjektive Zug aber tritt in der ersten Fassung schließlich ganz frei und unverhüllt in den Vordergrund. Der Dichter selbst lebt und spricht da mit, und sein Ich ist mit der Erzählung aufs innigste verflochten. Es herrscht noch ein lässiger, unge-

bundener Erzählerton. Er setzt sich mit dem Leser auseinander und gibt mit naiver Erzählerfreude seinen eigenen Zusatz, wann ein Kapitel schließt. Ja er läßt zuweilen den Gang der Handlung stille stehen, tritt hervor und ergeht sich nun als Autor in einer langen, monologartigen Reflexion über seinen Helden. Oder er erwägt, was geschehen wäre, wenn das wunderähnliche Ereignis der Geburt eines Kindes nicht eingetreten wäre, und kombiniert sich so einen ganz andern Verlauf der Geschichte. Nicht selten hat er seine Hand soweit im Spiele, daß er gleichsam eine wichtige Miene annimmt und den Schleier der Zukunft ein wenig lüftet; oder er verbindet eigenmächtig kontrastierende Charakterzüge und rückt sie reflektierend an einander. Immer hören wir des Erzählers Hämmern an der Charakteristik. — Dem gegenüber hebt sich der Dichter der zweiten Fassung ganz über sein Werk hinaus. Man merkt kaum einen Autor; und sollte man ihn heraushören, so muß es sicherlich eine kalte knochige Chronikerhand geschrieben haben. Teilnahmslos tritt er hinter die Kulissen zurück, seine Lippen verstummen, und mit harter Miene läßt er das erschütternde Drama vorüberziehen. So genau retouchiert er seinen eigenen Anteil heraus, daß er selbst alle Conjunktionspartikeln, wie „aber", „nun", „auch", „ja sogar", „nur", „dann", die seine eigene Motivation einfließen lassen, ausmerzt. Auch alle indirekten Spuren seiner Person im Stil fegt er hinweg; so wenn er sich zu Interjektionen („ach!") hinreißen läßt, oder wenn er im Mitleids-Epitheton „arm" sein Gefühl nicht verbergen kann, oder wenn er etwas als „rührend", „sonderbar" oder „merkwürdig" findet. Mit Hartnäckigkeit tilgt er fast alle Epitheta überhaupt, die ein Verhältnis des Objektes zu des Dichters Empfinden darstellen und opfert so der kühlen Objektivität manchen Schmuck. Der Handlung benimmt er die psychologische Motivation, die er ihr aus eigener Brust

geliehen. Er will nicht seinen eigenen Maßstab an des Juden Riesenseele anlegen.

So steht also die zweite Fassung in reiner Objektivität geläutert da und überragt an künstlerischem Wert weit ihre erste Komposition. All das auffallende Vorwiegen des inneren und des persönlichen Elementes schwächt die erste Schöpfung um einen großen Teil ihres Eindruckes. Es bringt uns um die spätere überwältigende Spannung der Schlußtragik und vereitelt den köstlichen Genuß selbsttätigen psychologischen Weiterspinnens Diese inneren Gründe geben auch eine überzeugende Berechtigung, bei einer Gesamtausgabe der Werke Stifters die zweite künstlerisch höher stehende Fassung darzubieten; zumal auch diese Textgeschichte zugleich einen Wegweiser für den Gang der gesamten Stifterschen Entwicklung gibt: Das Lossagen von der subjektiven, lyrischen Kunst der Romantiker und das Emporstreben zu rein epischer, objektiver, klassischer Dichtung.

Von der ersten Fassung rühmt der Rezensent der „Sonntagsblätter": „Zugleich ist Stifter ein Sohn der Zeit; ihn brennen alle ihre Schmerzen, seine Brust heben alle ihre Wünsche, aber die Flamme des Busens läßt er nicht herausschlagen und blind und wüst um sich fressen, sondern sie muß den Kessel der Phantasie heitzen, in dem zum Gusse die Stoffe brodeln." Dieses Urteil ist für die jetzige Fassung einfach zu streichen. In ihr rollt unser Dichter den Hintergrund der Zeit gänzlich weg, damit sich die Charakterfigur einsam und allein, von keiner Beleuchtung gestört, von leerem, finsterem Hintergrund abhebe. Auch hierin also will Stifter dem Typischen, Epischen näher kommen. In der ersten Fassung freilich geht Abdias nicht so zeitlos seinen Schmerzensweg. „Draußen in der Welt geschahen Thaten des Krieges und des Sieges, er wußte es nicht", heißt es da, als Abdias in Europa sich ganz seinem blinden Kinde widmet. Ganz blaß und leise

ist damit die Grundfärbung der Zeit gezeichnet. Gemeint ist der europäische Sturm der Napoleonischen Kriege, für die auch Stifter einen Helden, den des „Alten Siegels" entsendet. Vielleicht wollte er gar das Schicksal Napoleons abgeschieden, im Kleinen an einem einzigen Menschen sich abspielen lassen: Das Überheben über die Naturgesetze — auch Abdias will Bei, Sultan werden, ja die ganze Welt erobern und unterwerfen. Vielleicht schaut unter dem Kaftan des Juden Abdias der verbrämte Herrschermantel Napoleons hervor, sowie ja auch Goethe in der Maske des orientalischen Despoten Timur nur dem europäischen Despoten auf seiner winterlichen Reise ein donnerndes Halt zurief oder wie Grillparzers Ottokar auf Napoleon zu deuten ist. Sonst noch hängt die Erzählung der ersten Ausgabe nur mit einigen Fäden in seiner Zeit, aus denen der Dichter mit jugendlichem Ungestüm einen polemischen Strick dreht: „Europa hatte ihn (Abdias) bitter getäuscht, er war ein fremder Baum in diesem Lande und seine Tochter ein fremder Apfel auf diesem Baume — was es that, verstand er nicht zu sehen, was er sah, war ihm unnatürlich, sie erschienen ihm hier nicht wie Menschen, sondern wie abgerichtete Wesen, eines dem andern gleich, die da wissen, was sie ihr ganzes Leben hindurch sagen werden und thun, so wie ihre Maschinen, die er auch haßte, täglich dasselbe thun und wundervolle Dinge hervorbringen und doch am Ende nur schauerliches Holz sind. —" Das ist der Abscheu vor allem Bureaukraten- und Fabrikswesen, der Horror aller Romantiker gegen den Amtsstaub. Es spricht noch ganz das naturrohe Herz des eigensinnigen Böhmerwäldlers heraus, der frei durch seine stillen Forste schwärmt und König, Seher und Prophet ist in dem bunten Reiche seiner Gedanken. Auch gegen die Jungfrauen seiner Tage zieht er mit demselben Eifer wie in den Feldblumen (I, 115 f.) zu Felde: „die Jungfrauen waren

ihm, wie das Werk eines kunstreichen Meisters, die alle thun, wie er es einst ersonnen, leblose Zeiger einer Uhr — er verachtete sie tief und dachte im Herzen, so soll sein natürliches, einfältiges, heißes Kind nicht werden — so nicht —". [1]) Wenn er ebenda von einem „bücherreichen Europa" spricht, so lauert wohl auch eine versteckte Satire dahinter. Um das Zeitkolorit ganz abzustreifen, wechselt er sogar einmal die „Gulden" in allgemeine „Goldstücke" um.

So legt die Textgeschichte dieser einen Erzählung Adalbert Stifter als eine tiefe, bewußte Künstlernatur dar. Die Umarbeitung ist gewissermaßen eine Neuproduktion, eine nach neuen Gesichtspunkten durchlebte Schöpfung. Vom Anfang an leitet ihn bei der Verbesserung eine streng einheitliche Tendenz, von dem kleinsten Wörtchen an bis zu den breiten Schichten technischen Gestaltens. Und doch verrät uns hier, wie überhaupt bei allen Stifterschen Erzählungen, die reine, ebene Oberfläche nichts von dem mühevollen Feilen und Lasieren, welches sich die erste Komposition immer gefallen lassen mußte.

6.

Die Novelle „Abdias" war für Stifter von entscheidender Bedeutung, sowohl für seine eigene dichterische Entwicklung, als auch für seine literarische Anerkennung. In dieser Erzählung ist zum ersten Male objektive, epische Charakterkunst gegeben, eine Charaktertragödie, die sich auf dem engen Schauplatz einer nur geringen Handlung abspielt. Seine Zeit, die überhaupt bei Stifter im schnellen Wurfe alles angedeutet, was die spätere Forschung ausgeführt und

[1]) Vielleicht richtet sich dieser Erguß gegen Fanni Greipl, die nicht den Opfermut hatte, ihrer inneren Stimme zu folgen und ihrem Vater nachgebend sich von der Heirat mit dem stellungslosen Stifter abbringen ließ.

bewiesen hat, hat auch diese objektive Erzählertechnik des „Abdias" recht fein herausgefühlt. Das „Dresdener Journal" (1865, Nr. 296, unterzeichnet „—r—"), dem die zweite Anflage der „Studien" vorlag, prägt dafür die richtige Bezeichnung: „eine eigenthümliche moderne Mischung chronikartigen und biblischen Tones". Franz Dingelstedt wählt ein markantes Schlagwort für den Eindruck dieser Stiltechnik, die er schon aus der ersten Ausgabe heraus fühlt; er bezeichnet sie als „imposante Prosa" (Anonym im „Morgenblatt gebildeter Leser" Nr. 55, Montag den 6. März, 1843, Korrespondenz-Nachrichten, Wien, Februar). Frankls schon oben genannte „Sonntagsblätter für heimatliche Interessen" (Nr. 44, 30. Okt. 1842, 2. B., 792) fassen besonders heraus „die Naivität im Erzählen und jene seltene Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes, die den Leser entzückt, obgleich sein Herz blutet", und verweisen hierin auf den „herrlichen Brentano." — In dem Ohre des Rezensenten verwirren sich hier offenbar die Stilarten, die er aus „Abdias" und den rührenden Erzählungen Brentanos heraushört. Es mag ihm vor allem die „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" (erschienen in Gubitz' Gaben der Milde 1817) und „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers" (erschienen in Fr. Försters „Sängerfahrt" 1818) nachklingen. An und für sich konnte sie auch Stifter kennen. Allein, wohl ist Brentanos Sprachhaltung wundersam zart, kindlich weich und treuherzig und, eben mit dem richtigen Worte gesagt, naiv; jedoch empfindet man die Stimme, die aus den reifen, kalten, oft steifen Zeilen des Abdias herausspricht, nichts weniger als naiv. Besonders von der rührenden Wärme Brentanos ist nirgends etwas zu spüren. Vielmehr scheint eine lebensharte, resignierte, düstere Schreibermiene dahinterzusitzen. Jenes „Dresdener Journal" hat wirklich die

einzig wahre Empfindung von einem „chronikartigen und biblischen Tone". Eher dürften vielleicht die Kinder der „Bunten Steine" die liebliche Sprache Brentanos etwas erlernt haben. — So wurde also in der Novelle „Abdias" das Selbstbewußte in der Stifterschen Kunst erst entdeckt. Sie war es, die mit einem Male das stockende Echo in der damaligen literarischen Welt erst recht ins Rollen brachte. Nach dem Erscheinen des „Abdias" ertönte der „Posaunenstoß der Journalistik", der bisher für Stifter fehlte (vgl. überhaupt G. Seidls Rezension in der Einleitung zum I. Band der „Studien"). Die Sonntagsblätter rühmen sie als die „Perle" der „Iris" (1843) und empfinden auch besonders noch den frischen Realismus in der Charakteristik. „Ein wahrer König im Reiche der Dichtung ist ihm die Person die bedeutendste, die gerade vor ihm steht, die Situation, die er eben entwickelt. Seine Figuren haben alle lebenswarmes Fleisch und Blut." Auch das „Dresdener Journal" hebt die poetische Gewalt der Charakterzeichnung, die außerordentliche Plastik der Schilderung und die „gemütherschütternden Momente" hervor, durch die sich gerade diese Novelle „unter Stifters Produktionen" „auszeichne". Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 298) stimmt auch mit ein: „Es ist ein hohes, erhabenes Epos mit tiefer Gestaltung der Charaktere und Situationen und in einer klassischen Sprache geschrieben." Ein prüder Leser findet in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 301, 28. Okt. 1847) den Realismus, mit dem Stifter Deborahs Tod durch Verbluten und die Fürsorge für die Bedürfnisse des kleinen Kindes schildert, als fast anstößig: „Er konnte uns wohl das ersparen, denn es liegt keine Notwendigkeit vor, und diese Ursache (von Deborahs Tode) gehört zu jenem Abstoßenden, Widerwärtigen, dessen wir schon gedachten"; ebenso verhalte „es sich mit den Beschäftigungen des Vaters mit dem Kinde."

Andererseits aber sei die Erzählung die erste und bedeutendste des vierten Studien-Bandes.

Zum Schlusse streife noch unser Blick in die Runde der übrigen Stifterschen Gestalten. Lüften wir ein wenig den Turban und den weiten Kaftan, so schaut uns doch aus der orientalischen Vermummung eine „Hagestolz"-Natur an, ein Sonderling wie der „Waldgänger" und das grübelnde Weltschmerzgesicht des Grafen Jodok in der „Narrenburg"; nur sind die pessimistischen Lebensfurchen noch mit dem heißen Grimm eines Südländers verschmolzen. Abdias baut Häuser und macht die Gegend urbar und fruchtbar mit eben der peinlichen Genauigkeit wie der sanfte, kluge Doktor der „Mappe". Ja an Vatergüte und Belehrungsweisheit ähnelt der alte Abdias mit seiner Ditha dem Großvatertypus der „Bunten Steine". Der kleinen Ditha wird das Sehen gelehrt, dem blöden Mädchen im „Turmalin" Sprechen und Lesen. — Aber solche schwarze Augen wie die des Juden Abdias funkeln uns in den Erzählungen Stifters nirgends mehr entgegen, heiß und feurig wie das rote, trübe Auge der Wüstensonne, kündend von dem Abgrund einer Seele, die da tief ist und rätselhaft wie der südliche Sternenhimmel, weit und schwül, wie das Dämmerrund der Wüste.

Prag, im Mai 1908.

Franz Hüller.

II. Das alte Siegel und Brigitta.

Die Entstehungsgeschichte des „Alten Siegels" und der „Brigitta" vermögen wir nicht vollständig zu überblicken. Aufzeichnungen oder Entwürfe von der Hand des Dichters, die uns Einblick in die Entstehung gewähren würden, sind nicht auf uns gekommen, die Druckvorlage hat sich nicht vorgefunden und Stifters Briefwechsel mit Heckenast gibt nur über die äußere Entstehungsgeschichte einigen Aufschluß. Im Drucke erschienen beide Novellen ungefähr um dieselbe Zeit: „Das alte Siegel" in Schumachers „Österreichischem Novellen-Almanach" für das Jahr 1844, „Brigitta" in dem Taschenbuch „Gedenke Mein!" für dasselbe Jahr. Jedenfalls dachte Stifter schon früh daran, beide Erzählungen in seine „Studien" einzureihen. Dies ist aus dem Schreiben an Heckenast vom 17. Juli 1844 deutlich zu ersehen. Er macht darin seinem Verleger den Vorschlag, das Erscheinen zweier weiteren Bände der „Studien" bis zum neuen Jahre anzukündigen. Die „Mappe" sollte den 3. Band bilden und „der 4te wäre Abdias, Brigitta, altes Siegel, und wenn noch Plaz ist, die Wirkungen eines weißen Mantels, und die drei Schmiede ihres Schicksals. Aber ich glaube, daß nicht alles Plaz hat, sondern, daß wohl die drei ersten den Band füllen werden" (XVII, 118). Aus dem Briefe geht weiter hervor, daß Stifter zunächst nicht die Absicht hatte, die Erzählungen für die Buchausgabe umzuarbeiten. „Außer einzelnen Aus-

drüken wird in ihnen nichts geändert, wie mir Zedlitz gerathen hat, weil sie so in einem Guße sind, daß ich sie nur verschlechtern könnte." Der Dichter hat jedoch seine Absicht nicht durchgeführt. Wie er früher die Erzählungen der ersten zwei Studien-Bände überarbeitete, so unterzog er auch unsere beiden Novellen für die Buchausgabe einer tiefgreifenden Umarbeitung.

Bis zum Neujahr 1845 sollten also der 3. und 4. Band „Studien" erscheinen. Noch am 22. September 1844 schreibt Stifter seinem Bruder Anton: „Die 'Studien' werden sechs Bände geben. Die zweiten 2 Bände erscheinen im Winter" (XVII, 124). Aber andere literarische Arbeiten hinderten den Dichter an der Ausführung seines Planes. Fast genau nach einem Jahre, am 21. September 1845, versichert er seinem Verleger mit Bestimmtheit, daß „der 3te und 4te Band Studien heuer" — also 1845 — „fertig werden muß" (XVII, 140), und doch ist er erst im Jänner 1846 in der Lage, Manuskript für den 4. Band einzusenden (XVII, 145 f.). Und abermals gerieten die Arbeiten für den 3. und 4. Band namentlich durch die Ausführung des „Waldgängers" ins Stocken. Am 22. Mai 1846 endlich konnte Stifter Heckenast die Mitteilung machen: „Von jezt an, wird ohne Unterbrechung an den Studien 3. und 4. Band gearbeitet, daß Sie sie bald haben" (XVII, 154). Tatsächlich beendete er auch im September die Umarbeitung der für den 4. Band bestimmten Novellen. Nur mit dem Schluß der „Brigitta" war Stifter selbst nicht zufrieden; er arbeitete ihn nochmals um. Am 18. Oktober 1846 schrieb er dann seinem Verleger: „Anliegend folgt Manuscript für den IV Band Studien. Es hat sich ein Unglük und ein Glük damit zugetragen. Das Unglük war, daß ich den Schluß des 4ten Bandes, der im September schon fertig war, wieder las, und daß er mir nicht gefiel — daß ich daher darüber ging und ihn neu machte, was Verzögerung hervorrief. Das Glük ist, daß ich das alles that; denn jezt ist er viel

schöner, so daß ich ihn mit Freuden absendete, was ich sonst mit Jammer hätte thun müssen. . . . Ich glaube sogar, daß Brigitta weit aus das Beste in den 2 Bänden sein muß" (XVII, 163). 1847 sind dann der 3. und 4. Band der „Studien" erschienen.

Probleme des Ehe- und Liebeslebens, und zwar Probleme keineswegs harmloser, sondern heikelster Art sind es, die Stifter im „Alten Siegel" und in der „Brigitta" in seiner ungemein zarten und keuschen Art behandelt. Die Wechselbeziehungen, die in dieser Hinsicht zwischen beiden Novellen bestehen, sind nicht zu verkennen. Hier wie dort steht die unverstandene Frau im Mittelpunkte der Handlung. Aber während die schuldlose Brigitta in heldenhafter Keuschheit die Zeit abwartet, bis ihr rechtmäßiger Gatte wieder zur Erkenntnis ihrer Liebe gelangt, zieht die leidenschaftliche Cöleste heimlich einen ahnungslosen, unberührten Jüngling in ihre Netze und schenkt ihm Seele und Leib. Brigittas sittliche Kraft und Reinheit findet ihren Lohn, Cöleste verliert die Achtung des geliebten Mannes. Beide Male tritt ein Kind als Frucht der einstigen Liebe zwischen die Getrennten. Der Knabe Brigittas fördert die Versöhnung, Cölestens Mädchen dagegen vermag den nach den strengsten Anforderungen der Ehre erzogenen Edelmann nicht umzustimmen (vgl. W. Kosch, Adalbert Stifter, Leipzig 1905, S. 49).

Für die Darstellung konnte unser Dichter Erfahrungen des eigenen Herzens verwerten. Er hatte damals bereits eine reiche innere Entwicklung hinter sich. Seiner unvergeßlichen Jugendgeliebten hatte er entsagen müssen, Zeiten der schwersten inneren Kämpfe hatte er durchgemacht und war zuletzt aus Verzweiflung über Fannis Verlust eine überstürzte Heirat mit einem ungeliebten Mädchen eingegangen. Wie sehr den Dichter das Bewußtsein, sein Unglück in Liebe und Leben selbst verschuldet zu haben, drückte, bringen beide Novellen in er-

schütternder Weise zum Ausdruck. Aus den Worten des Majors (in der ersten Fassung der „Brigitta"): „Ich darf keinen Sohn haben, ich weiß nicht, wie seine Liebe thut, ich muß mir fremde sammeln" spricht der tiefe Schmerz, den Stifter zeitlebens darüber empfand, daß sein sehnlichster Wunsch, Kinder sein eigen zu nennen, nicht in Erfüllung ging. Kinder aus der Verwandtschaft, die er an Kindes Statt zu sich nahm, starben nacheinander in kurzer Zeit.

Neben Erlebtem macht sich literarischer Einfluß geltend (vgl. W. Kosch, Adalbert Stifter und die Romantik, Prag 1905). Im „Alten Siegel" verwendet Stifter ein dem Ehebruch ähnliches Motiv wie Jean Paul im „Heimlichen Klaglied". Hier wie dort fällt der Schluß der Handlung in die Zeit der Befreiungskriege. Die Junggesellenstube Hugos erinnert an die Junggesellenstube des Hauptmanns in Jean Pauls „Titan". Viel stärker treten E. Th. A. Hoffmanns Einflüsse zu Tage. Das scheinbar unbewohnte Lindenhäuschen und die wunderliche Gestalt des alten Pförtners sind Hoffmanns „Ödem Haus" nachgebildet. Cöleste, die Heldin im „Alten Siegel", entspricht der ebenso rätselhaften Cölestine in Hoffmanns „Gelübde". Beide ziehen sich, nachdem sie in der Liebe eine ungeheuere Enttäuschung erlebt haben, in eine fremde Stadt zurück, wo sie in Einsamkeit ihr Leben verbringen. Über ihrer Herkunft schwebt hier wie dort zunächst ein geheimnisvolles Dunkel. Beide gehen täglich, stets schwarz verschleiert, in die Kirche zur Messe, nur zu dieser Zeit sind sie auf der Straße zu sehen. Cölestinens Liebhaber im „Gelübde" gehört wie Hugo im „Alten Siegel" dem Kriegerstande an; beide beschließen ihr Leben einsam in edler Resignation. Bildet im „Gelübde" die polnische Erhebung den historischen und nationalen Hintergrund, so spielt die Handlung des „Alten Siegels" zur Zeit der deutschen Freiheitskriege. Die Verwendung katholischer Motive dagegen ist mehr als Ausdruck

von Stifters katholischer Weltanschauung aufzufassen als auf literarische Einflüsse zurückzuführen.

Das der „Brigitta" zugrunde liegende Motiv, die unverstandene Ehe, die Trennung und schließliche Wiedervereinigung der Ehegatten, weist eine Ähnlichkeit mit dem Motiv auf, das Jean Paul im „Siebenkäs" verwendet, wo der Ehemann auf Reisen geht, in Liebe zu einem anderen Weibe entbrennt, dann aber, zur eigenen Gattin zurückgekehrt, die unerlaubte Liebe allmählich wieder vergißt. E. Th. A. Hoffmanns Einfluß zeigt sich vor allem in der mystischen Einleitung, in der Stifter über die „unbestreitbaren Tatsachen" der Geisterfurcht und des Somnambulismus, über die Ahnung geheimer, in unser Leben eingreifender Kräfte, über das Zusammentreffen von Seelen, die gegenseitig von ihrem Dasein keine Kenntnis haben, und ähnliche Dinge eine längere Betrachtung anstellt. Auch Hoffmann studiert mit Vorliebe die verschiedenen Schlafzustände des Menschen, vor allem den Traum, der das „innere Auge" weckt, so daß es Bilder eines höheren Lebens zu schauen vermag (vgl. Ricarda Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik, Leipzig 1902, S. 225). Erörterungen über Wahnsinn und Magnetismus weisen gleichfalls auf E. Th. A. Hoffmann. Wenn vom Major erzählt wird, er habe in einem bestimmten Falle die Heilkraft des Magnetismus angewendet, so erinnern wir uns an Hoffmanns „Magnetiseur", wo ein dänischer Major als Träger der magnetischen Kraft auftritt, der wie Stifters Held einen unwiderstehlichen Zauber auf Jünglinge, ganz besonders aber auf Frauen ausübt. Im übrigen ist „Brigitta" weit selbständiger als „Das alte Siegel". Die ungarische Steppe hat Stifter aus eigener Anschauung kaum gekannt; ganz flüchtig höchstens hat er sie 1841 im Vorbeifahren gesehen. Die landschaftliche Schilderung weist viele verwandte Züge mit der Beschreibung der Heide im „Heidedorf" auf. Auch Coopers

Schilderungen der nordamerikanischen Prärie mögen auf Stifter eingewirkt haben. Die Gestalten, mit denen er die Steppe bevölkert, waren ihm wohl aus Lenaus Dichtungen bekannt. So hat Stifters Phantasie aus der Verbindung fremder Anregungen mit der Kenntnis der eigenen Heimat ein Landschaftsbild geschaffen, dessen Naturtreue an Schillers „Wilhelm Tell" gemahnt. Der Stimmungsgehalt des ungarischen Flachlands ist vollkommen erschöpft und spiegelt sich im Charakter seiner Bewohner wieder. Ja es scheint, als ob die scheinbare Unbegrenztheit der Steppe einen symbolischen Hintergrund der so zahlreichen seelischen Probleme bilden sollte, die Stifter hier behandelt (E. Bertram, Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik, Dortmund 1907, S. 109). Wie im „Haidedorf" entnimmt der Dichter dem Verhältnis seiner Menschen zur umgebenden Landschaft die Kapitelüberschriften: Steppenwanderung, Steppenhaus, Steppenvergangenheit und Steppengegenwart (vgl. V. Pollak, Stifter und Goethe, Deutsche Arbeit, VI, S. 224). Freilich scheint Stifter anfangs andere Bezeichnungen im Sinne gehabt zu haben, wie aus dem Briefe an Heckenast vom 18. Oktober 1846 hervorgeht: „Das 3te und 4te Kapitel der Brigitta muß der Glanzpunkt der Erzählung sein, und ich glaube, er ist es auch. Lesen Sie das Kapitel „Rükblik", und urtheilen Sie" (XVII, 163). Demnach scheint der Dichter wenigstens das Kapitel „Steppenvergangenheit" ursprünglich als „Rückblick" bezeichnet zu haben.

In der äußeren Novellentechnik erinnert an E. Th. A. Hoffmann die Darstellungsart, den Anfang und die ursächliche Entwicklung der Handlung erst später durch den rückschauenden Bericht eines der Beteiligten aufzuhellen. Dieser Bericht erfolgt zumeist in der Form der Ich-Erzählung, die auch Jean Paul so überaus häufig verwendet. Cölestens Geständnis des Ehebruchs ist ein Beispiel dafür (vgl. Bertram a. a. O., S. 46).

Besonders glücklich aber hat Stifter die eben charakterisierte Darstellungsweise in der „Brigitta" angewendet und dadurch die tiefste Wirkung erzielt.

Für die Buchausgabe wurden beide Novellen einer tiefgreifenden Umarbeitung unterzogen. Die erste Fassung des „Alten Siegels" ist von Hoffmanns Geisterspuk und von glühendster Sinnlichkeit erfüllt. Es heißt da z. B. von Hugo: „Zitternd wartete er auf den Glockenschlag, zitternd stieg er die Treppe hinauf, und zitternd schloß er sie (Cöleste) in die Arme — ach! sie war so schön, ihre Stimme bebte durch seine Nerven, und wenn er durch die zarte seidene Umhüllung ihre Glieder fühlte, so floß es wie ein Wunder durch sein Leben." Dann schien ihm wieder alles, nur ein „Spuk" zu sein, und er dachte, „sie sei wahnsinnig; ja es zuckte sogar einmal der tolle Gedanke auf, er liebe eine längst Abgeschiedene, die nur ihren Leib, nicht ihre Tracht verjüngen konnte." Und die Luft im Lindenhäuschen war „wie in verschloßenen, verschollenen Ritterschlössern — von Dienern sah er nur das gespenstige weiße Mädchen und im Stübchen des Erdgeschosses ein alten widrigen Mann" (Österreichischer Novellen-Almanach 1844, S. 149). In der zweiten Fassung wird von sinnlicher Lust, von Wahnsinn und Geisterspuk nirgends mehr auch nur andeutungsweise gesprochen. Ebenso drängte Stifter in der Umarbeitung der „Brigitta" das Leidenschaftliche und Sinnliche zurück, ja er ließ Stellen, die das ihm verhaßte Wort Leidenschaft enthielten, gänzlich ausfallen. Wenn in der ersten Fassung von den Beziehungen des Majors zu Brigitta gesagt wird: „Ja, es war in der That eine ernste, merkwürdige Leidenschaft" (Taschenbuch „Gedenke Mein!" 1844, S. 44), so fehlt diese Charakteristik des Verhältnisses später gänzlich. Aus der heißblütigen Südländerin wird eine rasche Südländerin (192 $_{15}$), aus der dunklen Leidenschaft viel-

leicht unter dem Einfluß der Schicksalstragödie eine dunkle Macht (233 $_9$).

Die formellen Änderungen bewegen sich im ganzen in der Richtung, die August Sauer für die „Studien" des ersten Bandes der kritischen Ausgabe nachgewiesen hat (I, S. LIX). Die überlangen Satzperioden werden in eine Reihe von Sätzen aufgelöst, die Anknüpfung der Relativsätze mit der veralteten Relativpartikel „so" wird (121 $_1$, 131 $_{26}$) vermieden, der Reichtum an Bildern und Vergleichen etwas eingeschränkt. Wenn wir in der ersten Fassung des „Alten Siegels" lesen, daß Hugos Augen „bei eifrigen Disputen mit Kameraden sich mit Blitzen laden", dann wieder „lachen, wie ein ganzes blaues Firmament", oder wenn in der „Brigitta" (1. Fassung) von Gabriele gesagt wird, daß „sie, gleichsam mit dem Lilienstabe ihrer Schönheit, den Blitz aus der dunklen Wolke lockte", so sind diese und ähnliche Vergleiche in der Buchausgabe ausgemerzt. Auch auf den logischen Zusammenhang wird mehr geachtet. Kommt der Wanderer mitten in der ungarischen Steppe plötzlich zu dem Bette eines ausgetrockneten Gebirgsbaches, so ist in der zweiten Fassung der „Brigitta" sinngemäß nur von einem Bache (196 $_4$) die Rede. Vor allem aber strebt Stifter eine edlere Ausdrucksweise an. So ersetzt er „anglotzen" durch „ansehen", „Wanderstock" durch „Wanderstab". Seite 191, Zeile 1 unserer Ausgabe lesen wir „Seele", vier Zeilen weiter „Gedächtnis"; in der ersten Fassung heißt es aber in beiden Fällen „Gehirn". Hier wird, wie noch an vielen anderen Stellen, durch die Wahl feinerer Ausdrücke die Wiederholung desselben unpassenden Wortes vermieden. Ganz besonders aber beweist Stifter seine sprachliche Gewalt in der Verdeutschung der Fremdwörter. Auch hier ist er ein Nachfolger Jean Pauls. Wenn Stifter, um nur ein Beispiel anzuführen, „Lawine" durch „Schneesturz" ersetzt (149 $_4$), so bedient er sich hier eines Ausdrucks,

den Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik" ausdrücklich als passende Verdeutschung anerkannte (W. Kosch, Ad. Stifter u. d. Romantik, S. 117). Allein trotz der ungemeinen Sorgfalt, die Stifter der sprachlichen Seite seiner Werke angedeihen ließ, sind zahlreiche Ausdrücke der bayrisch-österreichischen Mundart stehen geblieben. Höchst auffallende Wendungen wie „die Schönheit des seinigen Herzens" (126 15) oder „die meinigen Güter" (175 19), die Einfluß des Tschechischen verraten, finden sich in den späteren Ausgaben nicht minder häufig als in den ersten Fassungen.

*

Die Wiener „Allgemeine Theaterzeitung" (18. Jänner 1844, Nr. 16) brachte eine Kritik der ersten Fassung des „Alten Siegels" von J. Märzroth. In der Besprechung des „Oesterreichischen Novellen-Almanachs für das Jahr 1844" hebt Märzroth zunächst hervor, daß Stifters Erzählung den Novellenreigen „auf größtenteils glänzende Weise" eröffne, denn „auch dieses Produkt besitzt eine reiche Anzahl jener Vorzüge, welche Stifters Arbeiten zu so angenehmer Lektüre gestalten". Allein der Stoff der Erzählung findet Märzroths Beifall nicht, da er seines „Erachtens nicht dazu geeignet ist, den Leser zu erheben, und ein unheimliches, befriedigungsloses Gefühl, das jeden Leser am Schlusse dieser Novelle beschleichen wird, ist der unangenehme Nachhall desselben."

Über die erste Fassung der „Brigitta" liegt gleichfalls nur ein einziges Urteil vor. Hieronymus Lorm schildert am 14. März 1845 in einem Schreiben an Stifter den tiefen Eindruck dieser Novelle mit folgenden Worten: „Er war nicht derselbe, den ich im 'Hochwald' oder beim Auflesen der 'Feldblumen' empfand, denn so herrlich und erschütternd Sie auch

die Bewegung der seelenlosen Natur wiederzuspiegeln und unsere innigste Verwandtschaft mit den Schrecken, wie mit den Schönheiten der Natur nachzuweisen wissen, bleibt uns doch immer der Mensch das Nächste, und Lenz, Nacht, Sonne, Wintersturm im Menschenherzen, die ganze psychologische Welt, die Sie in Ihrer Brigitta umsegeln und erforschen, wirkt tiefer und nachhaltender" (A. R. Hein, Adalbert Stifter, Prag 1904, S. 292 f.).

In den Besprechungen der Buchausgabe werden beide Novellen zumeist mit wenigen Worten abgetan. So meint ein Ungenannter in der „Hannoverschen Morgenzeitung" (25. Juli 1847, Nr. 88): „Brigitta wird jeden angenehm unterhalten; das alte Siegel ist nicht bedeutend." Und im „Wandelstern" (1847, Nr. 35, S. 693 f. Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs in Grimma) sagt ein gleichfalls ungenannter Rezensent, beide Erzählungen seien „geeignet, das Interesse zu fesseln und bis zu ihrem Ausgangspunkte rege zu halten", wenn auch der Leser „zu den Raisonnements, welche der Verfasser nicht selten einfließen läßt, bisweilen ein wenig den Kopf schütteln mag." Nur die „Blätter für literarische Unterhaltung" (28. Oktober 1847, Nr. 301) bringen eine ausführlichere Besprechung unserer Novellen. Es heißt unter anderem: „Das alte Siegel erinnert uns an manche Erzeugnisse der romantischen Schule. Zu einer vollgenügenden, echt poetischen Novelle sind alle Elemente vorhanden; gleichwohl ist es vorgezogen, die Heimlichkeiten in noch heimlichere Ferne zu rücken, und nur in einzelnen abgerissenen Äußerungen die Möglichkeit des Erratens zu gewähren. Die Scheu des Verfassers wird weniger eine moralische als eine durch äußere Verhältnisse gebotene gewesen sein." Den Vorzug unter den Novellen des 4. Bandes der „Studien" räumt der ungenannte Rezensent der „Brigitta" ein: „Es liegt dies sowohl in der Darstellung des ungarischen Landlebens

als auch und vorzüglich in dem Schicksale der beiden Hauptpersonen, die sich früh verloren gehen, um an der Grenze des Lebens erst ihren Wert, ihre Liebe, ihre Freundschaft zu erkennen."

Brünn, Ostern 1908.

Karl Kobliſchke.

Der Hagestolz.

„Dieses Werk ist wie eine Arbeit Goethes, dem ersten Blicke fast unscheinbar, weil jedes stark wirkende Mittel vermieden ist, aber an Feinheit der Empfindung so groß und reich, daß es auch wieder nicht auf einmal erfaßt werden kann. Ich mußte das Werk erst studieren . . . Es hat alle Dichtungsfülle der Kunst und gar kein Mittel des Handwerkes." (Br. III, 3 f.) Und so ist die Schönheit dieser Dichtung, in ihrer Komposition so schlecht, wie Stifter nur jemals eine geschrieben hat, berauschend; für den Historiker vielleicht nicht ganz aus denselben Gründen, wie für den unbefangenen Leser! In dem feinen komplizierten Uhrwerk, dem die Literatur gleicht, kann jede Dichtung nur an einer ganz bestimmten Stelle stehen; ist das nun ein Punkt, wo die Fülle von Ursachen und Wirkungen in einander greifen, so ist die Novelle ein Bild für vieles, deutungsfähig und rätsellösend, gesättigt mit historischen Kräften. Das ist „Der Hagestolz". So schufen die Erzähler der Romantik alle; jede ihrer Novellen ist eine kleine Welt für sich, in der die verschiedensten Elemente aus allen Zeiten, Völkern und Dichtungsgattungen in eine neue Einheit verwachsen sind. „Der Hagestolz" ist der prächtigste Beweis, daß literarische Kräfte so gesetzmäßig wirken wie die Gedanken, die Sprache, wie die Natur selber. Nur sehen muß man wollen.

Die geistige Athmosphäre der Dichtung, das ist die Welt

Schopenhauers; schon das ist seltsam. Um 1840 schwieg man sich noch eisig aus über diesen Philosophen; da hatte man noch überschwengliche Hoffnungen und erst nach den Enttäuschungen des Hegelspektakels und des Sturmjahres wurde Schopenhauer Mode. Tieck und Stifter sind die ersten, die sich in ihren Dichtungen des bösen Traumes der fünfziger und sechziger Jahre ahnungsvoll bewußt wurden. In der Romantik steckte vom Anfang an ein gutes Stück Pessimismus. Aber wie diese Rechenkünstler alle großen Werte des Lebens, wie die Teile einer Gleichung verschoben, so wurde ihnen die Qual zur Lust, der Tod zum Leben, zum Prinzip des Lebens wie sich Novalis so schrecklich ausdrückte. Das scheuchte aber die Heiterkeit nicht von ihrer Stirne, das war keine grämliche Philosophie. Das geheimnisvolle Mysterium der Liebe dämmerte ihnen aus diesem Jenseits von Lust und Not entgegen. Volupté funèbre nannte Frau von Staël diese seltsame Wirrnis, Todeserotik, und das ist der Grundton aller Lieder, die von 1798—1826 gesungen wurden. Schopenhauer brachte es nur in ein System und träufelte Galle in die Stimmungen, die der Romantik heilig und süß waren. Heines „Schmachten nach Bitternissen", das war ja die Askese, das langsame Versinken in Nirwana, das Schopenhauer als einziges Heilmittel gegen die Krankheit des Lebens empfahl. Diese Welt mit ihrer grauenhaften Nüchternheit, mit ihren perversen Wirrnissen hat Tieck im „Alten vom Berge" gestaltet, mit heftiger Abwehr dieses Dämons, der die seligen Qualen seiner Jugend vergiftete. Gewiß ist diese Novelle vor allem Stifters Grundlage. Aber wo er von Tieck abweicht, gerade im Kernpunkt, in der Verbindung von Pessimismus und gewollter Kinderlosigkeit, da hat er sicherlich unmittelbar Schopenhauer zugehört. Der einsame Dozent hatte bessere Schüler, damals schon, als er sich träumte. Aber seltsam! Stifter ist ja ein Optimist. Doch so kleine Worte schließen niemals eine

Seele ein, durch die ein leidvolles Leben von sechzig Jahren ging.

Die einzelnen Stellen hat Bertram bereits zusammengestellt. (Studien zu A. Stifters Novellentechnik. Dortmund 1907. S. 12 ff.) Es handelt sich hier nur um die Grundlage von Stifters Hauptmotiv. In allen Novellen ringt er mit dem Pessimismus; aber er tut ihn schließlich doch mit besonnener Resignation ab. Im „Hagestolz" scheint er die Waffen gestreckt zu haben. Für Schopenhauer war das Leben kein Geschenk, nur ein Pensum, das man eben absolvieren muß. Er fand die Lösung des Rätsels so leicht: der Schmerz ist der Antrieb für den Willen, das vermißte Gut zu erstreben. Hat er's erreicht, dann ist es auch mit der Lust im Augenblick vorbei und die Langeweile packt den Menschen schrecklicher denn zuvor. So „oszilliert" das Leben zwischen Schmerz und Übersättigung. Sieht man es von der ästhetischen Seite an, so ist die Welt ein Karikaturenkabinett, von der intellektuellen ein Narrenhaus; von der moralischen eine Gaunerherberge. Wörtlich klingt das im „Alten vom Berge" wieder. Und die Liebe? Eine List der Natur, die den Menschen zur Fortpflanzung zwingt, der bloße Ausdruck des Gattungslebenswillens. Und die Heilung von dieser Krankheit? Nicht Selbstmord, denn das wäre ja Anerkennung des Lebens als eines Gutes, nur eine Verneinung des Individuums, nicht der Gattung. Aber ein langsames Absterben, Askese, Versinken ins Nichts, Nirwana. Das letzte Mittel ist die Verneinung des Gattungslebenstriebes. Wie könnte man diese Qual ins endlose spinnen durch Kinder und Enkel. Da liegt der Schwerpunkt; dahin neigt sich Stifters Novelle. Das ist die Metaphysik der Kinderlosigkeit, des Hagestolzentums. So sind nun all die Probleme, die der Franzose und seine Nachfahren witzelnd zusammenknüpften: Menschenhaß, Pessimismus, betrogene Liebe, Verzicht auf Ehe und Kinder mit dem Mittel-

punkt der Welt verbunden. Nur so ist die tiefe Tragik dieser Novelle möglich und verständlich. Ohne solche Deutung war der Hagestolz eine lächerliche Figur, ein Sujet für ein Lustspiel, oder eine sentimentale und darum wert von Frau von La Roche beweint zu werden. Schopenhauer und Stifter, jedenfalls eine Verbindung, die zu Recht besteht. Das macht doch die Novelle so interessant. Schopenhauers „Metaphysik der Geschlechtsliebe" erschien 1844 im 2. Bande seines Hauptwerkes, eben als der Dichter an der Novelle schrieb. Auch das ist nicht belanglos. Der gute Stifter hat aber diese Gedanken mit einer recht äußerlichen Handbewegung abgetan. Viktor heiratet fröhlich, der sich doch am Eingang so sehr dagegen verschworen, und wird auch Kinder zeugen. Aber der Oheim auf seiner Insel, hat der nur ein Wort zurückgenommen? Hat ihm Viktor nur eines widerlegt? Es war wieder keine Lösung. „Es ist nicht so," meint Stifter und stellt einen jungen Menschen daneben, der es anders macht. Widerlegung ist das keine. Die gab nur Tieck in seiner Novelle.

Stifter war Österreicher, ein Wiener gewissermaßen. Der Pessimismus lag ihm so zu sagen im Blute. Das scheint ein Paradoxon. Und doch nennt Alfred von Berger (Jahrbuch der Grillparzergesellschaft 10, 74) diese Stimmung „Das Wienergefühl", das bei aller Zuversicht des Leichtsinns bei öffentlichen und persönlichen Dingen das niederdrückende und lähmende Vorgefühl des Mißlingens hege. Er muß wohl recht haben; denn die ganze Dichtergeneration in Österreich trug damals das Leben wie ein Kreuz. Lenau ist der Typus. Betty Paoli, die Stifter so schätzte, trat zur selben Zeit mit einer trüben Novellensammlung hervor: „Die Welt und mein Auge" Pest 1844. „Ein einsamer Abend" und „Auf- und Untergang" (beide im 3. Band), Schilderungen tragischer Dichterschicksale, sind Äußerungen heller Weltverzweiflung. Und nun Grillparzer. Johannes Volkelt hat den Pessimismus aus allen

seinen Werken herausgelesen. „Ergriffen, ja Gepacktsein von dem gierigen heißen Willen zum Leben und schaudernde Abwendung von ihm als einem an Wahn und Enttäuschungen überreichen Dämon", das sei die Grundstimmung seiner Dramen (Jahrbuch der Grillparzergesellschaft 10, 15). Zu Schopenhauer setzt er ihn in interessante Parallelen. Selbst Raimund, deden Hanswurst in allen Nuancen spielte und den Pessimismus totzulachen schien, wurde von ihm geschüttelt; das zeigen seine Briefe an Toni. Nur die Pistole rettete ihn vor Lenaus Schicksal, wie A. Sauer sagt.

Das sind Grundlagen, die für eine Dichtung unzerstörbares Leben bedeuten. Stifter suchte sich die Seele frei zu machen von den bösen Stimmungen, die wie Fieberluft die ganze Dichtergeneration in Österreich erfaßt hatte. Schopenhauers Philosophie, und wenn man Berger glaubt, ein Stück ererbten Pessimismus, das ist die Welt, die er im „Hagestolz" gestaltet, mit der er sich auseinandersetzt.

Die Novelle ist unter Stifters Dichtungen die einzige, die eine lange Stoffgeschichte hinter sich hat. Zunächst den historischen Tatbestand.[1]) Der Menschenfeind, dieses Lieblingsthema der Weltliteratur, bildet ein Gegenstück zum Faust, und wie dort, so steht auch hier eine wirkliche Persönlichkeit, der Grieche Timon als treibende Kraft hinter dem Stoffe. Sie spiegelt sich immer wieder in der antiken Literatur und war bei Römern und Griechen Gegenstand für Lustspiele. Der Schulmeister Stifter wird Kenntnis davon gehabt haben. Italiener (Bojardo), Engländer und Franzosen haben dann das Motiv behandelt, Shakespeare in seiner Tragödie „Timon" und im Lustspiel ein Anonymus um 1600. Schon dieser verknüpfte es mit dem Thema betrogene Liebe. Dann kam

[1]) Marcus Landau „Der Menschenhaß auf der Bühne", Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1890, Nr. 146, 147, 152 stellt nur die wichtigsten Dichtungen zusammen. Ich habe sie im folgenden ergänzt.

Moliere mit ſeinem „Miſanthrope“, bereits Hamburg 1752 überſetzt in „Moliers ſämtlichen Luſtſpielen“ (II, 355 ff.). Auch der Franzoſe verknüpfte Menſchenfeind und Hageſtolz miteinander; er hört aber dort auf, wo Stifter beginnt. Schillers Drama „Der verſöhnte Menſchenfeind“ (1791. „Thalia“ 3. Band, Heft XI) kam über ein paar Szenen nicht hinaus, vielleicht hatte ihm Kotzebues widerliches Stück „Menſchenhaß und Reue“ die Luſt daran verdorben. So war das Thema beliebt durch das ganze 18. Jahrhundert. „Timon der Menſchenfeind“ von de l'Isle wurde 1748 Braunſchweig und Hamburg in einer Überſetzung bekannt. Leſſings „Miſogyn“ taucht immer wieder im Repertoire auf und wurde oft geſpielt. Im Band XIV, Nr. 91 des „Theaters der Deutſchen“ ſteht ein Stück von Brandes „Der Hageſtolze“; Iffland gehört mit einem Stück gleichen Titels in dieſen Zuſammenhang; im Band VIII der „Neuen Sammlung von Schauſpielen, welche auf der kaiſerlich-königlich privilegierten Schaubühne zu Wien aufgeführt worden“ (1764—69) Nr. 30 ein Luſtſpiel nach Fielding „Der Hochzeittag oder der Feind des Eheſtandes“, von einem Wiener Schauſpieler. Nur noch ein Stück von Chriſtian Gottlieb Stephanie d. Ä. „Der neue Menſchenfeind“, im Band VI der „Neuen Schauſpiele“ (aufgeführt zu Wien) Preßburg und Leipzig 1771—1775.

Alſo ein Stoff zunächſt, der auf der Grenzſcheide von Tragödie und Luſtſpiel liegt, aber doch vor allem Gegenſtand der Komödie. Und bei Stifter iſt es eine Novelle! Ein prächtiger Beweis für die Wirkſamkeit hiſtoriſcher Geſetze. Denn gerade dieſe Beziehungen zwiſchen Luſtſpiel und Novelle, die epiſche Komponierung reiner Schwankmotive iſt die auffallende Charakterlinie der romantiſchen Erzählungskunſt. Hoffmann hat aus der italieniſchen Märchenpoſſe immer wieder neue Stoffe und Wirkungen herausgeholt, und ſelbſt

Kleist, der Klassiker der romantischen Novelle, fügt sich demselben Gesetze. Stifter folgt hier, abgesehen von seinem romantischen Pessimismus, auch den intimen Neigungen der großen Bewegung in der Wahl des Stoffes und seiner Gestaltung. Das Motiv schwankt übrigens in der Beurteilung der Klassiker. Goethe wollte es nur für ein Lustspielmotiv gelten lassen, Schiller meinte in der „Thalia", eine andere Form sei diesem Charaktergemälde vielleicht günstiger als die dramatische.

Und weiter! Die moralischen Erzählungen beherrschten die Fabulierkunst unserer Klassiker und wirkten noch auf die Novellistik der Romantiker herein. In jedem Motiv pulsiert eben ein bestimmtes Leben und macht es vom Anfang an zum erblichen Gut gewisser Richtungen. Das Thema vom Menschen, der dem dämonischen Einfluß der Natur erliegt, wird man vergeblich bei Frau von la Roche, bei Schiller und selten bei Goethe suchen. Das war eben Tieck, Hoffmann, Romantik! Aber der geborene oder gewordene Menschenfeind, wie der dann geheilt wird und in die Gesellschaft zurückkehrt, das ist humanité, 18. Jahrhundert, auch wenn wir gar keine Parallelstellen hätten. Freilich, haben wir sie. Der geschäftige Jean François Marmontel (1723—1799), der Schöpfer der moralischen Erzählung in Frankreich, machte aus dem Stoff im bewußten Gegensatz zu Moliere einen „Misanthrope corrigé". Ein Menschenfeind kommt aufs Land; hier sieht er, wie sich ein anderer seines Schlages lächerlich macht. Dies, die Freuden des stillen Landlebens und die unvermeidliche muntere Frau machen ihn gesund. Frau von la Roche führte dieselbe Kur an ihrem schwermütigen Jüngling durch (Moralische Erzählungen. Mannheim 1799, I, 3 ff.). Auch die Tendenz zur moralischen Erzählung hat Stifter also mit der Romantik gemeinsam.

Noch ein Drittes. „Der Hagestolz" ist eine Charakternovelle, eine Gattung, die Tieck und Arnim kultivierten, die

Hoffmann virtuos vollendete. Charakterschilderung, weniger Handlung, das war das Element der moralischen Erzählung und führte in England bis zur Gestaltung einer neuen Gattung, den „Charakters". Eine neue wirksame Kraft, die Stifter mit der Romantik teilt. Vielleicht lag das auch an sich im Motiv; es kam ja von der Bühne. Aber während sich die alten Erzähler abmühten diesen Charakter, war es ein böser, zu bessern; war es ein kranker, zu heilen; war es ein guter, durch Leiden zu läutern; also eine Art dramatischer Technik: wandte Stifter die Komposition der Romantik an, Hoffmanns vor allem. Wie Tiecks Novellentheorie verlangt, dreht er im Mittelpunkt der Dichtung mit einer scharfen Wendung den Charakter gegen die Sonne und nun bricht sich das Licht auf einmal ganz anders. Das ist dort, wo der Alte Viktor eröffnet, wie er ihm sein väterliches Gut gerettet. Was früher Habsucht, Härte, Bosheit schien, das leuchtet nun als Opfersinn, Liebe, väterliche Sorge.

Die Verbindung von Pessimist und Hagestolz, oder doch mit betrogener Liebe, die ich bei Schopenhauer metaphysisch begründet fand, taucht schon in der Stoffgeschichte auf, allerdings als Nebeneinander, kaum als Wegeneinander.

Das sind so die Stimmungen, in denen Stifters Dichtung schwingt, die Stoffe, von denen sie lebt. Jenes war bereits in Tiecks „Altem vom Berge" gestaltet, dieses in Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind", und beide Dichtungen bilden die unmittelbaren Grundlagen für ihn, das Sammelbecken, in dem alles zusammengeströmt war, aus dem er schöpfte.

Da ist zunächst Tiecks Novelle. Die Beziehungen zum Lustspiel lagen ihm ja im Blute. Er hat bereits alle Elemente, die später bei Stifter zusammentraten, verknüpft: die Athmosphäre der Dichtung, Schopenhauers Pessimismus, die Figur des Menschenfeindes, unglückliche Liebe, und auch

das Hagestolzmotiv trotz Balthasars Ehe und trotz seines Kindes. Nur hat Tieck, der raffinierte Schilderer solcher Wirnisse, das sexuelle Problem, wie es in Schopenhauers Philosophie und ursprünglich im ganzen Motive lag, erschreckend tief enthüllt. Hier verstummte Stifters naive unbefangene Kunst. „Der Alte vom Berge" erschien 1828 (gesammelte Novellen, Berlin 1853, VIII. Bd.), also in der Zeit, da Schopenhauer hoffnungslos und unverstanden Werk um Werk schuf. Tieck gestaltete seinen Pessimismus und löste die Wirrnis heiter und fröhlich auf. Die Luft ist drückend und beklemmend. Balthasar entdeckt Eduard wie bei Stifter der Alte seinem Neffen die Vorgeschichte. Er hatte eine unglückliche Jugend und liebte Elisabeth, die den reichen Holberg heiraten mußte. Der ist ein Taugenichts und vergeudet alles. Ähnlich Viktors Vater. Die Liebeshandlung ist bei Stifter komplizierter und führt auf andere Zusammenhänge. Und nun enthüllt sich die ganze Erbarmungslosigkeit seiner Weltansicht. „Alles lebt, bewegt sich, um zu sterben und zu verwesen; alles fühlt nur um Schmerzen zu finden. Die innere Qual treibt uns zur sogenannten Freude und alles, was Frühling, Hoffnung, Liebe und Lust dem Menschen vorlügen, ist nur der umgekehrte Stachel der Pein." Das ist wörtlich Schopenhauer, das „Oszillieren" zwischen Begehren und Übersättigung. Das Leben ist ein Wahnsinn, die Welt eine Irrenanstalt und Gott der große Zuchtmeister. Hier liegt nun die scharfe Kante, die bei Tieck und bei Stifter diese Stimmungen so ganz anders bricht. Der einfache kindliche Stifter fand auch den einfachsten, naivsten Ausweg; Verzicht auf Liebe, Ehe und Kinder: den Hagestolz. Bei Tieck wird es eine Lösung von perversen Wirrnissen. Brutal und zynisch meint Balthasar von der Liebe: „Und alles, alles, was man achten, für vernünftig halten möchte, geht in diesem Strudel unter,

der mit Greuel, Tollheit, wildem Gefühl, tieriſcher Begier und Abgeſchmacktheit zuſammenflutet." Und ſein Ausweg? Er heiratet ein erſchreckend häßliches Mädchen und berauſcht ſich an der Qual und Selbſtverachtung, ſie wird ihm endlich zur Luſt und er ſteht dort, wo er früher ſtand. Doch das Fleiſch rächt ſich. Nach dem Tode der Frau verführt er eine Dienſtmagd; ihre Tochter Röschen, lebt als angenommenes Kind bei Balthaſar. Das iſt wieder Schopenhauer, der Liebe und Weiber ſchmähte und verachtete und noch als Greis ihr Knecht blieb. In Tiecks Seele nun blühten jetzt die alten Träume ſeiner Jugend auf und ſo verſchmilzt ihm Schopenhauers Peſſimismus mit romantiſchen Urſtimmungen: „Wo iſt der Unterſchied mit der Materie? Wo die Scheidemauer zwiſchen Leben und Tod? Im Geſpenſt des Daſeins, im Sphinxrätſel der Exiſtenz, in jenem gräßlichen Werde, aus welchem die Welten hervorgingen und ſich im Krampf immer und immerdar wälzen, um die Ruhe, das Nichtſein wiederzufinden, hierin gehn alle Widerſprüche und Gegenſätze auf, um im Wahnſinn als unauflöslicher Fluch zu verſteinern." Gewiß iſt das ein Zerrbild. Aber es beweiſt, daß unter dem heiteren kaum bewegten Spiegel von Stifters Dichtung die Geſpenſter der Tiefe rangen. Er drückte ſie nur hinunter in ſeiner abgeklärten Ruhe. Tieck löſt nun wirklich die Wirrnis auf, wo ſein Nachfahr keine rechte Antwort wußte. Balthaſar will dem häßlichen Elieſar, ſeinem Gehilfen, das liebliche Röschen geben, eben weil er ihm zuwider iſt, weil er ihn haßt. Aber der Menſch beſtiehlt ihn und das wirft den Alten nieder. Er bricht wirklich unter ſeinem eigenen Grauen zuſammen und über das tote Entſetzen hinweg ſchreiten Röschen und Eduard heiter und glücklich an den Altar. Stifter verneinte einfach die feindliche Welt und ließ dem Hageſtolz, dem Träger dieſes Peſſimismus, auch in dem neuen Reiche ſeinen Platz.

Daß „Der Alte vom Berge“ für Stifter die unmittelbare Vorlage bedeutet, steht außer Frage, trotzdem sich in Einzelheiten kaum namhafte Beweise erbringen lassen. Hier fand er jedenfalls den alten romantischen Pessimismus in Schopenhauers Umformung, wenn er schon zu seiner Philosophie keine unmittelbaren Beziehungen hatte. Es wäre ergebnisreich genug, einmal beide Novellen eingehend mit einander zu vergleichen, um recht einleuchtend zu sehn, was zwei Dichter, im Banne derselben literarischen Tradition, unter dem Zwange der gleichen historischen Gesetze aus demselben Stoffe machen.

Ist es nicht seltsam, daß im selben Jahre (1828) auch ein Wiener Dichter Schopenhauer totzulachen suchte? Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“ halte ich für die zweite unmittelbare Grundlage dieser Novelle. Daß Stifter die Dichtung, die so ungeheuern Erfolg hatte, kannte, steht unbedingt fest. Er war ein fleißiger Theaterbesucher und einer der beispiellos zahlreichen Aufführungen im Leopoldstädter Theater hat er sicher beigewohnt. Das Drama stellt die Summe aller jener Wirkungen dar, die das Motiv auf der Bühne durchgemacht hatte. Solche Doppelwirkungen zweier Dichtungen sind für Stifter beinahe die Regel. Rappelkopf ist zwar viermal verheiratet, darum haßt er die Weiber auch mehr wie ein Hagestolz. Er ist der typische Menschenfeind und Pessimist, der Schopenhauers „homo hominі lupus“ trefflich illustriert. Das Alpenmilieu ist eine der Analogien. Ganz im Sinne Marmontels erfolgt die Heilung Rappelkopfs. Astragalus faßt den Charakter der beiden Menschenfeinde zusammen: „Du bist kein Mensch! . . . Du hast Dich ausgeschlossen aus der Menschen Kreis . . . Bist Du gesellig wie der Mensch? Du bist es nicht! Hast Du Gefühl? Du fühlst nur Haß! Hast Du Vernunft? Ich finde keine Spur.“ (Werke von Glossy und Sauer, II, 279.)

Hübsche Beziehungen lassen sich noch in einzelnen Motiven nachweisen. Da sind vor allem die moralischen Erzählungen. Daß sich die beiden Ziehgeschwister an Edelmut überbieten und Hanna dem Bruder so naiv immer neue Geldbörsen sticken will; der Gedanke, daß Hunde Liebe mit Liebe erwidern und Viktors ganze fast sentimentale Zuneigung und Fürsorge für seinen eigenen Spitz und die Hunde seines Oheims: das sind ständige Züge in den moralischen Erzählungen. Eine solche rührende Hundeszene findet sich bei Karl von Eckartshausen (1752–1803). Und nun gar die Gewissenhaftigkeit, mit der Viktor gesittet und wohlerzogen sich in allem an die letzten Weisungen seiner Ziehmutter hält, wie er alle Knöpfe seines Rockes zumacht, „wie es ihn die Ziehmutter gelehrt hatte, daß er sich nicht verkühle!" Die köstliche Naivität, die oft so erheiternd aber unbeabsichtigt durch die Erzählung bricht, wird fast durchwegs von Partien solchen Ursprungs getragen.

Einer der Grundgedanken führt fast eben so weit zurück in eine literarische Vorvergangenheit. Viktors Schicksal, seine ganze Zukunft wird geleitet von einem ihm unbekannten, fast mythischen alten Manne. Ein letzter Nachhall der unsichtbaren Logen, der Stifter durch Goethe und Jean Paul aus der freimaurerischen Romanliteratur des 18. Jahrhunderts zugekommen war! Das ist ebenso ein Anachronismus unter dem romantischen Gut der Novelle wie die Elemente aus den moralischen Erzählungen.

Lothar und Viktor sind Lieblingsnamen bei E. T. A. Hoffmann. Das Motiv, daß zwei unglücklich Liebende erst durch die Heirat ihrer Kinder symbolisch vereinigt werden, hat Hoffmann im „Steinernen Herz" ausgeführt. Nur hat sich der Gedanke bei ihm und bei Stifter leise gewandelt: an die Stelle von Vater und Sohn auf der einen Seite ist Onkel und Neffe getreten.

Den ganzen herzlosen Egoismus des Hagestolzentums schildert Stifter fast wortlos in der Szene, wie der Alte ißt. „Er riß mit den Händen die Krebse sehr geschickt auseinander, löste das Fleisch aus und saugte den Saft aus dem Korbe des Oberleibes und dem Geflechte der Füße. Dem Jünglinge war das wohlwollende Herz, das er hierher hatte bringen wollen, erstickt und er saß stumm dem Verwandten gegenüber, der ebenfalls stumm in dem Geschäfte seines Essens fortfuhr." Das ist die Episode, die zeigt, wie Stifter so ganz im Sinne der Tieckschen Novelle den Stoff erfaßt hatte. Im „Alten vom Berge" gibt Holberg in einer langen Tischrede die Metaphysik des Essens und Schlemmens; zynisch erklärt er da das „Verschlingen" als völlig gleichgeordnet dem „Hervorbringen". Der freche Gedanke gehört so ganz in die Welt von Brutalitäten und seelischer Verwirrung, die Tieck rücksichtslos in dieser Novelle enthüllte. In seiner Zartheit und Feinheit hat nun Stifter das Motiv, das gewiß innerlich zum Stoff gehörte, nicht übergangen, sondern nur maßvoll glättend und verschweigend in seine Novelle verarbeitet. Solche Kleinigkeiten sind bezeichnend für die Reife seiner Technik.

Und nun zur Lokalfrage. Diesmal ist sie wichtiger, weit mehr als bei „Abdias" oder den „Schwestern". Stifter kannte die Gegenden aus eigener Anschauung, hat sie durchwandert und und viele Partien auch gemalt. Er plante, angeregt vielleicht durch Heinrich Smidt, dessen „Seenovellen. Erzählungen Burkhardts des Steuermanns" eben damals Frankfurt a. M. 1838 erschienen waren, Seenovellen, und „Der Hagestolz" und die „Schwestern" sind Bruchstücke dieser Hoffnungen. Ich erwäge: Stifter hat seine Landschaften in den seltensten Fällen als Ganzes nach der Natur gezeichnet. Oft stammen nur die einzelnen Elemente aus der Anschauung und diese fügte er dann mit andern, die ihm fremd waren, zu einer Einheit zusammen,

die sich in der Wirklichkeit nicht nachweisen läßt. Stand er nun — im „Abdias" z. B. — auf fremdem Boden, so suchte er nach bekannten Elementen in seiner Umgebung, und stellte sie als Staffage in dieses fremde Milieu, so die Römerruine aus dem Gartenpark Schönbrunn im „Abdias". Das wird wohl auch hier der richtige Weg sein.

Im allgemeinen dachte er an das Salzkammergut. Hieher führen die meisten Ortsnamen. Freilich keiner ist sicher belegt, wie das eingehende Kartenwerk von Müllner „Die Seen des Salzkammergutes", Wien 1895, das ich benützte, ausweist. Nur im Ohr sind ihm manche geklungen. Seine „Griesl" deutet wohl auf den Griesberg (1012 m) am Südufer des Mondsees, auf den auch sonst seine Schilderung paßt. Nördlich, am Abfluß des Almsees, den Stifter auch malte (Hein S. 130) liegt die Hammermühle, die vielleicht mit der Hammerschmiede der Novelle gemeint ist. Klause ist zwar ein häufiger Name; eine solche liegt aber wirklich bei Laufen, nördlich der Ramsau. Orla ist ein Flußname, so in Thüringen. Attmaning hat sich der Dichter selbst gebildet, den ersten Teil vielleicht im Anklang an Attersee, der zweite findet sich oft im Bayrisch-Österreichischen: Walmanning, Tittmanning und Bachmanning bei Lambach. Hul ist ein Gattungsname und sicher mit dem bayrischen Hül (Schmeller) zusammen zu stellen; mhd. hulwe, Höhlung mit Wasser gefüllt. Das Vokabular von 1445 übersetzt lacus mit tewfhulgen. Also ein bayrisch-österreichisches Dialektwort, das sich sehr wohl im Wortschatz des Böhmerwäldlers finden konnte. Einer der Seen im Salzkammergut, mehr läßt sich nicht sagen, bot ihm die allgemeinen Grundlagen für seine Milieuschilderungen.

Denn für die Insel versagen die Lokalitäten. Das Eiland im Hallstättersee ist klein und unbedeutend. Nach dem äußern Eindruck könnte es die liebliche Insel im Wör-

therſee ſein; aber den hat Stifter nie geſehen. Der kulturhiſtoriſche Inhalt, den er dem Motiv gibt, führt, glaube ich auf ſichere Spuren. Eine Inſel mit einem alten Kloſter ſchottiſcher Mönche, die ſich vom Ufer dorthin geflüchtet, von den heidniſchen Landesherrn vertrieben; das Kloſter iſt jetzt aufgehoben. Ein ſolches Münſter befand ſich auf einer Inſel des Staffelſees auf der bayriſchen Hochebene.[1]) Dieſes und andere Klöſter wurden wirklich im 7. Jahrhundert — in dieſe Zeit weiſt doch Stifter — von ungetreuen Landesherrn aufgehoben. Wenn es nicht gerade eine Inſel ſein muß, ſo finden ſich auch im Salzkammergut eine Reihe ſolch uralter Münſter und Abteien. Am Traunſee lag eins, 550—553 errichtet, Altmünſter; am Nordweſtgeſtade beſtanden vor Ende des 9. Jahrhunderts eine ganze Reihe, die von den Karantanern und Slaven zerſtört wurden.[2]) Dann noch Zell am Atterſee, auf den vielleicht Attmanning deutet, Zell am Aberſee. Huber erwähnt auch, daß dieſe Klöſter bei der Bevölkerung einfach Zell hießen; das ſtimmt zu Stifters „Klauſe". Es hat aber eine Schwierigkeit. Alle dieſe Klöſter waren verſchollen und ſind erſt von Huber mühſam aus den Akten feſtgeſtellt worden. Stifter hätte nur durch den Volksmund davon wiſſen können. Das war vielleicht ſeine Quelle, wenn er Viktor ſagen läßt, er möchte von dem Alten, der ihn überfährt, noch mehr ſolche Geſchichten hören. Die ſeien beſſer als die aus den Büchern. Tatſächlich erwähnt Huber ſolche Lokalſagen.[3]) Es paßt aber keine, und ich hege Zweifel.

Freilich muß man zugeben, daß Stifter mit ſolchen kirchlichen Sagen vertraut war, zum Teil aus ſeiner Kremsmünſterer Schulzeit. So trug er am Ende des Schuljahres

---

[1]) Alois Huber, Geſchichte der Einführung und Verbreitung des Chriſtentums in Südoſtdeutſchland. Salzburg, 1874. II, 197.

[2]) a. a. O. III, 198.

[3]) a. a. O. III, 204.

1824 nach der Preisverteilung sein Gedicht vor „Das Freudenfest am Trauerdenkmale", das die Gründung Kremsmünsters behandelte. Bei den zwei Sagen im „beschriebenen Tännling" beruft er sich ähnlich wie an unserer Stelle auf Volkstradition. Aber es gibt noch einen andern Ausweg.

War Stifter nicht ein Pedant bei seinen historischen Vorstudien? Wie kleinlich trieb ers für seinen Wittiko! Er fuhr eigens nach Prag um das Lokale zu studieren und dachte an hundert Kleinigkeiten. Ich finde es wahrscheinlich, daß er selbst für die etwas abgeblaßten historischen Schilderungen der Novelle das eine oder andere Buch durchgeblättert hat. So ins Blaue zu fabulieren, war gar nicht seine Art. Da erschienen nun gerade um die Zeit, als er an der Dichtung zu arbeiten begann, drei Bücher über den Bodensee und das Kloster Reichenau: Söltl, Der Bodensee und seine Umgebung, Nürnberg, 2. Aufl. 1836; Schönhuth, Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau, Freiburg, 1836 und am schönsten und wichtigsten Gustav Schwab, Der Bodensee nebst dem Rheintale, 2. Aufl., Stuttgart und Tübingen, 1840. Die verlassene Kommende des deutschen Ordens auf der Insel Maynau schildert Schwab wie ein Feenschloß. Reichenau selbst, dessen Geschichte er eingehend gibt, dieses Kloster mit seiner tausendjährigen Kultursendung, mußte doch an seinem Gesichtskreis auftauchen, wenn er das Motiv seines Inselklosters erwog, zumal er so ausdrücklich von schottischen Mönchen spricht. Schon drei Jahre nach seiner Gründung wurde die Abtei von einem allemannischen Fürsten aufgehoben. Dann kamen im 10. Jahrhundert die Ungarneinfälle. Das alles stimmt mit der Novelle. Diese Beziehungen vorausgesetzt, konnte ihm das Buch von Schönhuth eine Reihe anschaulicher Schilderungen bieten. Wenn man vielfach ins Leere greift, so liegt das eben an den so allgemeinen vieldeutigen Hinweisen.

Das Motiv hat nun auch seine literarische Seite und die ist viel reizvoller als die historische. Dieses Inselmotiv hat ausgesprochenen Märchencharakter. Das gründet sich auf seine lebendige Kraft, die nun einmal immer im selben Sinne wirkt. Und wenn schon das Märchenhafte zurücktrat, so wurde der Stoff immer im Sinne eines Capriccio, einer Utopie gestaltet, als Lokal für Rousseausche Urzustände, für soziale Zukunftsmusik bis in die neueste Zeit. Zumal die groteske Satire, die stets Beziehungen zum Märchen unterhielt, bevölkerte von jeher solche Inseln mit den abenteuerlichen Gespenstern der Phantasie. Man denke nur an Rabelais. Von der Insel Atlantis über die Felsenburg bis zum Robinson geht der ununterbrochene Zug dieser Tradition. Ein Märchenmotiv und darum ein Lieblingsstoff der Romantik. Heines Insel Bimini und Eichendorffs Wundereiland in der „Meerfahrt" zeigen so hübsch die Kreuzung von exotischen und romantischen Einflüssen in diesem Motiv. An die wunderbare Gestaltung im „Hesperus" erinnere ich nur mit Kosch. Es ist ein Märchenmotiv. In „Tausend und eine Nacht" [1]) findet es sich etwa vierzigmal und so in vielen deutschen Märchen, ob nun aus dem Volksmunde oder von Kunstdichtern. Das Exotische verstärkt den Beweis. Denn der Dichter des „Abdias" und der „Narrenburg" war solchen Einflüssen sehr zugänglich und unmittelbare Einwirkungen des Märchens auf die „bunten Steine" sind ja erwiesen. Ich schließe den Ring mit dem Lustspiel und mit Raimund; von allen Seiten kommt man immer wieder zu denselben Ergebnissen für die historischen Grundlagen der Novelle.

---

[1]) Die Sammlung erschien eben Anfang der vierziger Jahre in einer neuen Übersetzung von Gustav Weil. I. Stuttgart, 1838; II. Pforzheim, 1839; III. und IV. 1841. Viertausend Seiten mit achttausend Bildern und Vignetten. Das Werk konnte schwer übersehen werden.

Bei Marivaux (übersetzt von J. Chr. Krüger) gibt es eine „Insel der Vernunft", bei Christlob Mylius eine „Schäferinsel", bei Lieberkühn eine „Insel der Buckligen". Raimunds erstes Märchenspiel führt auf Tutus Zauberinsel und im „Diamant des Geisterkönigs" hat er gar eine „sittliche Insel" gestaltet. Die mechanischen Wunder in der alten Klause kann Stifter sehr wohl im Leopoldstädter Theater aus den Verwandlungskünsten der Märchenstücke geschöpft haben, wenn ihn nicht Hoffmanns mechanische Liebhabereien anregten.

An dieser Novelle ist alles stilvoll und einheitlich. Romantische Ideen, Stimmungen und Stoffe bis ins Einzelne; Beziehungen zum Lustspiel im Ganzen wie in Teilmotiven; eine Summe von Voraussetzungen und Wirkungen im Grundgedanken und in jedem der Hauptmotive.

Die Novelle ist Stifters persönlichste Geschichte. Die Tragödie der Kinderlosigkeit ist sie genannt worden; aber nur der gewollten, nur das stimmt. Dennoch hat er die geheimste, zarteste Sehnsucht seines Lebens hier niedergelegt, die Sehnsucht nach leiblichen Erben. Und so ist es, als ob der Jüngling Stifter dem Greise ins Auge schaute und der reife Mann, der Dichter, spricht die Worte dazu. Es ist wie eine Vorahnung seiner Alterstragödie. So oder ähnlich wäre sein Lebensabend geworden, wenn er seinem Liebeselend nicht ein so prosaisches Ende gemacht hätte. In seiner Jugend hat er das Lied vom Hagestolzen stets nur in launiger Weise gesungen. „Und jeder wird heiraten," schreibt er 1836 an Handel, „und ich kanns nicht hintertreiben und ein alter Esel wird man auch." Dann wieder ermuntert er seine Freunde nur mutig den großen Schritt zu tun. Gegen das Alter zu, als ihm alles, Liebe und Ehe, Kunst und Beruf nur mehr heilige Pflicht geworden, da schreibt er an Heckenast mit deutlichem Bezug auf den Schluß der Novelle: „Es ist ein Naturgesetz, daß Menschen sterben, und haben sie

recht gelebt und ihr Alter in Kindern verherrlicht, so sterben sie nicht ganz . . . Und so ist es recht, daß die Welt immer als ein frisches, ursprüngliches, herrliches Ganze dasteht, als wäre sie erst gestern aus dem Haupte des Schöpfers gesprungen." Jetzt erfaßte er das Problem von seiner ästhetischen Seite. Seine Weltschönheit schlug Schopenhauers sittliche Forderung.

Wenn man für den Pessimismus der Dichtung in den Briefen nach Entsprechungen sucht, so findet man nichts.[1]) Es ist nun freilich kein Beweis, daß nicht auch bei ihm mancher Tag von diesem Schleier verhüllt war. Die Dichtung kann auch hier geschichtlicher als die Geschichte sein, obschon solche trübe Stimmungen bei ihm sicherlich nicht von Dauer waren. Nur einmal spät, erst 1852 gesteht er Türk, daß er fast Menschenverächter geworden sei.

Das Abbild des jungen Stifter in dieser Novelle ist Viktor. Was hier lebendig geworden, das sind seine Studentenjahre. Die Stimmungen der Zeit klingen durch und ein köstliches goldenes Stück Ferienpoesie ist hier festgehalten. „Dann reden sie von dem Höchsten und dann von dem Tiefsten und haben beides schnell erschöpft. Dann kommt der Staat . . . Der Landesfeind muß zerschmettert werden." Das ist die Zeit der Burschenschaften, der jungdeutschen Freiheitsträume, des Boulangerismus, des Streites um den Rhein; und ist es nicht als ob Beckers und Schneckenburgers heiße Lieder durch die Zeilen klängen? Und dann weiter, das Wirtshaus unter den Linden, die Fahrt über den gefährlichen Strudel des Stromes, daß die vorübergehenden Frauen erschrecken, der wandernde Bursch mit Stock und Ränzchen und dem muntern Spitz zur Seite: das deutsche Studentenleben aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

[1]) Die Stellen, die Bertram a. a. O. zusammenträgt, haben mit dem Pessimismus nicht viel zu tun.

wie es in Schauenburgs Liederbuch ſo unvergleichlich geſtaltet iſt. Auch die alte Geſchichte mit dem Amt fehlt nicht, die in den Novellen Stifters ſo unvermeidlich iſt. Das Studentenidiom verſchmäht er nicht, ſo wenn Viktor ſeinen treuen Spitz ein „altes törichtes Haus“ nennt. Auf gut öſterreichiſch ſteckt die Frau den Kopf „bei der Türe“ herein. So prägen ſich Perſönliches und die Konturen der Heimat bis in die feinſten Linien durch. Selbſt der Geldbeutel, den Hanna ihrem Viktor ſtickt, hat in Stifters Liebesleben eine Rolle geſpielt. Fanny verſprach ihm einen für ſein Bild von Friedberg.

Die Arbeit an der Novelle ging diesmal raſcher als ſonſt und ohne ſonderliche Wortbrüche vonſtatten. Bereits am 8. Dez. 1843 (Br. XVII, 115) beruhigt er Heckenaſt: „In Bezug der Novelle für die Iris dürfen Sie außer aller Sorge ſein. Bis 14. d. M. iſt das Manuſkript der Studien fertig, und wird kopiert, während dem revidiere ich den ‘Hageſtolzen’ und denke beſtimmt um Neujahr, vielleicht eher, fertig zu ſein.“ Am 17. Juli 1844 (XVII, 117) ſchickt er 9 Druckſeiten nach Peſt ab. „Morgen abends“ ſollte ein Blatt folgen und „längſtens nächſten Dienſtag das letzte“. Nach der demütigen Entſchuldigung an den Setzer aber muß das Manuſkript ziemlich arg ausgeſehen haben. Er hat aber ſogleich wieder große Pläne: „Mit dieſem 4. Bande ſchlöſſen wir die Studien. Wenn ſich im Laufe einiger Jahre wieder mehrere Novellen ſammeln, ſo können ſie unter einem neuen Titel erſcheinen und der Hageſtolz den Reihen beginnen.“

Auch die Umarbeitung für die Studien trägt diesmal einen ganz andern Charakter. Sonſt erweiterte er jedesmal bis ihm die Figuren über alles Maß hinauswuchſen. Der „Hageſtolz“ ſollte ein „grandios düſter prächtiger Charakter“ werden, aber er ſchwoll ihm ſo über alles Maß der Iris hinaus, daß ihm jetzt das Abkürzen nicht weniger Mühe

machte als früher das Kopieren. „Ich freue mich nur für die Gesamtausgabe," fährt er an Heckenast fort (XVII, 117), „da soll er in seiner ursprünglichen Tiefe und Gewalt auftreten können, wenn er auch einen Band füllt." Die Umarbeitung stellt also diesmal ein Zurückgreifen auf den erweiterten ursprünglichen Text dar, den er für den ersten Druck gekürzt hatte. Vielfach sind einzelne Partien einfach umgestellt worden. Das Gleichnis vom Feigenbaum — jetzt optimistisch umgedeutet — ist an den Schluß der Novelle gestellt, die Szene auf der Insel an den Schluß des Kapitels „Gegenbild". Das Einpacken wird nun umständlicher betrieben. Meist sind die Zeilen einfach weiter ausgefüllt, einzelne Wendungen zerdehnt, so für „jetzt" „in unsern Zeiten". Manche Stellen sind rhythmisch geglättet worden. Im Herbst 1846 war er schon mitten in der Umarbeitung. In den Abenden schreibt er „am Rande des Hagestolzen". Denselben Winter noch sollte mit dem Druck des 5. und 6. Bandes der Studien begonnen werden. Die weitere Arbeit zog sich aber ganz in Stifters Art ins Endlose hin.

Die Mängel der Komposition nun, die besonders an dieser Novelle so stark hervortreten, sind gleich beim ersten Erscheinen der Kritik aufgefallen. Interessant ist ein englisches Urteil aus dem Londoner „Athenäum", das die „Blätter für literarische Unterhaltung" 1848 brachten: „Der anfangs zu dünn gesponnene Faden zerreißt in störender Weise und ebenso sind die Zwischenereignisse nicht immer glückliche oder wahrscheinliche. Ein Grund dieser Mangelhaftigkeit liegt im Ausführlichen der ersten Eingänge. Um in demselben Detail durch eine Reihe interessanter Ereignisse zu einem wohl vorbereiteten Schlusse zu gelangen, müßte die Geschichte unermeßlich lang werden. Dies zwingt den Verfasser sie plötzlich abzubrechen. Demnächst scheint ihm noch die Kraft zu fehlen seine Geschichte vorher zu skizzieren. Einigen malerischen Szenen

oder Begebenheiten zulieb, denen die Figuren seiner Schöpfung, wenn auch noch so lebensfrisch sich gewöhnlich unterordnen, greift seine Phantasie einen Gegenstand auf und hat er sich dann an einer Reihe Gemälde volle Güte getan, gruppiert er seine Personen auf die willkürlichste Art irgendwie zu einem Schlusse zusammen lediglich um der Sache ein Ende zu machen" (II, 1256). In diesem Urteil war die Kritik merkwürdig einig. Die „Literarischen Blätter" (Beilage zum „Gesellschafter") finden, daß in der ersten Anlage einige später unbenützte Motive vorhanden sind (1845, Nr. 1). Und auch in L. A. Frankls „Sonntagsblättern" (1844, Nr. 51) heißt es: in der Novelle sei eine reiche Ideenwelt gestaltet, aber dem Dichter fehle der beschränkende Geschmack. „Der Eingang scheint ungeachtet seiner schönen Ausführung zu breit, zu ausgesponnen."

Aber nach all dem fragt man nicht viel. Die großen Schönheiten der Dichtung stehn außer Zweifel. Und wenn man dem geheimnisvollen literarischen Leben nachspüren will, das alte Motive immer wieder frisch zum Blühen bringt, das in der Romantik aus Lustspielmotiven heraus die moderne Novelle zu so herrlicher Entwicklung emportrieb, so wird man immer wieder gerade zu dieser Novelle Stifters greifen müssen. Daß sie für den Literarhistoriker eines der reizendsten und interessantesten Objekte ist, wird nach all dem sicher sein.

München, im Juni 1910.

Josef Nadler.

1847
Verlag von Gustav Heckenast
in
Pest

Studien.

Dritter Band.

Abdias.

Gemälde von Johann Nepomuk Geiger, gemalt für Ad. Stifter, jetzt im Besitze der oberösterreichischen Landesgalerie im Museum Francisco Carolinum in Linz.

Abdias.

1842.

1.

Esther.

Es gibt Menschen, auf welche eine solche Reihe Ungemach aus heiterm Himmel fällt, daß sie endlich dastehen und das hagelnde Gewitter über sich ergehen lassen: so wie es auch andere gibt, die das Glück mit solchem ausgesuchten Eigensinne heimsucht, daß es scheint, als kehrten sich in einem gegebenen Falle die Naturgesetze um, damit es nur zu ihrem Heile ausschlage.

Auf diesem Wege sind die Alten zu dem Begriffe des Fatums gekommen, wir zu dem milderen des Schicksals.

Aber es liegt auch wirklich etwas Schauderndes in der gelassenen Unschuld, womit die Naturgesetze wirken, daß uns ist, als lange ein unsichtbarer Arm aus der Wolke und thue vor unsern Augen das Unbegreifliche. Denn heute kömmt mit derselben holden Miene Segen, und morgen geschieht das Entsetzliche. Und ist Beides aus, dann ist in der Natur die Unbefangenheit, wie früher.

Dort, zum Beispiele, wallt ein Strom in schönem Silberspiegel, es fällt ein Knabe hinein, das Wasser kräuselt sich lieblich um seine Locken, er versinkt — und wieder nach einem Weilchen wallt der Silberspiegel, wie vorher. — — Dort reitet der Beduine zwischen der dunklen Wolke seines Himmels und dem gelben Sande seiner Wüste: da springt ein

leichter, glänzender Funke auf sein Haupt, er fühlt durch seine Nerven ein unbekanntes Rieseln, hört noch trunken den Wolkendonner in seine Ohren und dann auf ewig nichts mehr.

Dieses war den Alten Fatum, furchtbar letzter, starrer Grund des Geschehenden, über den man nicht hinaussieht, und jenseits dessen auch nichts mehr ist, so daß ihm selber die Götter unterworfen sind: uns ist es Schicksal, also ein von einer höhern Macht Gesendetes, das wir empfangen sollen. Der Starke unterwirft sich auch ergeben, der Schwache stürmt mit Klagen darwider, und der Gemeine staunt dumpf, wenn das Ungeheure geschieht, oder er wird wahnwitzig und begeht Frevel.

Aber eigentlich mag es weder ein Fatum geben, als letzte Unvernunft des Seins, noch auch wird das Einzelne auf uns gesendet; sondern eine heitre Blumenkette hängt durch die Unendlichkeit des Alls und sendet ihren Schimmer in die Herzen — die Kette der Ursachen und Wirkungen — und in das Haupt des Menschen ward die schönste dieser Blumen geworfen, die Vernunft, das Auge der Seele, die Kette daran anzuknüpfen und an ihr Blume um Blume, Glied um Glied hinabzuzählen bis zuletzt zu jener Hand, in der das Ende ruht. Und haben wir dereinstens recht gezählt, und können wir die Zählung überschauen: dann wird für uns kein Zufall mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden; denn die Lücken, die jetzt sind, erzeugen das Unerwartete, und der Mißbrauch das Unglückselige. Wohl zählt nun das menschliche Geschlecht schon aus einem Jahrtausende in das andere, aber von der großen Kette der Blumen sind nur erst einzelne Blätter aufgedeckt, noch fließt das Geschehen, wie ein heiliges Räthsel, an uns vorbei, noch zieht der Schmerz im Menschenherzen aus und ein — — ob er aber nicht zuletzt selber eine Blume in jener Kette ist? wer kann Das ergründen? Wenn dann Einer sagt, warum denn die Kette so groß

ist, daß wir in Jahrtausenden erst einige Blätter aufgedeckt haben, die da duften, so antworten wir: So unermeßlich ist der Vorrath darum, damit ein jedes der kommenden Geschlechter etwas finden könne, — das kleine Aufgefundne ist schon ein großer, herrlicher Reichthum, und immer größer, immer herrlicher wird der Reichthum, je mehr da kommen, welche leben und enthüllen — und was noch erst die Woge aller Zukunft birgt, davon können wir wohl kaum das Tausendstel des Tausendstels ahnen. — — Wir wollen nicht weiter grübeln, wie es sei in diesen Dingen, sondern schlechthin von einem Manne erzählen, an dem sich Manches davon darstellte, und von dem es ungewiß ist, ob sein Schicksal ein seltsameres Ding sei, oder sein Herz. Auf jeden Fall wird man durch Lebenswege, wie der seine, zur Frage angeregt: „warum nun Dieses?“ und man wird in ein düsteres Grübeln hineingelockt über Vorsicht, Schicksal und letzten Grund aller Dinge.

Es ist der Jude Abdias, von dem ich erzählen will.

Wer vielleicht von ihm gehört hat, oder wer etwa gar noch die neunzigjährige gebückte Gestalt einst vor dem weißen Häuschen hat sitzen gesehen, sende ihm kein bitteres Gefühl nach — weder Fluch, noch Segen, er hat Beides in seinem Leben reichlich geerntet — sondern er halte sich in diesen Zeilen noch einmal sein Bild vor die Augen. Und auch Derjenige, der nie etwas von diesem Manne gehört hat, folge uns, wenn es ihm gefällt, bis zu Ende, da wir sein Wesen einfach aufzustellen versucht haben, und dann urtheile er über den Juden Abdias, wie es ihm sein Herz nur immer eingibt.

Tief in den Wüsten innerhalb des Atlasses steht eine alte, aus der Geschichte verlorene Römerstadt. Sie ist nach und nach zusammengefallen, hat seit Jahrhunderten keinen Namen mehr, wie lange sie schon keine Bewohner hat, weiß man nicht mehr, der Europäer zeichnete sie bis auf die neueste Zeit nicht auf seine Karten, weil er von ihr nichts ahnete,

und der Berber, wenn er auf seinem schnellen Rosse vorüberjagte und das hängende Gemäuer stehen sah, dachte entweder gar nicht an dasselbe und an dessen Zweck, oder er fertigte die Unheimlichkeit seines Gemüthes mit ein paar abergläubischen Gedanken ab, bis das letzte Mauerstück aus seinem Gesichte und der letzte Ton der Schakale, die darin hausen, aus seinem Ohre entschwunden war. Dann ritt er fröhlich weiter, und es umgab ihn nichts, als das einsame, bekannte, schöne, lieb gewordene Bild der Wüste. Dennoch lebten außer den Schakalen, der ganzen übrigen Welt unbekannt, auch noch andere Bewohner in den Ruinen. Es waren Kinder jenes Geschlechtes, welches das ausschließendste der Welt, starr bloß auf einen einzigsten Punkt derselben hinweisend, doch in alle Länder der Menschen zerstreut ist, und von dem großen Meere gleichsam auch einige Tropfen in diese Abgelegenheit hinein verspritzt hatte. Düstre, schwarze, schmutzige Juden gingen, wie Schatten, in den Trümmern herum, gingen drinnen aus und ein und wohnten drinnen mit dem Schakal, den sie manchmal fütterten. Es wußte Niemand von ihnen, außer die anderen Glaubensbrüder, die draußen wohnten. Sie handelten mit Gold und Silber und mit andern Dingen, von dem Lande Egypten herüber, auch mit verpesteten Lappen und Wollenzeugen, davon sie sich wohl selber zuweilen die Pest brachten und daran verschmachteten — aber der Sohn nahm dann mit Ergebung und Geduld den Stab seines Vaters und wanderte und that, wie Dieser gethan, harrend, was das Schicksal über ihn verhängen möge. Ward einmal Einer von einem Kabilen erschlagen und beraubt, so heulte der ganze Stamm, der in dem wüsten, weiten Lande zerstreut war — und dann war es vorüber und vergessen, bis man etwa nach langer Zeit auch den Kabilen irgendwo erschlagen fand.

So war dies Volk, und von ihm stammte Abdias her.

Durch einen römischen Triumphbogen hindurch an zwei Stämmen verdorrter Palmen vorbei gelangte man zu einem Mauerklumpen, dessen Zweck nicht mehr zu erkennen war — jetzt war es die Wohnung Arons, des Vaters des Abdias. Oben gingen Trümmer einer Wasserleitung darüber, unten lagen Stücke, die man gar nicht mehr erkannte, und man mußte sie übersteigen, um zu dem Loche in der Mauer zu gelangen, durch welches man in die Wohnung Arons hineinkonnte. Innerhalb des ausgebrochenen Loches führten Stufen hinab, die Simse einer dorischen Ordnung waren und in unbekannter Zeit aus unbekanntem zerstörenden Zufalle hierher gefunden hatten. Sie führten zu einer weitläufigen Wohnung hinunter, wie man sie unter dem Mauerklumpen und dem Schutte von Außen nicht vermuthet hätte. Es war eine Stube mit mehreren jener kleinen Gemächer umgeben, wie sie die Römer geliebt hatten, auf dem Boden aber war kein Estrich oder Getäfel oder Pflaster oder Mosaik, sondern die nackte Erde, an den Wänden waren keine Gemälde oder Verzierungen, sondern die römischen Backsteine sahen heraus, und überall waren die vielen Päcke und Ballen und Krämereien verbreitet, daß man sah, mit welchen schlechten und mannigfaltigen Dingen der Jude Aron Handel trieb. Vorzüglich aber waren es Kleider und gerissene Lappen, die herabhingen, und die alle Farben und alle Alter hatten und den Staub fast aller Länder von Afrika in sich trugen. Zum Sitzen und Lehnen waren Haufen alter Stoffe. Der Tisch und die andern Geräthe waren Steine, die man aus der alten Stadt zusammengetragen hatte. Hinter einem herabhängenden Busche von gelben und grauen Kaftanen war ein Loch in der Mauer, welches viel kleiner war, als das, welches die Stelle der Thür vertrat, und aus dem Finsterniß herausſah, wie aus einer Grube im Schutte. Man meinte nicht, daß man da hineingehen könne. Wenn man sich aber gleichwohl bückte

und hindurch kroch, und wenn man den krummen Gang zurückgelegt hatte, der da folgte, so kam man wieder in ein Zimmer, um das mehrere andere waren. Auf dem Fußboden lag ein Teppich aus Persien, und in den andern waren ähnliche oder gleiche, an den Wänden und in Nischen waren Polster, darüber Vorhänge und daneben Tische von feinem Steine und Schalen und ein Bad. Hier saß Esther, Arons Weib. Ihr Leib ruhete auf dem Seidengewebe von Damaskus, und ihre Wange und ihre Schultern wurden geschmeichelt von dem weichsten und glühendsten aller Zeuge, dem gewebten Märchen aus Kaschemir, so wie es auch die Sultana in Stambul hat. Um sie waren ein paar Zofen, die schöne Tücher um die klugen, schönen Stirnen hatten und Perlen auf dem Busen trugen. Hieher trug Aron Alles zusammen, was gut und den armen Sterblichen schmeichelnd und wohlthätig erscheint. Der Schmuck war auf den Tischen herumgelegt und auf den Wänden zerstreut. Das Licht sandten von oben herab mit Myrthen verrankte Fenster, die manchmal der gelbe Wüstensand verschüttete, — aber wenn es Abend wurde, und die Lampen brannten, dann glitzerte Alles und funkelte und war hell und strahlenreich. Das größte Kleinod Arons außer dem Weibe Esther war ihr Sohn, ein Knabe, der auf dem Teppiche spielte, ein Knabe mit schwarzen, rollenden Augenkugeln und mit der ganzen morgenländischen Schönheit seines Stammes ausgerüstet. Dieser Knabe war Abdias, der Jude, von dem ich erzählen wollte, jetzt eine weiche Blume, aus Esthers Busen hervorgeblüht. Aron war der Reichste in der alten Römerstadt. Dieß wußten die Andern, die noch mit ihm da wohnten, sehr gut, da sie oft Genossen seiner Freuden waren, so wie er von ihnen auch Alles wußte: aber nie ist ein Beispiel erhört worden, daß es der vorüberjagende Beduine erfuhr, oder der träge Bei im Harem: sondern über der todten Stadt hing schweigend das düstere

Geheimniß, als würde nie ein anderer Ton in ihr gehört, als das Wehen des Windes, der sie mit Sand füllte, oder der kurze, heiße Schrei des Raubthieres, wenn die glühende Mondesscheibe ober ihr stand und auf sie niederschien. Die Juden handelten unter den Stämmen herum, man ließ sie und fragte nicht Viel um ihren Wohnort — und wenn Einer ihrer andern Mitbewohner, ein Schakal, hinauskam, so ward er erschlagen und in einen Graben geworfen. Auf seine zwei höchsten Güter häufte Aron Alles, wovon er meinte, daß es ihnen gut sein könnte. — Und wenn er draußen gewesen war, wenn er geschlagen und von Wohnort zu Wohnort gestoßen worden war, und wenn er nun heimkam und genoß, was die alten Könige des Volkes, vornehmlich jener Salomo, als die Freude des Lebens hielten, so empfand er eine recht schauerliche Wollust. — Und wenn ihm auch zuweilen war, als gäbe es noch andere Seligkeiten, die im Herzen sind, so meinte er, es sei ein Schmerz, den man fliehen müsse, und er floh ihn auch, nur daß er dachte, er wolle den Knaben Abdias eines Tages auf ein Kameel setzen und ihn nach Kahira zu einem Arzte bringen, daß er weise würde, wie es die alten Propheten und Führer seines Geschlechtes gewesen. Aber auch aus Dem ist wieder nichts geworden, weil es in Vergessenheit gerathen war. Der Knabe hatte also gar nichts, als daß er oft oben auf dem Schutte stand und den weiten, ungeheuren Himmel, den er sah, für den Mantelsaum Jehova's hielt, der einstens so gar auf der Welt gewesen war, um sie zu erschaffen und sich ein Volk zu wählen, mit dem er aß, und mit dem er umging zur Freude seines Herzens. Aber Esther rief ihn wieder hinab und legte ihm ein braunes Kleidchen an, dann ein gelbes und wieder ein braunes. Sie legte ihm auch einen Schmuck an und ließ die Schönheit der Perle um seine dunkle, feine Haut dämmern, oder das Feuer des Demanten daneben

funkeln — sie legte ein Band um seine Stirne, streichelte seine Haare, oder rieb die Gliedlein und das Angesicht mit weichen, feinen, wollenen Lappen — öfters kleideten sie ihn als Mädchen an, oder die Mutter salbte seine Augenbraunen, daß sie recht feine, schwarze Linien über den glänzenden Augen waren, und hielt ihm den silbernen, gefaßten Spiegel vor, daß er sich sähe. —

Nachdem die Jahre, eines nach dem andern, vergangen waren, führte ihn der Vater Aron eines Tages hinaus in die vordere Stube, legte ihm einen zerrissenen Kaftan an und sagte: „Sohn Abdias, gehe nun in die Welt, und da der Mensch auf der Welt nichts hat, als was er sich erwirbt, und was er sich in jedem Augenblicke wieder erwerben kann, und da uns nichts sicher macht, als diese Fähigkeit des Erwerbens: so gehe hin und lerne es. Hier gebe ich Dir ein Kameel und eine Goldmünze und, bis Du nicht selber so Viel erworben hast, davon ein einzelner Mensch sein Leben hinbringen kann, gebe ich Dir nichts mehr, und wenn Du ein untauglicher Mann wirst, so gebe ich Dir auch nach meinem Tode nichts. Wenn Du es thun willst und nicht zu weit entfernt bist, so kannst Du mich und Deine Mutter in Zeiten besuchen — und wenn Du so Viel hast, davon ein Mensch leben kann, so komme zurück, ich gebe Dir dazu, daß ein Zweiter und mehrere Andere auch zu leben vermögen, Du kannst ein Weib bringen, und wir suchen Euch in unserer Höhle noch einen Raum zu machen, darinnen zu wohnen und zu genießen, was Euch Jehova sendet. Jetzt, Sohn Abdias, sei gesegnet, gehe hin und verrathe nichts von dem Neste, in dem Du aufgeäzet worden bist."

So hatte Aron gesprochen und den Sohn hinausgeführt zu den Palmen, wo das Kameel lag. Dann segnete er ihn und tastete mit seinen Händen auf dem lockigen Scheitel seines Hauptes. Esther lag drinnen auf dem Teppiche,

schluchzte und schlug mit den Händen den Boden. Abdias aber, da nun der Segen vorüber war, setzte sich auf das vor ihm liegende Kameel, das sich, sobald es seine Last spürte, aufrichtete und den Jüngling in die Höhe hob, und wie Dieser das Fächeln der fremden, wie aus der Ferne kommenden Luft empfand, so sah er noch einmal den Vater an und ritt dann gehorsam von dannen.

Von nun an ertrug Abdias das Peitschen des Regens und Hagels in seinem Angesichte — er zog Land aus, Land ein, über Wasser und Ströme, aus einer Zeit in die andere — er kannte keine Sprache und lernte sie alle, er hatte kein Geld und erwarb sich dasselbe, um es in Klüften, die er wieder fand, zu verstecken, er hatte keine Wissenschaft und konnte nichts, als, wenn er auf seinem hagern Kameele saß, die feurigen Augen in die große, ungeheure Leere um sich richten und sinnen, er lebte sehr dürftig, daß er oft nichts Anders hatte, als eine Hand voll trockner Datteln, und doch war er so schön, wie einer jener himmlischen Boten gewesen ist, die einstens so oft in seinem Volke erschienen sind. So hat auch einmal jener Mohamed, wenn er tagelang, wochenlang allein war, bloß mit seinem Thiere in dem weiten Sande, die Gedanken gesonnen, die dann eine Flamme wurden und über den Erdkreis fegten. Sonst war Abdias ein Ding, das der blödeste Türke mit dem Fuße stoßen zu dürfen glaubte und stieß. Er war hart und unerbittlich, wo es seinen Vortheil galt, er war hämisch gegen die Moslims und Christen — und wenn er des Nachts sich mitten in der Karawane auf den gelben Sand streckte, so legte er recht sanft sein Haupt auf den Hals seines Kameeles, und wenn er im Schlummer und Traume sein Schnaufen hörte, so war es ihm gut und freundlich, und wenn es irgendwo wund gedrückt wurde, versagte er sich das liebliche Wasser, wusch damit die kranke Stelle und bestrich sie mit Balsam.

Ueber die Stätte war er gewandelt, wo die alte Handelskönigin Carthago gestanden war, den Nil hatte er gesehen, über den Euphrat und Tigris war er gegangen, aus dem Ganges hatte er getrunken — er hatte gedarbt und gewuchert, zusammengerafft und gehütet — er hatte seine Eltern nicht ein einziges Mal besucht, weil er immer so weit weg gewesen war — — und nachdem fünfzehn Jahre vergangen waren, kam er wieder zum ersten Male in die verschollene Römerstadt. Er kam in der Nacht, er kam zu Fuße, weil man ihm sein Kameel geraubt hatte, er war in ganz zerrissene Kleider gehüllt und trug Stücke eines Pferdeaases in der Hand, um davon den Schakalen zuzuwerfen, daß er sie von seinem Leibe hielte. Auf diese Weise gelangte er zu dem römischen Triumphbogen und zu den zwei alten Palmenstämmen, die noch immer dastanden und in der Nacht schwarze Linien in den Himmel zogen. Er pochte an die aus Rohr geflochtene Thür, die dreifach vor dem Mauerloche war, das den Eingang bildete, er rief und nannte seinen Namen und den seines Vaters — und er mußte lange warten, bis ihn Jemand hörte und den alten Juden weckte. Es standen Alle in dem Hause auf, als sie hörten, wer gekommen sei, und Aron, als er durch die Thür mit ihm zuerst geredet hatte, öffnete dieselbe und ließ ihn ein. Abdias bat den Vater, daß er ihn in den Keller führe, und als er dort die Rohrthüre hinter sich verschlossen hatte, zählte er ihm goldene Münzen aller Länder auf, die er sich erworben hatte, eine große Summe, die man kaum erwarten konnte. Aron sah ihm schweigend zu, bis er fertig war, dann schob er die Goldstücke auf dem Steine zusammen und that sie wieder handvollweise in den ledernen Sack, in dem sie Abdias gebracht hatte, und legte den Sack seitwärts in ein Loch, das zwischen Marmorfriesen war. — — Dann, als bräche die Rinde plötzlich entzwei, oder als hätte er mit der Vaterfreude warten müssen, bis erst das Geschäft aus

war, stürzte er gegen den Sohn, umarmte ihn, drückte ihn an sich, heulte, segnete, murmelte, betastete ihn und benetzte sein Angesicht mit Thränen.

Abdias aber ging, da Dieß vorüber war, wieder in die Vorstube hinauf, warf sich auf einen Haufen Matten, die da lagen, und ließ den Quell seiner Augen rinnen — er rann so milde und süß; denn sein Leib war ermüdet bis zum Tode.

Der Vater aber ließ ihn von seinen Lumpen entkleiden, man legte seinen Körper in ein linderndes, reinigendes Bad, rieb dann die Glieder mit köstlichen und heilsamen Salben und kleidete ihn in ein Feierkleid. Dann wurde er in die inneren Zimmer gebracht, wo Esther auf den Polstern saß und geduldig wartete, bis ihn der Vater hereinführen würde. Sie stand auf, da der Angekommene unter dem Vorhange des Zimmers hereinging — aber es war nicht mehr der süße, weiche, schöne Knabe, den sie einst so geliebt hatte, und dessen Wangen das so sanfte Kissen für ihre Lippen gewesen waren; sondern er war sehr dunkel geworden, das Antlitz härter und höher, und die Augen viel feuriger —: aber auch er sah die Mutter an — sie war nicht minder eine Andere geworden, und das unheimliche Spiel der Jahre zeigte sich in ihrem Angesichte. Sie nahm ihn, da er bis an ihre Seite vorwärtsgekommen war, an ihr Herz, zog ihn gegen sich auf die Kissen und drückte ihren Mund auf seine Wangen, seine Stirne, seinen Scheitel, auf seine Augen und auf seine Ohren.

Der alte Aron stand seitwärts mit gebücktem Haupte, und die Zofen saßen in dem Gemache daneben hinter gelbseidenen Vorhängen und flüsterten.

Die Andern aber, die noch zu dem Hause gehörten, gingen draußen an ein anderes Geschäft, das ihnen anbefohlen worden war. Obgleich die Nacht von ihrer Mitte be-

reits gegen Morgen neigte, und die bekannten Bilder der Sterne, die am Abende von Egypten herübergekommen waren, schon jenseits der Häupter standen und gegen die Wüste hinabzogen, mußte noch die Ankunft nach der Sitte gefeiert werden. Man schlachtete bei Kerzenscheine ein Lamm, briet es in der Küche und setzte es auf den Tisch. Sie gingen Alle hinzu, aßen Alle davon, und man gab auch dem Gesinde zu essen. Hierauf begaben sie sich zur Ruhe und schlummerten lange bis an den andern Tag, da die Wüstensonne schon auf die Trümmer niederschien, wie ein großer, runder Diamant, der täglich ganz allein am leeren Himmel funkelte.

Von da an waren Freudenfeste durch drei Tage. Es wurden die Nachbarn herbeigerufen, das Kameel, der Esel und der Hund des Hauses waren nicht vergessen, und für die Thiere der Wüste wurde ein Theil in die entfernten Gegenden der Trümmer hinausgelegt; denn es reichten die Mauerstücke weit in der Ebene fort, und was die Menschen von ihnen übergelassen hatten, dazu kamen die Thiere, um Schutz zu suchen.

Als die Feste vorübergegangen waren, und noch eine Zeit verflossen war, nahm Abdias auf's Neue Abschied von den Eltern; denn er reisete nach Balbek, um die schönäugige Deborah zu holen, die er dort gesehen, die er sich gemerkt hatte, und die mit all den Ihrigen zu seinem Stamme gehörte. Er reisete als Bettler und kam nach zwei Monaten dort an. Zurück ging er als bewaffneter Türke mitten in einer großen Karawane, denn das Gut, das er mit sich führte, konnte er nicht in Klüften verstecken und konnte es, wenn es verloren ginge, nicht wieder erwerben. Damals war in allen Karawansereis die Rede von der Schönheit des reisenden Moslim und der noch größern seiner Sklavin; — aber die Rede, wie ein glänzender Strom gegen die Wüste, verlor sich allgemach,

und nach einer Zeit dachte Keiner mehr daran, wo die Beiden hingekommen wären, und es redete Keiner mehr davon. Sie aber waren in der Wohnung des alten Arons, es wurden in den Gewölben unter dem Schutte Zimmer gerichtet, die Vorhänge gezogen, und die Polster und Teppiche für Deborah gelegt.

Aron theilte mit dem Sohne sein Gut, wie er es versprochen hatte, und Abdias ging nun in die Länder hinaus, um Handel zu treiben.

Wie er einst gehorsam gewesen war, so trug er jetzt aus allen Orten zusammen, was nach seiner Meinung den Sinnen der Eltern wohl thun könnte, er demüthigte sich vor den eigensinnigen Grillen des Vaters und litt das vernunftlose Scheltwort der Mutter. — Als Aron alt und blöde geworden war, ging Abdias in schönen Kleidern, mit schimmernden und gut bereiteten Waffen, und er machte mit seinen Kaufgenossen draußen Einrichtungen, wie es die großen Handelsleute in Europa thun. Da die Eltern unmündige Kinder geworden waren, starben sie Eines nach dem Andern, und Abdias begrub sie unter den Steinen, die neben einem alten Römerknaufe lagen.

Von jetzt an war er allein in den Gewölben, die unter dem hochgethürmten Schutte neben dem Triumphbogen und den zwei Stämmen der verdorrten Palmen sind.

Nun reisete er immer weiter und weiter, Deborah saß mit ihren Mägden zu Hause und harrte seiner, er wurde draußen bekannter unter den Leuten und zog die schimmernde Straße des Reichthums immer näher gegen die Wüste.

2.

Deborah.

Als nach dem Tode Arons und Esthers einige Jahre vergangen waren, bereitete es sich allgemach vor, daß es nun anders werden sollte in dem Hause neben den Palmen. Das Glück und der Reichthum häuften sich immer mehr. Abdias war eifrig in seinem Werke, dehnte es immer weiter aus und that den Thieren, den Sklaven und den Nachbarn Gutes. Aber sie haßten ihn dafür. Das Weib seines Herzens, welches er sich gewählt hatte, überschüttete er mit Gütern der Welt und brachte ihr, obwohl sie unfruchtbar war, aus den Ländern die verschiedensten Dinge nach Hause. Da er aber einmal in Odessa krank geworden war und die böse Seuche der Pocken geerbt hatte, die ihn ungestaltet und häßlich machten, verabscheute ihn Deborah, als er heim kam, und wandte sich auf immer von ihm ab; denn nur die Stimme, die sie gekannt hatte, hatte er nach Hause gebracht, nicht aber die Gestalt, — — und wenn sie auch oft auf den gewohnten Klang plötzlich hinsah — so kehrte sie sich doch stets wieder um und ging aus dem Hause; sie hatte nur leibliche Augen empfangen, um die Schönheit des Körpers zu sehen, nicht geistige, die des Herzens. Abdias hatte Das einst nicht gewußt; denn als er sie in Balbek erblickte, sah er auch nichts als ihre große Schönheit, und da er fort war, trug er nichts mit, als die Erinnerung dieser Schönheit. Darum war für Deborah jetzt Alles dahin. — Er aber, da er sah, wie es geworden war, ging in seine einsame Kammer und schrieb dort den Scheidebrief, damit er fertig sei, wenn sie ihn begehre, die nun von ihm gehen würde, nachdem sie so viel Jahre bei ihm gewesen war. Allein sie begehrte ihn nicht, sondern lebte fort neben ihm, war ihm gehorsam und blieb

traurig, wenn die Sonne kam, und traurig, wenn die Sonne ging. Die Nachbarn aber belachten sein Angesicht und sagten, Das sei der Aussatzengel Jehova's, der über ihn gekommen wäre und ihm sein Merkmal eingeprägt habe.

Er sagte nichts, und die Zeit schleifte so hin.

Er reisete fort, wie früher, kam wieder heim und reisete wieder fort. Den Reichthum suchte er auf allen Wegen, er trotzte ihn bald in glühendem Geize zusammen, bald verschwendete er ihn, und wenn er draußen unter den Menschen war, lud er alle Wollüste auf seinen Leib. — Dann kam er nach Hause und saß an manchem Nachmittage hinter dem hochgethürmten Schutte seines Hauses, den er gerne besuchte, neben der zerrissenen Aloe und hielt sein bereits grau werdendes Haupt in beiden Händen. Er dachte, er sehne sich nach dem kalten, feuchten Welttheile Europa, es wäre gut, wenn er wüßte, was dort die Weisen wissen, und wenn er lebte, wie dort die Edlen leben. — — Dann heftete er die Augen auf den Sand, der vor ihm dorrte und glitzerte — und blickte seitwärts, wenn der Schatten der traurigen Deborah um die Ecke einer Mauertrümmer ging, und sie ihn nicht fragte, was er sinne. — Aber es waren nur flatternde Gedanken, wie Einem, der auf dem Atlas wandert, eine Schneeflocke vor dem Gesichte sinkt, die er nicht haschen kann.

Wenn Abdias nur erst wieder hoch auf dem Kameele saß, mitten in einem Trosse, befehlend und herrschend: dann war er ein Anderer, und es funkelten in Lust die Narbenlinien seines Angesichtes, die so unsäglich häßlich waren, und daneben glänzten in Schönheit die früheren Augen, die er behalten hatte, — ja sie wurden in solchen Zeiten noch schöner, wenn es um ihn von der Wucht der Menschen, Thiere und Sachen schütterte, wenn sich die Größe und Kühnheit der Züge entfaltete, und er mit ihnen ziehen konnte, gleichsam wie ein König der Karawanen; denn in der Ferne

wurde ihm zu Theil, was man ihm zu Hause entzog: Hochachtung, Ansehen, Oberherrschaft. Er sagte sich Dieses vor und übte es recht oft, damit er es sähe — und je mehr er befahl und forderte, um so mehr thaten die Andern, was er wollte, als wäre es eben so, und als hätte er ein Recht. Obwohl er fast ahnete, daß es hier das Gold sei, welches ihm diese Gewalt gebe, so hielt er sie doch fest und ergötzte sich in ihr. Da er einmal den reichgekleideten Herrn, Melek-Ben-Amar, den Abgesandten des Bei, den Dieser zu ihm in die Stadt Bona geschickt hatte, um ein Anleihen zu erzwingen, recht lange hatte warten und recht inständig hatte bitten lassen, bis er ihm willfahrte, so war er fast in seinem Herzen gesättigt. Als er von da eine Reise durch Libyen machte, kostete er auch das Glück der Schlachten. Es waren Kaufleute, Pilger, Krieger, Gesindel und Leute aller Art, die sich zu einer großen Karawane zusammengethan hatten, um durch die Wüste zu ziehen. Abdias war in seidenen Kleidern und glänzenden Waffen unter ihnen; denn seit er häßlich war, liebte er den Glanz noch mehr. Am siebenten Tage des Zuges, da schwarze Felsen um sie waren, und die Kameele mit den Fußsohlen die Hügel weichen Sandes griffen, flog eine Wolke Beduinen heran. Ehe Die in der Mitte, wo das große Gepäcke war, fragen konnten, was es sei, knallten schon am Saume der Karawane die langen Röhre, und zeigten sich Sonnenblitze von Klingen. Sogleich wurde von Denen in der Mitte ein Geschrei und ein Jammer erhoben, Viele wußten nicht, was zu thun sei, Viele stiegen ab und warfen sich auf die Knie, um zu beten. Da erhob sich der hagere Jude, der gleichfalls in der Mitte bei den großen Waarenballen geritten war, auf seinem Thiere und schrie Schlachtbefehle, die ihm einkamen. Er ritt gegen das Gefecht hinvor und zog seine krumme Klinge: da waren die weißen Gestalten mit den eingemummten Köpfen, und mehrere der

Karawane mit ihnen im Kampfe. Einer wandte sich sogleich gegen ihn, mit der Klinge über den Hals des Kameeles nach seinem Kopfe holend, aber Abdias wußte in dem Augenblicke, was zu thun sei: er duckte sich seitwärts an den Hals des Kameeles, stieß sein Thier dicht an den Feind und stach ihn, daß ein Blutbach über das weiße Gewand strömte, von dem Sattel. Auf die Nächsten feuerte er seine Pistolen. Dann rief er Befehle, die seine Nachbarn einsahen und befolgten — und wie die Andern sahen, wie es gehe, wuchs ihnen der Muth, immer mehrere kamen herbei, und wie nur erst der Zweite und der Dritte von den Feinden fiel, da flog eine wilde Lust heran, der Teufel des Mordens jauchzte, und die ganze Karawane drängte vor. Abdias selber wurde emporgerissen, er hatte sein schwarzes Angesicht hoch gehoben, seine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunkeln Antlitze weiße Sterne, der Mund rief weit tönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Brust gleichsam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen, dürren Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von sich gestreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet. Im dünnen Schatten des Rauches, der sich bald verzogen, weil Keiner mehr Zeit zum Laden hatte, und in den Blitzen der fürchterlichen Wüstensonne, die oben stand, änderte sich nun schnell das Bild der Dinge: die früher angegriffen hatten, waren jetzt die Bedrängten und Mitleidswürdigen. Sie sahen nach Rettung. Einer drückte zuerst das lange Gewehr sachte an seine Gestalt, beugte sich vor und schoß in Flucht aus dem Kreise — ein Anderer warf die Waffen weg, die Zügel auf den Rücken vorwärts und ließ sein Heil dem edlen Pferde, das mit Windesflug in die Wüste trieb — wieder Andere, in Vergessenheit der Flucht, wurzelten in dem Boden und flehten Gnade. Aber Alles war vergeblich. Abdias, der befohlen hatte, konnte nicht mehr

lenken, die Fluth schwoll über, und die früher gebeten hatten, tobten jetzt und stießen Denen, die auf den Knieen lagen und baten, das Messer in das Herz. — — Abdias hielt, da endlich Alles aus war, und die Sieger die Todten und Verwundeten und die Satteltaschen an ihren Thieren plünderten, auf seinem Kameele und warf den blutigen Säbel von sich weg. Ein Türke, der in der Nähe kauerte, mißverstand die Bewegung und sah sie für einen Befehl an: er wischte die Klinge an seinem eigenen Kaftan ab und reichte sie dem tapfern Emir wieder.

Als man nach dem Gefechte weiter zog, und alle Tage das einsame Bild der Wüste war, dachte Abdias, wenn er nun den Bei tödtete, wenn er selber Bei würde, wenn er Sultan würde, wenn er die ganze Erde eroberte und unterwürfe — was es dann wäre? es waren unbekannte Dinge und standen mit düsterm Winken in der Zukunft. — Allein er wurde nicht Bei, sondern, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, auf jener ganzen Reise, die noch weit herumging, schwebte schon ein trauriger, dunkler Engel über ihm. Man war wieder in die blühenden Länder der Menschen gekommen, er hatte in vielen Richtungen zu gehen, er schloß sich bald an diese bald an jene Karawane an, und öfters — wie es nun Menschen manchmal ist — wenn er so in der Ferne zog, fiel ihm plötzlich ein: wenn nur zu Hause kein Unglück geschehen ist — aber er strafte diese Gedanken immer wieder selber, indem er sagte: „Was kann denn zu Hause geschehen? zu Hause ist ja gar kein Unglück möglich.“ — — Und er zog hierauf noch Oede aus, Oede ein, hatte Geschäfte abzuthun und that sie mit Glück, sah manche Gegenden und Städte, und es waren mehrere Monate vergangen, bis er nach all den Kreislinien wieder einmal das Blau der Atlasberge schimmern sah und hinter ihnen seine Heimath ahnete. Er zog ihr zu. Er ließ seine schönen Kleider in einem Dorfe, wo in einer Grotte

eine Sinagoge war, und in einer schönen, heitern Sternennacht löſete er ſich von der letzten Karawane, mit der er gezogen war, ab, und wandte ſich ſeitwärts gegen die Ebene, über die man zu den Bergen, und jenſeits derſelben zu der alten Römerſtadt gelangen konnte. Da ſchwang ſich der Engel von ſeinem Haupte; denn es war geſchehen, was da ſollte. Da Abdias nämlich, als zerlumpter Mann auf dem Kameele reiſend, ganz allein im Sande ritt und ſich bereits dem Ziele ſeiner Wanderung näherte, ſah er eine ſchwache, blaue Dunſtſchichte über der Geiſterſtadt ſtehen, gleichſam einen brütenden Wolkenſchleier, wie ſie oft ihr Phantom auf die Wüſte werfen — allein er achtete nicht darauf, da auch der andere Himmel ſich milchig zu beziehen anfing, und die heiße Sonne, wie ein rothes, trübes Auge, oben ſtand, was in dieſen Gegenden immer das Herannahen der Regenzeit bedeutet. Aber da er endlich zu den wohlbekannten Trümmern gelangte und in die bewohnten Theile derſelben einritt, ſah er, daß man die zerſtörte Stadt noch einmal zerſtört hatte; denn die wenigen elenden Balken, die einſt von weiten Landen herbeigeſchleppt und aufgerichtet worden waren, lagen herumgeſtreut und rauchten — ſchmutzige Aſche von Palmenblättern, den Dächern der Hütten, lag zwiſchen ſchwarzen von Feuer genäßten Steinen — er ritt ſchneller — und wie er zu dem Triumphbogen und den zwei verdorrten Palmenſtämmen gekommen war, ſo ſah er fremde Männer, welche Dinge aus ſeinem Hauſe trugen — ihre Maulthiere waren ſchon ſehr bepackt, und aus dem Schlechten, was ſie in den Händen hatten, erkannte er, daß es das Letzte ſei, was ſie trugen. An den Palmenſtämmen aber hielt Melek-Ben-Amar hoch zu Roſſe, und mehrere Männer waren um ihn. Als Abdias ſchnell ſein Thier zum Niederknien gezwungen hatte, abſtieg, gleichſam wie zu retten herbeilief und den Menſchen erkannte, grinſete Dieſer mit dem Angeſichte auf ihn herab

und lächelte — Abdias mit dem unbeschreiblichsten, inbrünstigsten Hohne und Hasse fletschte ihm auch die Zähne entgegen — aber er hatte jetzt nicht Zeit, sondern sprang an ihm vorbei in die vordere Stube, wo die alten Kleider lagen, um zu sehen — — aber hier waren etliche Nachbarn, die aus Schadengier herbeigelaufen waren, um sich zu weiden — — und wie Diese jetzt den unvermuthet herbeigekommenen Abdias gewahr wurden, jubelten sie laut und schreiend, ergriffen ihn sogleich, schlugen ihn, spieen ihm in's Angesicht und riefen: „Da bist Du nun — Du bist es, Du, Du!! Du hast Dein eigen Nest beschmutzt, Du hast Dein eigen Nest verrathen und den Geiern gezeigt. Weil Du in ihren eitlen Kleidern gegangen bist, haben sie's geargwohnt, der Grimm des Herrn hat Dich gefunden und zermalmt und uns mit Dir. Du mußt ersetzen, was genommen ward, Du mußt Alles ersetzen, Du mußt es zehnfach ersetzen und mehr."

Abdias, gegen so viele Hände unmächtig, ließ gewähren und sagte kein Wort. Sie zerrten ihn wieder gegen die Thür und wollten neuerdings schreien und ihn mißhandeln. Da kam der Abgesandte des Bei mit mehreren Soldaten herein und rief unter die Juden: „Laßt den Kaufmann fahren, sonst wird Jeder von Euch an einen Spieß gesteckt, so wie er hier steht. Was geht es Euch an, daß er ein Hund ist; denn Ihr seid es auch. — Wollt Ihr fahren lassen, sag' ich?"

Darauf wichen sie zurück. Die Söldner Meleks durchsuchten nun Abdias Kleider und nahmen ihm Alles, was ihnen gefiel — er litt es sehr geduldig — dann sagte Melek zu ihm: „Du hast sehr übel gethan, Abdias-Ben-Aron, daß Du in diesem Verstecke da Habe und Abgaben unterschlagen hast, wir könnten Dich strafen, aber wir thun es nicht. Lebe wohl, edler Kaufmann, wenn Du einmal des Weges in unsere Stadt bist, so besuche uns, wir werden Dir die

Pfänder Deiner Schuldforderung zeigen, und Dir die Zinsen bezahlen. — Jetzt gebt ihn frei, daß er wieder anschwelle und Früchte trage."

Und mit Lachen und mit Schreien ließen sie von ihm ab — er litt es auch sehr geduldig und hatte sich nicht gerührt, nur daß er bei dem Hohne die Augen scheu seitwärts drehte, wie ein ohnmächtiger Tiger, der geneckt wird. — — Aber wie sie draußen waren, aufstiegen und über den Hügel Sandes davonreiten wollten, sprang er eines Satzes nach, riß die Pistolen aus dem Halfter seines Kameeles, wo man sie, als man die anderen Packsäcke abgeschnitten, auf dem magern, verachteten Thiere vergessen hatte, und feuerte beide auf Melek ab. Allein er hatte ihn nicht getroffen. Da kehrten mehrere Soldaten um, schlugen ihn mit ihren Spießen über den Rücken und die Lenden und ließen ihn für todt liegen. Dann ging der Zug wieder durch die Trümmer fort gegen jene Seite der Ebene hinaus, die mit kurzem schlechten Grase bewachsen ist und den nächsten Weg zu den bewohnten Ländern hat. Abdias blieb auf dem Sand liegen und regte sich nicht. Da man aber keinen einzigen Laut von dem Schreien der Fortreitenden mehr hören konnte, zog er sich von dem Boden empor und schüttelte die Glieder. Er ging wieder zu dem Kameele, das noch auf den Knieen lag, nahm von den tiefer gelegenen Stellen des sehr geflickten Halfters zwei kleine Pistolen heraus, die dort verborgen waren, und begab sich damit in seine Wohnung. Dort standen sowohl an den Palmen, als auch in der Stube noch mehrere seines Stammes, die zusammengelaufen waren, und harrten, was jetzt zu thun sei. Er ging sachte durch die Thür hinein, drückte sich an die Wand und rief mit heiserer Stimme: „Wer von Euch nur noch einen Athemzug lang hier verweilet, ja wer nur mit dem Fuße zuckt, als wollte er der Letzte sein, der fortgeht, den schieße ich mit dieser Waffe nieder und seinen

Nachbarn mit der andern — denn kann geschehen, was da wolle — gepriesen sei der Herr!"

Er war während dieser Worte bis in die Tiefe der Stube zurückgeschlichen und hatte die Sterne des Sehens auf sie gerichtet. Sein häßlich Antlitz funkelte in maßloser Entschlossenheit, die Augen strahlten, und Einige behaupteten nachher, sie hätten in jenem Augenblicke auch ganz deutlich einen unnatürlichen Schein um sein Haupt gesehen, von dem die Haare einzeln und gerade emporgestanden wären, wie feine Spieße.

Sie zauderten noch ein wenig und gingen dann einzeln zur Thüre hinaus. Er schaute ihnen nach und knatterte mit den Zähnen, wie eine Hyäne der Berge. Als endlich der Letzte seinen Fuß über die Schwelle gezogen hatte und unsichtbar wurde, murmelte er: „da gehen sie, sie gehen — warte, es wird eine Zeit kommen, Melek, daß ich mit Dir auch noch rechne."

Draußen mochten sie überlegen: „wenn er der Mann sei, der sie ins Verderben gebracht, so könne er ihnen auch wieder emporhelfen, er muß ersetzen, sie wollen ihn sparen und in der Zukunft zwingen." Er hörte ihre Worte herein und horchte mit den Ohren darauf hin. Aber sie wurden immer weniger, und endlich ließ sich gar nichts mehr vernehmen, ein Zeichen, daß sie Alle fortgegangen sein mochten.

Abdias stand noch eine Weile und athmete lange und tief. Dann wollte er nach Deborah sehen, die ihn jetzt wieder dauerte. Er steckte die Pistolen in seinen Kaftan, stieg über den Haufen Gewandes, das sonst vor dem Eingange zu dem innern Zimmer gehangen war, jetzt aber auf der Erde lag, griff sich durch den Gang, in welchem die Lampe herabgeworfen worden war, und trat in die Gemächer hinein. Da fiel das Licht durch die Fenster oben, die mit Myrthen umrankt waren, auf den Estrich des Bodens herab: allein es

waren nun keine Teppiche und Matten mehr da, sondern die in allen Stellen nach Schätzen aufgewühlte Erde und die nackten Steine der tausendjährigen Mauern sahen ihn, wie eine Mördergrube, an. Er fand wirklich Deborah in dem größeren Gemache, wo sie sonst gerne gewesen war, und — siehe, wie seltsam die Wege und Schickungen der Dinge sind: sie hatte ihm gerade in dieser Nacht ein Mägdlein geboren — aus Schreck der Mutter war es zu früh gekommen, und sie hielt ihm nun dasselbe von dem Haufen lockerer Erde, auf dem sie lag, entgegen. Er aber stand in dem Augenblicke, wie Einer, der von einem furchtbaren Schlage geschüttelt wird, da. Nichts, als die einzigen Worte, sagte er: „Soll ich denn nun nicht nachreiten und das Kind in die Spieße der Soldaten schleudern?!"

Nach einem kleinen Weilchen Harrens aber ging er näher, hob es auf und sah es an. Dann ohne es wegzuthun, begab er sich in das anstoßende Gemach und sah lange und scharf gegen einen Winkel und die dort gefügten Steine, dann kam er heraus und sagte: „Ich habe es gedacht, Ihr Thoren, ich habe Euch also genug heraußen gelassen — o Ihr siebenfachen Thoren!"

Dann fiel er auf die Knie nieder und betete: „Jehova, Lob, Preis und Ehre von nun an bis in Ewigkeit!"

Sodann ging er wieder zu Deborah und legte das Kind zu ihr. Er griff mit dem Finger in ein Wasser, das in einem Näpfchen nicht weit von ihr stand, und netzte ihr die Lippen, weil kein einziger Mensch, keine Wehmutter, kein Diener und keine Magd in der ganzen Wohnung war. Und als er Dieß gethan hatte, sah er noch genauer auf sie hin und streichelte, neben ihrem Haupte kauernd, ihre kranken, bereits alternden Züge — sie aber lächelte ihn seit fünf Jahren wieder zum ersten Male mit dem düsteren, traurigen Antlitze an, als sei die alte Liebe neu zurückgekehrt — indeß

sah wieder der häßliche Kopf eines Nachbars, der vielleicht die Gierde am wenigsten zähmen konnte, sogar bei dieser innern halbzerbrochenen Thür herein, aber er zog sich wieder zurück — Abdias achtete nicht darauf, es fiel ihm von den Augen herunter, wie dichte Schuppendecken, die darüber gelegen waren — es war ihm mitten in der Zerstörung nicht anders, als sei ihm das größte Glück auf Erden widerfahren — und wie er neben der Mutter auf dem nackten Boden saß, und wie er den kleinen, wimmernden Wurm mit den Händen berührte, so wurde ihm in seinem Herzen, als fühle er drinnen bereits den Anfang des Heiles, das nie gekommen war, und von dem er nie gewußt hatte, wo er es denn suchen sollte — es war nun da und um Unendliches süßer und linder, als er sich es je gedacht. Deborah hielt seine Hand und drückte sie und liebkos'te sie — er sah sie zärtlich an — sie sagte zu ihm: „Abdias, Du bist jetzt nicht mehr so häßlich, wie früher, sondern viel schöner."

Und ihm zitterte das Herz im Leibe.

„Deborah," sagte er, „es ist kein Mensch da, der Dir etwas reichen könnte, hast Du nicht vielleicht Hunger?"

„Nein, Hunger habe ich nicht," antwortete sie, „aber Mattigkeit."

„Warte, ich will Dir etwas bringen," sagte er, „das Dich stärket, und ich will Dir auch Nahrung reichen, die Dir vielleicht doch abgeht, und ich will Dein Lager besser bereiten."

Dann stand er auf und mußte sich erst ein wenig dehnen, ehe er fortgehen konnte; denn die Schmerzen waren während der kurzen Ruhe recht stark gekommen. Dann ging er hinaus und brachte von den schlechten Kleidern, die draußen lagen, einen Arm voll herein und bereitete neben ihr ein besseres Lager, auf das er sie hinüberhob, dann deckte er noch sein von seinem Leibe warmes Oberkleid auf sie, weil

er meinte, es friere sie; denn sie war so bleich. Sodann ging er zu dem Platze, wo die Zündsachen lagen, die dienten, um Feuer anzufachen. Sie lagen unberührt dort, weil sie schlechte Dinge waren. Er zündete ein Kerzlein an, that es in die Hornlaterne und stieg draußen über eine Treppe unter der Erde hinab, wo der Wein zu liegen pflegte. Er war aber aller herausgelassen und verschüttet. Aus einer kleinen Lacke, die auf der Erde stehen geblieben war, brachte er ein wenig in ein Gefäß. Dann holte er Wasser aus der Zisterne. Denn das in dem Näpfchen war schon sehr warm und auch etwas stinkend geworden, und mit dem Gemische von Wein und frischem Wasser benetzte er ihre Lippen und sagte, sie solle mit der Zunge das Naß nur wegnehmen und hinunterschlucken, es würde ihr für den Augenblick schon helfen. Als sie Dieß gethan und mehrere Male wiederholt hatte, stellte er die Gefäße mit Wein und Wasser wieder hin und sagte, er wolle ihr nun auch Nahrung bereiten. Er suchte aus seinen herumgestreuten Reisesachen eine Büchse hervor, in der er stets den verdichteten Stoff einer guten Brühe mit sich führte. Dann ging er in die Küche hinaus, um etwa nach einem Blechgefäße zu schauen, das ihm dienen könnte. Und als er ein solches gefunden hatte, kam er wieder herein, that Wasser und den Stoff in dasselbe, zündete eine Weingeistflamme an und stellte es auf einem Gestelle darüber. Er blieb bei dem Gefäße stehen, um zu merken, wie sich das Ganze auflösen würde. Deborah mußte jetzt viel wohler und ruhiger sein; denn wenn er hinblickte, sah er, daß sie über die Augen, mit welchen sie ihm zuschaute, öfter die Lider herabfallen ließ, als wollte sie schlummern. In dem ganzen Hause war es sehr stille, weil alle Zofen und Diener fortgelaufen waren. Als sich sein Brühstoff in dem warmen Wasser vollends aufgelöst hatte, nahm er das Gefäß wieder weg, um Alles ein wenig abkühlen zu lassen. Er kniete neben

ihrem Angesichte nieder und saß nach Art der Morgenländer auf seine Füße.

„Deborah, bist Du schläfrig?" sagte er.

„Ja, sehr schläfrig," antwortete sie.

Er hielt das Gefäß noch ein wenig zwischen den Händen, und da es gehörig lau geworden war, reichte er ihr den Trank und sagte, sie solle schlürfen. Sie schlürfte. Es mußte ihr auch wohlgethan haben, denn sie sah noch einmal mit den schlaftrunkenen Augen gegen sein Angesicht, wie er so neben ihr saß, empor und entschlummerte dann wirklich sanft und süß. Er blieb noch eine Weile sitzen und schaute hin. Das Kindlein, mit den weiten Aermeln des Kaftans zugedeckt, schlummerte gut. Dann stand er auf und stellte das Gefäß bei Seite.

Die Zeit dieses Schlafes wollte er benützen, um zu sehen, was denn noch in der Wohnung liegen könne, daß man es zu einer Einrichtung gebrauche, die in der ersten Zeit forthelfe — auch wollte er, wenn es anginge, draußen kurz umsehen, ob er Keines seiner Diener oder Dienerinnen erblicken könne, daß sie eine Weile wachten, indeß er fortgehe und um Nahrung wenigstens für die nächsten Augenblicke sorge. Er ging durch die Zimmer, kam wieder heraus zu Deborah, und wie er herumsuchte und immer auf das Schloß der Thür hinsah, wie er es denn machen solle, daß er schließen könne, wenn er fortgehe — denn Alles hing halb zerrissen und zerbrochen herab — kroch sein abessinischer Sklave Uram herbei. Er zog sich an der Erde fort und richtete die Augen fest auf Abdias, weil er eine furchtbare Züchtigung erwartete, da er, als die Plünderer kamen, mit den Andern fortgelaufen war. Aber Abdias hatte ihm eher Lohn als Strafe zugedacht, indem er der Erste war, der wieder gekommen.

„Uram," sagte er, „wo sind denn die Andern?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Sklave, indem er im Näherkriechen inne hielt.

„Seid Ihr denn nicht mit einander fortgelaufen?"

„Ja, aber es haben sich Alle zerstreut. Und wie ich gehört habe, daß Du zurückgekehrt bist, bin ich wiedergekommen und habe gemeint, die Andern werden auch schon da sein, weil Du uns schützen wirst."

„Nein, sie sind nicht da," sagte Abdias, „kein Einziger ist da. — — Knabe Uram," fuhr er dann sehr sanft fort, „komme näher und höre, was ich Dir sagen werde."

Der Jüngling sprang empor und starrte Abdias an. Dieser aber sprach: „Ich werde Dir einen sehr schönen rothen Bund geben mit einem weißen Reigerbusche darauf, ich werde Dich zum Aufseher über alle Anderen machen, wenn Du genau ausführest, was ich Dir sage. Du mußt, so lange ich fort bin — denn ich werde ein wenig weggehen — Deine kranke Herrin und dieses Kind bewachen. Setze Dich hierher auf diesen Erdhaufen — so — hier hast Du ein Gewehr, es ist eine Pistole — so mußt Du sie halten — —"

„Das weiß ich schon," sagte der Knabe.

„Gut," fuhr Abdias fort, „wenn nun Einer hereinkömmt und die schlummernde Frau und das Kind anrühren will, so sag' ihm, er solle gehen, sonst wirst Du ihn tödten. Geht er nicht, so halte die Oeffnung gegen ihn, drücke an der eisernen Zunge und schieße ihn todt. Verstehst Du Alles?"

Uram nickte und setzte sich in der verlangten Stellung auf den Boden.

Abdias sah ihn noch ein Weilchen an und ging dann, den Griff der andern Pistole mit seiner Hand im Kaftane haltend, durch den Gang in die äußere Stube hinaus. Es lag Alles so herumgestreut, wie er es verlassen hatte, und kein Mensch war in der weitläufigen Höhle. Da er sich

überall umgesehen hatte, beschloß er vollends hinauszugehen. Er mußte sich wegen der vielen Schmerzen in den Lenden noch einmal dehnen und stieg dann über die Schwelle der Thür zu den Palmen hinaus. Es war hier wirklich ganz öde, wie er es voraus gedacht hatte; denn die Nachbarn mochten in ihre entfernten Behausungen, oder wohin es ihnen sonst gefallen hat, gegangen sein. Als er zu dem Sandhaufen kam, wo er mit den Lanzen geschlagen worden war, war das Kameel nicht mehr da — sie hatten es sammt den Lumpen als Ersatz mitgenommen. Er bog um den Triumphbogen und abgelegene Trümmer herum, und als er auf den hohen Schutthaufen, der über seinem Hause lag, gekommen war, stieg er auf den noch höheren hinan, der sich hinter demselben befand, wo Sand und weitgedehnte Blöcke lagen, und eine große Umsicht auf alle Dinge und auf das Dämmerrund der Wüste sich eröffnete. Dort hob er einen Stein auf und zog einen goldenen Ring unter demselben hervor. Dann stand er und sah ein wenig herum. Die Sonne, welche früher ein trüber, rother Gluthpunkt gewesen war, war nun gar nicht mehr sichtbar, sondern ein verschleierter, grauer, heißer Himmel stand über der Gegend. Wir würden in unsern Ländern eine solche Luft sehr heiß nennen, aber dort war sie im Vergleiche mit Tagen, wo die Sonne unausgesetzt niederscheint, bedeutend kühler geworden. Abdias athmete sie, wie eine Labung, und strich sich mit der flachen Hand ein paar Mal über die Seiten seines Körpers herab. Er schaute durch das schweigende Getrümmer, das unter ihm lag, und stieg dann hinab. Als er bei der zerrissenen Aloe war, begannen kleine Tropfen zu fallen, und was in diesem Erdstriche eine Seltenheit ist, ein grauer, sanfter Landregen hing nach und nach über der ganzen ruhigen Ebene; denn auch Das ist selten, daß die Regenzeit so stille und ohne den heftigen Stürmen herannaht.

Abdias stieg auf der entgegengesetzten Seite, als er heraufgegangen war, hinab, wanderte durch allerlei wohlbekannte Irrgänge und Windungen der Trümmer und hatte ziemlich weit zu gehen, bis er das Ziel, wohin er wollte, erreichte, nämlich die Wohnung des vorzüglichsten seiner Nachbarn, wo er glaubte, daß er auch einige Andere antreffen würde. Wirklich waren mehrere da, und als sich das Gerücht verbreitete, er sei über die Schwelle des Gaal hineingegangen, kamen noch immer mehrere herbei.

Er sagte zu ihnen: „Wenn ich durch die schöneren Kleider, die ich trug, und durch den größeren Handel, den ich trieb, unsern Aufenthalt verrathen, die Plünderer hergelockt und Euch Schaden verursacht habe, so will ich auch denselben ersetzen, so gut ich kann. Ihr werdet nicht Alles verloren haben; denn Ihr seid weise und habt Kleinodien geborgen. Bringet ein Papier oder Pergament und Tinte herbei. Ich habe manche Schuldforderungen draußen ausstehen, die mir meine Freunde bezahlen müssen, sobald die Zeit um ist. Ich werde sie Euch hier aufschreiben und werde die Erlaubniß dazu schreiben, daß Ihr das Geld als Euer Eigenthum einnehmen dürfet."

Wer weiß, ob es wahr ist, daß er etwas zu fordern hat," sagte einer der Anwesenden.

„Wenn es nicht wahr ist," antwortete Abdias, „so habt Ihr mich immer hier und könnt mich steinigen, oder sonst mit mir thun, was Euch gefällt."

„Das ist richtig, laßt ihn nur schreiben," riefen Andere, während das herbeigebrachte Pergament und die Tinte hingeschoben wurden.

„Er ist so weise, wie Salomo," sagten Diejenigen, welche ihn heute am meisten verschimpft nnd verspottet hatten.

Und als er auf dem Pergamente eine lange Reihe aufgeschrieben, sie ihnen dargereicht, und sie Alle gesagt hatten,

daß sie einstweilen zufrieden sein wollen, bis er sich erholt habe und auch das Andere ersetzen kann, zog er den Ring aus seinem Kaftan hervor und sagte: „Du hast eine Milchesselin, Gaal, wenn Du mir dieselbe ablassen willst, so bin ich geneigt, Dir diesen Ring dafür zu geben, der einen großen Werth hat."

„Den Ring bist Du als Ersatz schuldig, wir werden ihn Dir nehmen," riefen sogleich mehrere.

„Wenn Ihr mir den Ring nehmt," antwortete er, „so werde ich den Mund zuschließen und Euch in Zukunft niemals mehr sagen, wo ich Geld habe, wer mir etwas schuldig ist, wo ich im Handel etwas erworben habe, und Ihr werdet nie mehr etwas von mir bekommen, das Euch Eueren Schaden vermindern könnte."

„Das ist wahr," sagte Einer, „laßt ihm den Ring, und, Gaal, gib ihm die Eselin dafür."

Den Ring hatten sie unterdessen angeschaut, und da sie erkannt hatten, daß er viel kostbarer sei, als der Preis der Eselin beträgt, sagte Gaal, er werde ihm die Eselin geben, wenn er zu dem Ringe noch ein Stück Geld hinzulegen könne.

„Ich kann nichts mehr hinzulegen," antwortete Abdias, „denn sie haben mir Alles genommen, wie Ihr selber gesehen habt. Gib mir den Ring, ich werde ohne die Eselin fortgehen."

„Lasse den Ring," sagte Gaal, „ich werde Dir die Eselin senden."

„Nein," antwortete Abdias. „Du darfst sie mir nicht senden, sondern Du mußt mir einen Riemen geben, an welchem ich sie fortführen werde. Oder gib den Ring."

„Ich werde den Riemen und die Eselin geben," sagte Gaal.

„Sogleich," sagte Abdias.

„Sogleich," antwortete Gaal. „Geh hinaus, Jephrem, und führe sie aus der Grube herauf, in welcher sie steht."

Während der Diener ging, um die Eselin zu holen, fragte Abdias die Leute, ob sie Keinen seiner Diener oder Keine der Zofen seines Weibes gesehen haben; „denn," sagte er, „sie sind Alle fortgegangen."

„Sind alle Deine Diener fort?" fragte man, „nein, wir haben sie nicht gesehen."

„Ist vielleicht Eines davon bei Dir, Gad, oder bei Dir, Simon, oder bei einem Andern?"

„Nein, nein, wir sind selber Alle fortgelaufen und haben nichts von ihnen gesehen."

Indessen war Jephrem mit der Eselin gekommen, Abdias trat aus der Schwelle der Höhle Gaals heraus, man gab ihm den Riemen in die Hand, und er führte die Eselin über den Schutt davon. Aus den Fenstern steckten sich die Köpfe und schauten ihm nach.

Er ging durch die Wege der Trümmer und gedachte, eine Stelle aufzusuchen, die abgelegen war, die er recht wohl kannte, und die öfter als Zufluchtsort gedient hatte, ob er denn nicht eins oder das andere seiner Diener dort finden könnte, wohin sie sich vielleicht geflüchtet haben möchten. Der Regen hatte unterdessen überhand genommen und war zwar fein geblieben, aber ganz allgemein geworden. Er ging durch den Brei des Sandes, oder an den Schlinggewächsen vorbei, die aus verschiedenen Spalten hervorkamen und die liegenden Baustücke überwuchsen, er ging neben nickenden Aloeblüthen und an triefenden Myrthen vorüber. Kein Mensch begegnete ihm auf dem Wege, und es war kein Mensch ringsum zu sehen. Als er an die Stelle kam, die er sich gedacht hatte, ging er durch die niedrige, flache Pforte, die bis auf ihre Mitte im Sande stand, hinein und zog die Eselin hinter sich her. Er ging durch alle Räume des versteckten Gewölbes;

aber er fand es ganz leer. Dann ging er wieder heraus und stieg noch auf ein Mauerstück, um sich umzusehen, ob er vielleicht Eines erblicken könnte — aber es war nichts zu sehen, als überall dasselbe Bild uralter Trümmer, über welche allseitig und emsig das feine, hier so kostbare Wasser rieselte, daß sie, wie in einem düsteren Firnisse, glänzten; er sah keinen einzigen Menschen darin, auch hörte er nichts, als das sanfte Rieseln der rinnenden Gewässer. Er wollte seine Stimme nicht erheben, um zu rufen; denn wollte ihm Eins eine Antwort geben, das ihn höre, so konnte es ja auch den Weg in seine Behausung finden und dort seine Anordnungen erwarten. Sie werden gewiß bei Einem der Leute versteckt sein, der sie nicht verrathen will. Er dachte sich, sie mögen ihn nun für einen Bettler halten und ihn fliehen — und er erkannte dieß Benehmen als natürlich. Er stieg wieder von dem Mauerstücke herab, nahm den Riemen der Eselin, den er unterdessen um einen Knauf gewunden hatte, und trat den Weg zu dem Triumphbogen an. Obwohl er, da er das Oberkleid abgelegt hatte, um es auf Deborah zu breiten, ganz durchnäßt war, so achtete er nicht darauf und zog das Thier hinter sich her. Als er zu Hause angekommen war, ging er durch die Thür in die Vorderstube, führte die Eselin mit und band sie dort an. Er hatte in der Stube Niemanden gefunden. Im Hineingehen durch den schmalen Gang dachte er, wenn drinnen auch noch Niemand sei, so werde er selber Deborahs Diener sein und sie pflegen, so weit er es in seiner jetzigen Lage könne.

Aber sie hatte einer Pflege nicht mehr Noth; denn da er außer Hause war, hatte sie nicht geschlummert, sondern sie war gestorben. Das unerfahrene Weib hatte sich, wie ein hilfloses Thier, verblutet. Sie wußte es selber nicht, daß sie sterbe, sondern da ihr Abdias die stärkende Brühe gegeben hatte, that sie wie Eines, das recht ermüdet ist und sanft

einschläft. Sie schlief auch ein, nur daß sie nicht mehr erwachte.

Als Abdias eintrat, war das Gemach noch immer einsam, es war auch hierher noch Niemand zurückgekehrt. Uram, wie ein Bild aus dunklem Erze gegossen, saß an Deborah's Lager und wachte noch immer, Augen und Pistolen gegen die Thür gerichtet; sie aber lag, wie ein Bild von Wachs, bleich und schön und starr hinter ihm — und das Kind lag an ihrer Seite, schlummerte süß und regte im Traume die kleinen Lippen, als sauge es. — — Abdias that einen furchtsamen Blick hin und schlich näher; — mit Eins wurde ihm die Gefahr klar, und er dachte an Das, worauf er früher vergessen hatte — er stieß aus Ueberraschung einen schwachen Schrei aus — dann aber nahm er das Oberkleid, das er früher auf sie gebreitet hatte, und andere Lappen, die da lagen, weg, um zu sehen: es war deutlich, auf was er nicht geachtet, und was sie gar nicht gewußt hatte. Er zupfte aus einem Kleide eine Faser heraus, die so fein und leichter war, als es eine Flaumfeder sein konnte, und hielt sie vor ihren Mund: — aber sie rührte sich nicht. Er legte die Hand auf ihr Herz; er fühlte es nicht. Er griff ihre nackten Arme an: sie begannen schon kühler zu werden. Er hatte bei Karawanen, in Wüsten und im Hospitale Menschen sterben gesehen und erkannte das Angesicht. Er stand auf und ging in den nassen Kleidern, die an seinem Körper klebten, in der Stube herum. Der Knabe Uram blieb in gleicher Stellung auf dem Boden sitzen und ließ die Augen den Bewegungen seines Herrn folgen. Dieser ging endlich in die Zimmer daneben, warf die nassen Kleider von seinem Leibe auf einen Haufen und suchte sich aus den Dingen, die herum waren, einen Anzug zusammen. Dann ging er in die Vorderstube hinaus, nahm von der Eselin etwas Milch in eine Schale, trug die Milch herein, wickelte einen kleinen Lappen zu-

sammen, that ihn in die Milch, daß er sich ansauge, und brachte ihn dann an den Mund des Kindes. Dieses saugte daran, wie es am Busen einer Mutter gethan hätte. Als es die Lippen immer schwächer regte, aufhörte und wieder fortschlief, legte er es weg von der Seite der Mutter in ein Bettlein, das er aus Kleidern in eine Mauernische gemacht hatte. Dann setzte er sich auf eine Bank nieder, welche von Steinen gebildet wurde, die zufällig aus der Mauerecke hervorstanden. Wie er saß, flossen aus seinen Augen Thränen, wie geschmolzenes Erz. Es stand nämlich Deborah vor ihm, wie er sie zuerst in Balbek gesehen hatte, da er zufällig an ihrem Hause vorüberging, und das Gold des Abends nicht nur um die Zinnen ihres Hauses, sondern auch um die aller übrigen floß. Von einem weißen Mauerstücke flog ein Paradiesvogel auf und tauchte sein Gefieder in die gelbe Gluth. Wie er sie dann abgeholt hatte, wie sie von den Ihrigen über die Terrasse herabgeleitet, gesegnet worden war, und wie er sie dann von allen Angehörigen weggenommen und auf sein Kameel gehoben hatte. — Jetzt wird sie bei ihrem verstorbenen Vater sein und ihm erzählen, wie es bei Abdias gewesen ist.

Er blieb immerfort auf den Steinen sitzen, auf die er sich niedergelassen hatte. Es war in dem stillen Gemache Niemand bei ihm, als Uram, der ihm zuschaute.

Da endlich dieser Tag zur Neige ging, und es in der Höhle allgemach so dunkel geworden war, daß man kaum mehr etwas sehen konnte, stand er auf und sagte: „Uram, lieber Knabe, lege diese Waffe weg, es ist hier Niemand zu bewachen, sondern zünde die Hornlaterne an, gehe zu den Nachbarinnen und Klageweibern, sage ihnen, daß Deine Herrin gestorben ist, und daß sie kommen sollen, um sie zu waschen und mit andern Kleidern anzukleiden. Sage ihnen, daß ich noch zwei Goldstücke habe, die ich ihnen geben werde."

Der Knabe legte die Pistole auf die lockere Erde, stand auf, suchte die Zündsachen auf dem ihm wohlbekannten Platze, zündete die Laterne an, die Abdias, als er aus dem Keller gekommen war, hingestellt hatte, und ging hinaus. Der Lichtstreifen der mitgenommenen Laterne zog sich durch den Gang davon, und es war hierinnen jetzt finsterer, als es früher gewesen ist, weil das Licht den Gegensatz erzeugt hatte. Abdias zündete sich nichts an, sondern suchte nach der Wange des Weibes, kniete nieder und küßte sie zum Abschiede. Aber sie war jetzt schon kalt. Dann ging er zum Zündplatze, wo ein Stück einer Wachskerze lag, fachte dieselbe an und leuchtete gegen das Weib. Das Angesicht war das nämliche, mit dem sie ihn angesehen hatte, als er ihr Labung gereicht, und mit dem sie dann eingeschlafen war. Er meinte, wenn er nur genauer hinschaute, so müßte er sehen, wie es sich regte, und die Brust sich im Athmen hebe. Aber es athmete nichts, und das Starren der todten Glieder dauerte fort. Auch das Kind regte sich nicht. Als sei es gleichfalls gestorben. Er ging zu demselben hin, um darnach zu sehen. Aber es lag in tiefem Schlafe, und sehr viele kleine Tröpflein standen auf der Stirne desselben. Er hatte es nämlich aus Uebervorsicht zu stark mit Tüchern bedeckt. Daher nahm er etwas davon weg, um die Hülle leichter zu machen. Während er Dieses that, fiel sein langer Schatten von seinem Rücken weg über die Leiche des todten Weibes. Vielleicht schaute er auf das kleine Angesichtchen, ob er in demselben nicht Spuren von Zügen der Verstorbenen entdecken könnte. Aber er entdeckte sie nicht, denn das Kind war noch zu klein.

Der Sklave Uram kehrte sehr lange nicht zurück, gleichsam als fürchtete er sich und wolle nicht mehr kommen, aber da schon das Stück Wachskerze fast zu Ende gebrannt war, und Abdias bereits ein anderes angezündet hatte, näherte sich der Thür ein verworrenes Murmeln und Rufen, und

Uram trat an der Spitze eines Menschenhaufens in das Zimmer. Er bestand größtentheils aus Weibern. Einige davon waren gekommen, um zu klagen und zu jammern, wie es ihr Geschäft war, andere, sich an dem Unglücke zu erregen; und wieder andere, um es anzuschauen. Unter den Angekommenen war auch Mirtha, die Leibdienerin Deborahs, die sie immer am meisten geliebt hatte, und der sie vollends alle ihre Neigung zuwendete, da sie dieselbe ihrem Manne abgewendet hatte. Sie war ebenfalls aus Furcht davongerannt, wie die Andern, als die Plünderer hereingebrochen waren, und war dann aus Haß gegen Abdias nicht mehr zurückgekehrt. Als sie aber am Abende gehört hatte, daß ihre Herrin ein Kind geboren habe und dann gestorben sei, schloß sie sich an den Menschenhaufen an, den man neben einer Laterne auf den regendurchweichten Wegen durch die dichten Trümmer gegen die Behausung des Abdias hingehen sah. Sie wollte sehen, ob beide Dinge wahr seien. Als sie in dem Gemache angekommen war und den Gebieter ihrer Herrin stehen sah, drang sie schreiend und weinend aus dem Haufen hervor, warf sich vor ihm nieder, umschlang seine Füße und verlangte Bestrafung von ihm. Er aber sagte nichts, als die Worte: „Stehe auf und achte nur auf Deborahs Kind und beschütze es, da dasselbe dort liegt und gar Niemanden zur Pflege hat."

Als sie sich auch von der Leiche der Herrin aufgerichtet und sich ein wenig beruhigt hatte, nahm er sie an der Hand und führte sie zu dem Kinde hin. Sie, die Augen immer auf ihn gerichtet, setzte sich neben demselben nieder, um es zu beschützen, und sie deckte sein Angesicht mit einem Tuche zu, damit es keine bezaubernden Augen anschauen könnten.

Die andern Leute, die herbeigekommen waren, riefen durch einander: „Ach der Jammer, — ach das Elend — ach das Unglück!"

Abdias aber schrie ihnen zu: „Laßt sie ruhen, die sie nichts angeht; — Ihr aber, deren Beschäftigung diese Sache ist, klaget um sie, badet sie, salbet sie und gebt ihr ihren Schmuck. — Aber sie hat keinen Schmuck mehr — nehmt nur von Dem, was da herumliegt, das Beste, und kleidet sie an, wie sie begraben werden soll."

Diejenigen, die sich über sie gebeugt hatten und sie an allen Stellen betasten wollten, gingen aus einander — aber die Andern legten Hand an sie, um ihre Pflicht zu thun, derentwillen sie hergekommen waren. Abdias setzte sich in dem Schatten nieder, den der Menschenknäuel in die hintere Ecke warf; denn man hatte zwei alte Lampen angezündet, um zu Allem besser sehen zu können, was man zu thun hatte.

„Das ist ein verstockter Mann," murmelten Einige unter einander.

Die Todtenweiber hatten indessen die oberflächlichsten Kleider von der Leiche gethan, hoben sie dann auf und trugen sie in das Gemach neben an, um sie vollends entkleiden zu können. Dann holten sie Wasser aus den von dem heutigen Regen angefüllten Zisternen, machten in der Küche Feuer, um es zu wärmen, thaten es dann in eine Wanne und badeten und wuschen mit demselben den Leichnam, der noch nicht starr war und namentlich in der Wärme des Wassers die Glieder aufgelöset herniederhängen ließ. Als er rein war, legten sie ihn auf ein Tuch und salbten ihn überall mit Salben, die sie zu diesem Zwecke mit sich herbeigebracht hatten. Dann rissen sie aus den offenen Schreinen und lasen von dem Boden auf, was dageblieben war, und kleideten die Leiche vollständig an. Was nach diesem Geschäfte von Hüllen noch übrig geblieben war, packten sie zusammen und trugen es nach Hause.

Die Leiche war wieder in das Gemach, in dem sie früher gewesen war, herausgetragen und auf die Erde nieder-

gelegt worden. Deborah lag nun da, angekleidet, wie das Weib eines armen Mannes. Es bildeten sich Gruppen, um in der Nacht zu wachen, die Todtenweiber waren auch wieder zurückgekehrt, manche Menschen gingen in den nächtlichen Trümmerwegen zu Abdias Höhle ab und zu, und in dem Vorgemache, das nach Auswärts führte, klagten und heulten die Weiber, die um Lohn herbeigekommen waren.

Am andern Tage begrub Abdias sein Weib in dem steinernen Grabe und zahlte die zwei versprochenen Goldstücke.

Sie hatte wenig Glück in dieser Ehe gehabt und, als es angefangen hätte, mußte sie sterben.

Die Nachbarn segneten sie mit ihren Lippen in das Grab hinein, als dasselbe mit den nämlichen Steinen geschlossen wurde, unter denen Aron und Esther schliefen, und sagten: Abdias sei es eigentlich gewesen, der sie um das Leben gebracht habe.

2.

Mirtha.

Als Deborah begraben worden war, und sich der letzte Stein über ihrem Leibe zu dem Nachbarsteine gefügt hatte, gleichsam, als lägen sie zufällig da und bärgen nicht so kostbare Dinge, wie die Körper verstorbener Angehörigen, und da sie auch so schwer befunden worden waren und so fest auf einander lastend, daß keine etwa begierig schweifende Hyäne die Glieder auszuscharren vermochte: ging Abdias nach Hause und stand vor dem kleinen Kinde. Mirtha hatte in einem anderen Gemache eine bessere und tiefere Mauernische ausgefunden. Sie war einstens mit Seide ausgefüttert

und mit seidenen Polstern bedeckt gewesen. Esther hatte gerne das schöne Kind Abdias darauf gelegt, damit sich sein süßes Lächeln recht heiter von der schönen, dunklen, grünen Seide hervorhebe. Jetzt waren aber keine solchen Dinge in der Nische vorhanden; denn die Vorhänge und Ueberzüge aus Seide waren herabgerissen und auf Saumthieren verpackt worden, die Kissen lagen allein da und waren zerfetzt, so daß Das, womit sie gefüllt waren, ein zartes, dünnes Gras, gleichsam das Haar der Wüste, herausquoll, wie das Innere eines menschlichen Körpers. Mirtha zog dieses feine Gefüllsel gar heraus, lockerte es mit ihren Fingern auf und polsterte damit den nackten, von spitzigen Steinen unterbrochenen Boden der Nische. Dann suchte sie unter den herumliegenden Lumpen etwas zusammen, was sie darauf breitete, um das Kind auf dieses Bettlein legen zu können. Von Linnen war überhaupt Wenig in der Wüste, und das Beste dieses Wenigen hatten die Reiter mitgenommen. Daher machte sie aus Wolle, aus andern Stoffen, ja aus seidenen Lappen, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war, Windel und legte sie auf einen Haufen neben die Nische. Da das neugeborne Mädchen auf diesem Bettlein schlief, war es, daß Abdias von dem Begräbnisse heim kam und sich vor dasselbe hinstellte.

„Es ist so gut," sagte er, „Mirtha; wir müssen nun weiter sorgen."

Er ging hinaus und führte die Eselin, die er gekauft hatte, und die noch immer in dem Gemache angebunden war, in dem er sie gelassen hatte, herein. Er stellte sie, damit sie recht gut verwahrt sei, in das Gewölbe, welches sonst das Prunkgemach Esthers gewesen war, und in das von oben herab durch das vergitterte Fenster das Licht fiel. Dort band er sie sorgsam an und richtete den hölzernen Riegel, mit welchem die Thür inwendig versehen war, wieder her, daß man ihn Nachts, da man herinnen schlief, immer vorschieben

könne. Von dem Vorrathe dürren Wüstenheues, mit dem er sonst immer seine Kameele gefüttert hatte, war genug vorhanden, indem das Heu nicht in seiner Behausung, deren Aeußeres, in so ferne es brennbar war, von den Soldaten abgebrannt worden war, sondern in einer nicht weit davon befindlichen trockenen Höhle der Trümmer aufbewahrt worden war. Die Plünderer hatten es wohl gefunden, hatten auch versucht, es anzuzünden, aber wegen Mangel an Luftzug, und weil es so dicht gepackt war, hatte es nicht in Flamme gerathen können. Sie rissen daher so viel heraus, als ihnen der Uebermuth eingab, nahmen mit, was sie für die nächsten Augenblicke brauchten und auf ihren Thieren unterbringen konnten, und ließen das übrige zerstreut liegen. Als sich Abdias des Heues und seiner Brauchbarkeit versichert hatte, ging er wieder in seine Wohnung zurück und suchte dort sehr lange unter all dem vielen Plunder die reinsten und wo möglich aus Linnen verfertigten Lappen heraus, damit sie dem Kinde zum Saugen dienten, wenn man ihm die frische, warm aus dem Körper der Eselin kommende Milch zur Nahrung gab. Diese Lappen legte er alle auf einem Steine zusammen, der sich in dem Gemache des Kindes befand. Sodann sah er nach den Zisternen. Er hatte in früherer Zeit hinter dem hohen Schutte, der auf seiner Wohnung lag, dort, wo ein sehr großes Fries und darauf liegende Felsenstücke immerwährenden Schatten gaben, zwei Zisternen graben lassen. Gewöhnlich aber war nur in einer derselben Wasser, die andere war leer. Dieß rührte daher, weil die Zisterne mittelst eines Schlauches, den man absperren konnte, mit einer Wassergrube im Keller, die künstlich eingesäumt und dicht gepflastert war, in Verbindung stand, in welche Grube Abdias immer größere Wassertheile, wenn sie sich oben sammelten, abließ, damit das Wasser im Keller frischer werde und keine so große Menge durch Verdünstung

verliere, als wenn es oben in der warmen Luft gestanden wäre, der es noch dazu eine größere Oberfläche darbot, als im Keller. Beide Zisternen fand Abdias nach dem gestrigen Regen ganz voll, und er ließ die eine, wie gewöhnlich, unter die Erde ablaufen.

Das dürre, schlechte Kameel, auf welchem er gestern gekommen war, das er auf dem Sande vor seinem Hause gelassen hatte, hatte er ganz vergessen. Er erinnerte sich jetzt desselben und wollte darnach sehen. Es war zwar nicht mehr auf der Stelle, auf welcher es noch kniete, da Abdias die Pistolen herausgerissen hatte, aber es war doch schon in dem Stalle. Der Knabe Uram hatte es dem Manne, der es gestern, gleichsam um sich für seinen Verlust ein wenig zu entschädigen, fortgeführt hatte, wieder genommen, er hatte es durch die Mauertrümmer fortgeführt, hatte es zu einer gelben Lacke, die er recht wohl wußte, und die er Niemanden andern gönnte, geführt, ließ es die ganze Lacke austrinken, damit das Wasser nicht, wenn wieder die heiße Sonne käme, verloren ginge, dann hatte er es in den Stall gebracht, nachdem er ihm noch zuvor das Geschirr und Riemzeug, welches noch auf ihm war, herabgenommen hatte. In dem Stalle fand es Abdias stehen. Es war das einzige, wo noch vor Kurzem mehrere und weit edlere und bessere gestanden waren. Es hatte ein wenig von dem durch die Plünderer herumgestreuten, halb versengten Heue vor sich und fraß begierig von demselben. Abdias ließ etwas Mais, davon auch ein Vorrath da geblieben war, hinzugeben und von der Höhle frischeres Heu holen. Dann sagte er zu Uram, den er in dem Stalle getroffen, und durch den er diese letzteren Dinge hatte besorgen lassen: „Uram, gehe noch heute, so lange die Sonne scheint, hinaus über den Sandkamm und suche die Heerde, sie muß dort herum wo sein — und wenn Du sie gefunden hast, so zeige Dich dem Hirtenrichter und sage, daß

er Dir von dem Antheile des Einwohners Abdias einen mit dessen Namen gezeichneten Hammel gebe. Diesen nimm an den Strick und führe ihn noch vor Abend hierher, daß wir ihn schlachten, etwas braten und etwas durch Meersalz aufbewahren, damit wir so lange durchkommen, bis die Karawane, die morgen fortgehen wird, wieder zurückkehrt und so viel mitbringt, daß wir das gewöhnliche Leben zum Theil wieder anfangen können. Wenn Du die Heerde nicht bald findest, so suche nicht sehr lange, sondern kehre um und komme noch bei Tage nach Hause, daß wir um etwas Anderes umsehen können. Hörst Du? Hast Du Alles wohl verstanden?"

„Ja," sagte der Knabe, „ich werde die Heerde schon finden."

„Hast Du aber auch etwas zu essen?" fragte Abdias.

„Ja, ich habe in der obern Stadt ein Täschchen voll Weizen genommen," antwortete der Knabe.

„Nun gut," sagte Abdias.

Nach diesen Worten langte Uram einen Strick von einem Haken des Stalles herunter, wo er gewöhnlich zu dem Behufe des aufgetragenen Geschäftes hing, nahm noch einen langen Stab von sehr schwerem Holze und lief über das Trümmerwerk davon, das in großen Haufen von dem Stalle des Abdias gegen die Wüste hinausging.

Abdias sah ihm ein Weilchen nach, bis er die hüpfende Gestalt nicht mehr erblicken konnte. Dann wendete er sich um und begab sich wieder in seine Wohnung. Zum Mittagsmahle nahm er ein paar Hände voll Maiskörner und trank von dem warmen Wasser der oberen Zisterne. Mirtha ließ er eine Schale voll Milch von der Eselin nehmen und gab ihr von dem dürren Brode, das da war; denn das bessere war zum Theile weggenommen, zum Theile verschleppt und verschleudert worden, auch konnte wegen dem zu starken Aus-

trocknen in der heißen Wüste niemals ein großer Vorrath auf einmal gebacken werden.

Den ganzen Nachmittag brachte Abdias damit zu, die Wohnung in einen solchen Stand zu setzen, daß sie von Außen vor jedem nicht gar zu gewaltigen Angriffe gesichert war. Er schleppte die Lappen und, was von guten Dingen zerrissen herumlag, in zwei Gemächer zusammen, die jetzt zur Wohnung bestimmt waren, das Andere verrammelte er zum Theile, zum Theile band er es mit vorgefundenen Stricken zusammen, so daß es hielt und die Eingänge, die etwa zu den Gemächern sein könnten, verwahrt waren. Theilweise hatte er auch ganz neue Riegel angebracht, er hatte die Klammern und Arben mit guten Nägeln angenagelt. Als er fertig war, saß er auf der Steinbank und ruhte ein kleines Weilchen.

Die Schmerzen, welche von der gestrigen Mißhandlung durch die Soldaten herrührten, waren heute viel heftiger geworden, als sie gestern in der ersten Aufregung waren, und hatten den Körper weit ungelenker gemacht. Er war einige Male in den Keller gegangen, hatte von dem kostbaren kalten Wasser eine Schale voll genommen, hatte ein Tuch eingetaucht und sich mit demselben die Lenden und andere schmerzende Stellen befeuchtet.

Gegen Abend kam ein Bote, welcher von den Dienern und Dienerinnen, die sonst in Abdias Hause waren, abgesandt war. Uram und Mirtha waren die einzigen, die sich wieder eingefunden hatten und bei Abdias den Tag über geblieben waren. Der Bote forderte im Namen der Leute, deren Kennzeichen er mitbrachte, den rückständigen Lohn, den sie trotzig begehrten, weil sie meinten, er sei nunmehr ein Bettler. Abdias sah die Forderungen an und gab dann dem Boten das Geld, das er in lauter sehr kleinen Münzen aus dem schlechten Kaftane zog, den er nun an hatte. Er sagte, daß

er die Nachbarn grüßen lasse, und daß er, wenn sie wollten, noch einige schlechte seidene Dinge um sehr billiges Geld zu verkaufen hätte, sie möchten morgen kommen, wenn es ihnen genehm wäre, etwas davon zu erstehen.

Der Bote nahm das Geld, ließ die Papiere, welche von Seite der Diener den Empfang bestätigten, in Abdias Hand und ging fort.

Als schon die in jenen Ländern sehr kurze Dämmerung eingebrochen war, und als Abdias, welcher recht gut wußte, wie schnell eine sehr finstere Nacht auf sie folge, bereits mehrere Male über die Trümmer nach Uram ausgeschaut hatte, dessen Verirren in der gegenstandlosen Wüste er fürchtete, kam der Knabe, als noch die letzten schwachen Strahlen leuchteten, hinter den dunkeln Mauerstücken, durch herabhängendes Buschwerk noch dunkler gemacht, hervor, den Hammel, welcher Widerstand leistete, mehr hinter sich herzerrend, als ihn führend. Abdias gewahrte ihn bald, trat zu ihm hinzu und geleitete ihn zu dem Eingange des äußeren Gemaches, das in seine Wohnung führte. Dort war der Hammel angebunden, und nachdem Uram belobt worden war, wurde ihm ferner aufgetragen, daß er wieder die Hornlaterne anzünden und nach einem Manne, etwa dem Fleischer Asser, suchen möchte, welcher gegen Geld den Hammel schlachte und theile. Abdias war nämlich wegen der vielen Schmerzen, die er in seinem Leibe hatte, und die denselben immer ungefügiger machten, gleichsam, als rieben sich die Muskeln, die er bewegen wollte, schmerzhaft an einander, oder als strotzten sie, nicht leicht im Stande, bei der Sache zu helfen, noch weniger aber, sie selber zu verrichten, wie er wohl sonst öfter gethan hatte. Der Knabe zündete die Laterne an und eilte fort. Nach nicht gar langer Zeit kam er wieder zurück und führte den Fleischer Asser neben sich. Dieser trat zu Abdias ein, und als man nach einigem Handeln einig geworden

war, erklärte er sich, daß er den Hammel schlachten, ausziehen und nach der gesetzmäßigen Art theilen wolle. Abdias nahm die Laterne, leuchtete gegen den Hammel hin, um dessen Zeichen zu sehen und sich zu versichern, daß er der seine sei, und er nicht etwa einen fremden schlachte. Nachdem er über diesen Punkt in Richtigkeit war, sagte er, das Geschäft möge beginnen. Der Fleischer band sich das Thier, wie er es brauchte, legte es gegen eine Grube, in die das Blut abfließen konnte, und tödtete es. Dann zog er die Haut ab und theilte das Fleisch in Theile, wie es bedungen worden war, und wie es bei den Bewohnern der verwüsteten Stadt in Gebrauch gekommen. Der Knabe mußte ihm mit einer Kerze, die angezündet worden war, leuchten. Nachdem all Das verrichtet war, und der Fleischer, wie man ausgemacht hatte, die Eingeweide genommen und seinen Lohn erhalten hatte, mußte ihn Uram wieder mit der Hornlaterne in seine Wohnung zurückgeleiten. Als er von diesem Gange abermals nach Hause gekommen war, verscharrten er und Abdias die blutige Grube mit Erde, thaten dann Wasser, Reis und ein Stück Fleisch nebst Salz und Kräutern in einen Topf, machten Feuer und kochten das Ganze bei Kameelmist und einigen Resten von Myrthenreisigbündeln, welche nicht verbrannt worden waren. Als diese Speise bereitet war, aßen Abdias und der Knabe davon und trugen auch Mirtha, welche immer innen bei dem Kinde sitzen geblieben war, einen Theil hinein. Zum Trinken bekamen sie Wasser aus der oberen Zisterne; denn das in dem Keller wurde gespart. Nachdem alles Dieses vorüber war, ging Abdias zu dem äußern Eingange der Wohnung und verwahrte und verschloß ihn von Innen, und nachdem er mit dem Knaben noch die Reste des Fleisches theils eingesalzen, theils frisch zum morgigen Gebrauche in die tief unter die Erde gegrabene Grube gebracht hatte, die zur Aufbewahrung von derlei Ge-

genständen da war, verschloß und verband er auch alle übrigen Thüren, die in der Behausung waren, von Innen, und die Bewohner dieser Gemächer begaben sich zur Ruhe. Wo sonst beinahe ein Gewühl von Dienern und Leuten gewesen war, schliefen nun statt vieler Menschen Abdias, der Knabe Uram, die Magd Mirtha und das kleine Kind Ditha. Judith war es nach Esthers Mutter genannt worden; Mirtha hatte es aber den ganzen Tag über mit der Verkleinerung Ditha angeredet. Abdias hatte sich auf dem Boden des Gemaches gebettet, in dem das Kind war, Mirtha schlief neben der Nische, in der Ditha lag, eine Lampe brannte in dem Zimmer, und im Nebengemache war die eingekaufte Eselin. Uram lag draußen im Vorgemache in trocknen Palmenblättern.

Als am andern Tage die Sonne aufgegangen war, kamen viele Nachbarn und wollten von Abdias die seidenen Sachen, von denen er ihnen hatte Meldung thun lassen, kaufen. Er lag von den vielen Schmerzen seines Körpers halb zurückgelehnt in einem Haufen Wüstenstroh. Uram hatte alle die Lappen, die ihm Abdias bezeichnet hatte, herbeigetragen und hatte sie auf einander geschichtet. Es waren theils alte Kleider, welche von noch älteren völlig unbrauchbaren herausgesucht worden waren, theils waren es Ueberreste in größeren und kleineren Stücken Stoffes, mit dem er sonst gehandelt hatte, theils endlich waren es Fetzen seiner eigenen Geräthe und Matten, welche von den Plünderern zerrissen und wegen ihrer Unbedeutenheit, so wie die Stoffreste, hingeworfen worden waren. Die Nachbarn handelten um alle Dinge, selbst die unbedeutendsten, und kauften alle Flecke, die ihnen Abdias vorlegte, ein. Als nach vielem Handeln und Herabdrücken der Preise alle Sachen verkauft, und die dafür ausgedungenen Preise gezahlt waren, nahmen die Käufer ihr Erstandenes zusammen und gingen fort. Der

übrige Theil des Tages verging, wie der gestrige, unter Verrichtungen zur Verbesserung der Lage. Abdias stand zu Mittage wieder auf, ging zu dem Landesflecke neben seiner Wohnung hinaus, wo er sonst seine Gemüse stehen hatte, und sah nach. Es war Manches da, Manches war wegen Nichtbeachtung zu Grunde gegangen. Was am besten den Himmelsstrich vertragen konnte, wollte er stehen lassen und besorgen. Er kargte sich ein wenig Wasser von der oberen Zisterne ab und befeuchtete die am meisten bedürftigen damit. Er glaubte, es um so eher thun zu können, weil die Regenzeit bevorstand und wieder Wasser bringen würde. Die Eselin versorgte er selber mit Heu, welches er aus der Mitte des Stockes herausnahm, wo es am wenigsten von dem Brandgeruche des Hauses eingesaugt hatte. Er gab ihr Wasser, worunter sogar ein Theil des kühlen aus dem Keller gemischt wurde; er ließ sie durch Uram Abends hinaus in die Luft führen, und während er selber dabeistand, von den verschiedenen Gräsern, Disteln und Gesträuchen fressen, die in dem Sande, dem Lehme und dem Schutte des Trümmerwerks wuchsen. Das schlechte Kameel, welches allein in dem Stalle stand, versorgte Uram. Draußen in der Heerde, welche gemeinschaftlich in der Wüste gehalten wurde, waren noch einige, aber wenige Thiere sein, diejenigen, welche in den Wohnungen der Trümmer waren, waren von den Plünderern fortgetrieben worden.

Nach wenigen Tagen kam ein Theil der fortgegangenen Karawane zurück und brachte solche Dinge und Sachen mit, welche zu dem täglichen Verkehre gehörten und dazu dienten, daß sie das Leben, wie es vor dem Einbruche der Plünderer geherrscht hatte, wieder nach und nach anfangen konnten. Abdias kaufte in den darauffolgenden Tagen allgemach ein, was er brauchte, und in kurzer Zeit stellte sich das tägliche Hin- und Herhandeln wieder ein, welches unter Menschen

in einer Gemeinde nothwendig ist, daß sie gesellig leben und ihren Zustand, er sei noch so niedrig, wie er will, einrichten können. Die Nachbarn wunderten sich nicht, daß Abdias Geld habe und zwar mehr, als er durch den Verkauf der Waaren gelöset haben konnte; denn sie selber hatten ja auch eins, das sie im Sande vergraben gehalten.

So verging gemach eine Zeit nach der andern. Abdias lebte still fort, an jedem Tage so, wie an dem vorhergegangenen. Den Nachbarn fiel es auf, und sie dachten, er warte nur auf seine Zeit, welche den Augenblick bringen würde, an dem er sich für alle vergangenen Unbilden rächen könnte. Er aber stand in seiner Wohnung und betrachtete das kleine Kind. Es hatte winzige Fingerchen, die es noch nicht zu regen verstand, es hatte kleine, unkennbare Züge in dem unentwickelten Angesichtchen, das sich noch kaum zu entfalten begann, und in diesem Angesichtchen hatte es blaue Augen. Diese Augen standen in der sehr schönen Bläue offen, aber regten sich noch nicht, weil sie noch das Sehen nicht verstanden, sondern die Außenwelt lag gewaltig, gleichsam, wie ein todtgeborner Riese, darauf. Die blauen Augen waren Ditha allein eigenthümlich, da weder Abdias noch Deborah blaue Augen hatten, sondern tief schwarze, wie es ihrem Stamme und jenem Lande, in dem sie lebten, eigen zu sein pflegt. Er hatte nie vorher besonders Kinder betrachtet. Dieses aber betrachtete er. Er reisete auch nicht fort, wie er sonst gethan hatte, um Handel zu treiben und zu erwerben, sondern blieb immer da. Er dankte oft Jehova, daß er einen solchen Strom sanften Fühlens in das Herz des Menschen zu leiten vermöge. Wenn es Nacht war, saß er zuweilen wieder, wie er es früher auch gethan, auf dem hochgethürmten Schutte seines Hauses, dort, wo die zerrissene Aloe stand, und betrachtete die Gestirne, die tiefen, funkelnden Augen des Südens, die hier täglich zahllos und feurig her-

niedersehen. Abdias wußte aus seinen unzähligen Wanderungen sehr gut, daß im fortlaufenden Jahre immer andere Sterne am Himmel prangen, der einzige Schmuck, der in der Wüste, wo keine Jahreszeiten sind, in dem einen Jahre hinum sich erneuert.

Endlich, nach sehr langer Zeit, kam auch der zweite Ueberrest der gleich nach der Zerstörung in die Welt hinausgeschickten Karawane. Die verbrannten und zerlumpten Leute derselben brachten alle Dinge, die man noch vollends brauchte; sie brachten Waaren und Kleinode, um wieder damit zu handeln, und endlich brachten sie an die Eigenthümer jenen Theil der von Abdias abgetretenen Summe, der eben zur Zeit des Karawanenzuges fällig gewesen war. Die Nachbarn waren nun zufrieden, sie achteten ihren Genossen Abdias und dachten, wie er wieder hinausginge und Handel treibe, so würde er bald wieder so reich sein, daß er ihnen allen Schaden ersetzen könnte, den sie erlitten hatten, und den er ihnen doch eigentlich nur allein durch sein unvorsichtiges und kühnes Leben zugefügt hatte. Sie rüsteten bald wieder einen Zug und gaben ihm Alles mit, was zur Einrichtung eines Handels und Tausches, wie sie ihn vor der Plünderung zu führen gewohnt waren, nöthig war. Abdias hatte an dem Unternehmen keinen Theil genommen. Es schien, als schütze er nur das kleine Wesen, welches noch kein Mensch, ja noch nicht einmal ein Thier war.

Die Regenzeit hatte sich indessen eingestellt, und wie es alljährlich bei derselben der Brauch war, verkroch sich Alles in seine Häuser und Höhlen, was nicht unmittelbar von dem Loose getroffen war, hinaus in die Ferne zu müssen, um die Geschäfte zu besorgen. Die Zeit des Regens, wußten sie, so vortheilhaft sie ihren wenigen Gemüsestellen, dann den Gesträuchen und den Weideplätzen der Wüste ist, so nachtheilig ist sie den Menschen und erzeugt die in ihrer Lage und

ihrem Wohnorte ohnedem so gerne hereinbrechenden Krankheiten. Auch Abdias mit seinen wenigen Untergebenen hielt sich so gut, als möglich, verschlossen.

Die Zisternen füllten sich und gingen über, die einzige Quelle, welche in der Stadt in einem tiefen Brunnen floß, und zu der alle Bewohner ihre Zuflucht nahmen, wenn die lange Dürre herrschte, und jede Zisterne versiegt war, rauschte und füllte fast den Brunnen bis oben; die Gesträuche und Gräser und Palmen troffen, und wenn wieder die einzelnen unsäglich heißen Blicke der Sonne kamen, freuten sich die Gewächse, wuchsen in einer Nacht in's Unglaubliche, und sie schauerten und zitterten gleichsam in Wonne, wenn das furchtbare Krachen des Himmels über ihnen rollte und sich fast täglich und stündlich in mehreren abwechselnden Stärken wiederholte. Der Schutt der Trümmer wurde zu Brei, die Felsenmauern wurden abgewaschen, oder sie, so wie die kahlen und sandigen Hügel, überzogen sich mit Grün, daß sie nicht mehr zu erkennen waren.

Nach einer Zeit hörten diese Erscheinungen allmälig wieder auf. Sie hörten in diesem Trümmerwerke um so eher auf, weil dasselbe in der Wüste gelegen war, in welcher sonst der viele ringsherumliegende Sand aus den Strahlen der Sonne eine solche Wärme brütete, daß sie jede Wolke, wenn sie nicht übermäßig dicht und wasserreich war, aufsaugte und in unsichtbaren Dunst löfete. Die dichten, hängenden, grauen Massen, aus welchen nur zu Zeiten weiße, wässerige, schimmernde Stellen leuchteten, und die die geschlungenen, furchtbaren Blitze jenes Himmelsstriches brachten, wurden nach und nach höher, trennten sich, daß einzelne Ballen am Himmel standen, die sich dunkler und blauer färbten, weiße, schimmernde Ränder hatten und den klaren Aether und die scheinende Sonne in immer längeren Zeiträumen herabblicken ließen, — endlich war schon über dem

Trümmerwerke und der Wüste ganz heiterer Himmel, nur daß am Rande draußen noch durch ein paar Wochen aus Dunkelblau und Weiß gemischte Ballen und Massen zogen, aus denen Blitze leuchteten; bis auch Dieses allgemach aufhörte, und der beginnende und nun fortdauernde reine Himmel und die reine Sonne leer und gefegt über dem funkelnden Geschmeide des regendurchnäßten Landes stand.

Die Scheibe der Sonne und die ewigen Sterne löseten sich nun täglich ab. An der Oberfläche des Bodens waren die Wirkungen des Regens bald verschwunden, er war dürr und staubig, daß die Bewohner an den Regen, wie an ein Märchen, zurückdachten; nur die tiefer gelegenen Wurzeln und Brunnen empfanden noch die Güte der unendlichen, zu einem aufzubewahrenden Schatze hineingesunkenen Menge des Wassers. Aber auch das minderte sich immer mehr und mehr, die kurzlebenden grünen Hügel wurden röthlich, und an vielen Stellen blickte Weiß aus ihnen hervor, was den täglich heiteren Himmel immer dunkler und blauer und die Sonne immer geschnittener und feuriger machte.

Abdias lebte zu dieser Zeit in seinem Hause immer fort, wie seither. Der Augenblick zur Rache schien noch nicht gekommen zu sein.

Als aber seit dem Regen schon eine lange Zeit vergangen, als die flachen Hügel Sandes auch nicht mehr roth, sondern weiß waren, als die Hitze, gleichsam blendend, über dem Sande stand, trüber, röthlicher Schein an dem Gesichtskreise schwebte, jedes Lüftchen draußen, wenn das Auge in die Ferne dringen wollte, den sanften, undurchdringlichen Höhenrauch des Staubes führte, als die Trümmer, die Myrthen und Palmen grau waren, die Luft täglich heiter, als sollte Das ewig währen, und die Erde trocken, als sei Wasser ein in diesem Lande unbekanntes Gut — da das Mädchen Ditha recht gesund und stark war: ging Abdias

einmal hinter sein Haus um die verdorrten Palmen und den Triumphbogen herum zu einer Stelle, die neben schwarzen, gleichsam versengten Steinen lag, und grub in der Abgelegenheit der Felsen, wo er wenig erblickt werden konnte, mit einer Handkelle im Sand und in der Erde. Es kamen, da er geschickt arbeitete, mehrere Goldstücke zum Vorscheine und dann wieder mehrere. Er zählte sie. Dann grub er wieder und fand noch manche. Als er sie, auf seinen Füßen sitzend, endlich noch einmal alle gezählt hatte und wahrscheinlich genügend fand, hörte er zu graben auf und wühlte den trockenen Sand wieder über die flachen einzelnen, nicht gar großen Steine, unter denen eigentlich das Gold gelegen war, bis die Stelle aussah, als wäre nur Jemand zufällig hier gewesen und hätte zufällig den Sand mit seinen Füßen in Unruhe gebracht. Er trat noch auf der Stelle mit seinen Sohlen hin und her, wie wenn Jemand gestanden wäre, sich umgekehrt und nach verschiedenen Richtungen hinausgeschaut hätte. Dann ging er fort und ging ziemlich weit von hier zu einer andern Stelle, auf welcher er es eben so machte. Zu Mittag ging er nach Hause, um etwas zu essen. Dann ging er sogleich wieder hinaus, suchte noch mehrere solche Plätze und that an jedem, wie an dem ersten. Wo ihm der Sand, von dem Winde angeregt, große Hügel über den Schatz gelagert hatte, grub er immer fort, wie viel Zeit auch dabei vergehen mochte, er häufte Berge Schutt neben sich an, kniete tief in demselben und sah nach — und überall kam ihm das edle, von keinem Roste angegriffene Gold entgegen, wie er es zur Aufbewahrung anvertraut hatte Gegen Abend kam er rückwärts um den hochgethürmten Schutt auf seinem Hause, von dem wir öfter gesprochen haben, heran. Er schien mit seiner Arbeit fertig zu sein. Er stieg auf den Gipfel hinauf und sah herum — und nachdem er die unendliche Leere, gleichsam, als müßte er von einem Paradiese

scheiden, lange angeschaut hatte, stieg er nieder, ging in seine Gewölbe und begab sich bald zur Nachtruhe.

Am andern Tage, als das Licht anbrach, sagte er zu Uram: „Lieber Knabe, gehe hinaus in die Wüste, ob Du nicht die Heerde finden kannst, zähle die Hammel und die andern Thiere, die mein gehören, und komme dann und sage, wie viel ich noch habe."

Der Knabe richtete sich und ging fort.

Abdias aber, als er den Knaben nicht mehr sah, begab sich in das Gemach, in welchem Deborah gestorben war, und in welchem sie ihm die kleine Ditha geboren hatte. Dort sperrte er sich ein, so gut er konnte, daß Mirtha nicht hereinkäme, und auch kein Nachbar ihn etwa zufällig besuchte. Als er sich so versichert hatte, ging er in die anstoßende Höhle — denn das Gewölbe war eigentlich ein Doppelgemach — zog kleine, spitzige, eiserne Brechwerkzeuge aus seinem Busen heraus, näherte sich einer Ecke der Mauer und begann, dort einen der Steine aus seinen Fugen zu lösen. Als ihm Dieses gelungen war, zeigte sich hinter dem herausgenommenen Steine in dem dicken Mauerwerke eine Höhlung, in welcher ein flaches Kästchen aus Kupfer stand, ganz mit Grünspan überzogen. Er nahm das Kästchen heraus und öffnete den Deckel. Im Innern lagen, in Seide und Wolle eingewickelt, einige Papiere. Er nahm sie heraus, setzte sich nieder und zählte sie einzeln auf seinen Kaftan. Sodann legte er sie zusammen auf eine Stelle hin, zog eine hölzerne Büchse aus seiner Tasche, in welcher der Staub eines geschmeidigen, seifenförmigen Steines war, und rieb mit dem Staube jedes Papier so lange, bis es nicht mehr rauschte. Dann that er sie einzeln jedes in ein flaches Täschchen von feiner, wasserdichter Wachsseide und nähete die Täschchen an verschiedenen Stellen seines Kaftans ein, der mit vielen und allerlei Flecken bedeckt war. Als er dieses

Geschäft zu Ende gebracht hatte, legte er das leere Kästchen, die Brechwerkzeuge und die Büchse, in der der geschmeidige Staub gewesen war, in die Höhlung der Mauer und fügte den herausgenommenen Stein mit seinen Händen wieder ein. Die Fugen verklebte er mit einer eigenen Art von Mörtel, der sehr schnell trocknete, die Farbe der Mauer hatte und machte, daß man die bestrichene Stelle von jeder andern nicht unterscheiden konnte.

Da diese Dinge vollendet waren, machte er die Thüren wieder auf und ging hinaus. Die Zeit neigte sich bereits gegen Mittag. Er aß ein wenig und gab auch Mirtha zu essen. Hierauf begab er sich in das Gemach, in welchem die Eselin stand, und schirrte dieselbe vollständig zu einer Reise an. Er erklärte dann Mirtha, daß er fortziehen wolle, um einen andern Wohnplatz zu suchen, sie möchte sich richten und zu der Reise in Bereitschaft sein. Das Mädchen willigte ein und begann sogleich, weil er sagte, daß es sein müsse, sich und das Kind zu dem Zuge so zu richten, wie sie es am zweckdienlichsten erachtete. Das hagere Kameel hatte Abdias schon mehrere Tage vorher verkauft, damit seine Nachbarn nicht glaubten, daß er Geld habe. Er zog also nach einer Stunde die Eselin hervor, hob Mirtha, die sich vollständig ausgerüstet hatte, auf dieselbe hinauf, gab ihr das Kind und führte sie fort. Sie zogen durch verschiedene Theile der Trümmerstadt, die nicht bewohnt waren, hin und her, an hohen Klumpen vorüber, von denen Kräuter und dürre Stängel herabschauten, bis sie endlich an dem Rande der Stadt ankamen. Dort führte sie Abdias über graue Rasen und Steppen, dann über Flächen und endlich in einer geraden Linie in das ebene Land, in welchem kein Gras war, und unendlich viele kleine Steinchen am Boden lagen. Hier ging er darüber, und bald hatte sie die rothe, goldene Sandluft der Wüste eingeschlungen, daß sie von der Trümmerstadt

nicht mehr hätten gesehen werden können, so wie sie den grauen Streifen der Stadt nicht mehr sahen.

Abdias hatte sich Sohlen auf die Füße gebunden und leitete die Eselin an dem ledernen Riemen hinter sich her. Für sich und Mirtha hatte er die Büchse mit dem verdichteten Brühstoffe eingesteckt, nebst Weingeist und Geschirre, um zu kochen: das Thier trug Wasser und sein Futter. Den ursprünglich weißen Arabermantel, der aber jetzt vom Schmutze völlig vergelbt war, nahm er selber auf seine Schultern, eben so trug er einen Bündel gedörrter Früchte, damit die Eselin nicht zu sehr überladen wäre. Seitens Mirtha's, auf der Gegenseite, damit das Gleichgewicht des Sattels hergestellt sei, war ein Körbchen angebracht, darin ein Bettlein war, daß man das Kind, wenn es für Mirtha zu schwer würde, und derselben die Arme weh thäten, hineinlegen könne. Ueber das Körbchen war ein Schirmtuch zu spannen.

Die Eselin ging geduldig und gehorsam in dem Sande, der ihre Hufe röstete. Abdias reichte ihr mehrmals Wasser, auch mußte sie einmal, da die mitgenommene Milch in der Hitze des Tages sich zu säuern begann, für Ditha gemolken werden.

So zog man fort. Die Sonne senkte sich nach und nach dem Rande der Erde zu. Mirtha redete nichts, da sie den Mann Abdias haßte, weil er sein Weib umgebracht hatte. Er schwieg auch beständig und ging vor der Eselin her, daß ihm die Haut von den wunden Füßen hing. Zuweilen sah er nur in das Körbchen hinein, in welchem das Kind schlief, und sah, ob noch der Schatten auf dem Gesichtchen desselben wäre.

Als es Abend wurde, und die Sonne als eine riesengroße, blutrothe Scheibe an dem Rande der Erde lag, die sich gleichfalls als ein vollkommenes, flaches Rund aus dem Himmel schnitt, wurde Halt gemacht, um die Nachtruhe zu

genießen. Abdias breitete ein großes Tuch aus, welches unter dem Sattel auf dem Rücken der Eselin lag, ließ sich Mirtha auf das Tuch setzen, stellte das Körbchen mit dem Kinde daneben und gab den weißen Mantel her, daß sich Beide damit zudecken könnten, wenn die Nacht gekommen wäre, und sie schlafen würden. Dann tränkte er die Eselin und legte ihr Heu vor, auch einige Händevoll Reis hielt er in Bereitschaft, um sie ihr später zu geben. Hierauf packte er seine Kochvorrichtungen aus, Das heißt eine Weingeistlampe, eine Wasserkanne und den Brühestoff. Als er angezündet, Wasser gehitzt und die Suppe bereitet hatte, gab er Mirtha zu essen, aß selber, trank von dem schlechten, lauen Wasser des Schlauches und gab Mirtha zu trinken. Zum Nachtische wurden einige der getrockneten Früchte aus dem Sacke genommen. Da alles Dieses geschehen war, legte sich Mirtha zur Ruhe, beschwichtigte das im ganzen heutigen Tage erst jetzt zum ersten Male weinende Kind, und in Kurzem schliefen Beide fest und gut. Abdias benützte, als er gegessen hatte, den noch kleinen Ueberrest der Tageshelle, um einige von den Goldstücken, welche er gestern aus dem Sande ausgegraben hatte, in die Pistolenhalfter und in den Sattel, der einige kleine Höhlungen in dem Holze hatte, zu thun und zuzunähen. Er that die Münzen in gehöhlte Stellen, wo sie sich nicht rühren und nicht klappern konnten, und heftete alte Lederflecke darauf, oder er trennte hie und da das schon vorhandene Flickwerk und schob die Geldstücke hinein, worauf er das Getrennte wiederherstellte. Als bei diesem Geschäfte die Nacht hereinbrach und schnell ihre in jenen Ländern so tiefe Dunkelheit auf die Erde breitete, legte er Alles seitwärts und rüstete sich zur Ruhe. Er breitete vorerst noch ganz einhüllend den Mantel über Ditha und Mirtha, daß sie von den giftigen Dünsten der Wüste beschützt würden. Sodann legte er sich selber auf den bloßen Sand nieder, den Kaftan,

den er ausgezogen, und mit dem er sich zugedeckt hatte, über sein Gesicht ziehend. Um den einen Arm hatte er den Riemen der Eselin geschlungen, welche müde war und sich gleichfalls schon in dem Sande niedergelegt hatte. An dem andern lagen handrecht zwei Pistolen, jede vierläufig, die untertags in dem Halfter gesteckt waren, und die er auf alle Fälle zu sich nahm, obwohl in diesem weiten Sande weder Thiere und kaum auch Menschen zu fürchten waren.

Die Nacht verging ruhig, und mit Anbruch des nächsten Tages wurde die Reise fortgesetzt. Abdias war, als sich der erste Saum des leeren Himmels in Osten anzündete, aufgestanden, hatte das Heu und die Lappen, die er auf das Riemwerk gebreitet hatte, daß es sich nicht nässe und dann in der Hitze leide, weggeräumt und gesammelt, worauf er dann Kola, die Eselin, sattelte und alle die andern Dinge an ihren Platz that. Nachdem er und Mirtha gegessen hatten, und Ditha mit der Milch des Thieres getränkt worden war, brach man auf.

Ehe noch ein kleiner Theil dieses ihres zweiten Reisetages vergangen war, standen schon die blauen Berge, Abdias nächstes Ziel, sehr groß und deutlich an dem Rande der Wüste, aber sie standen stundenlange so klar und deutlich da, ohne daß es schien, daß man sich ihnen nur zollbreit genähert hätte. Abdias hatte für seinen Zweck mit Absicht einen Weg eingeschlagen, der zwar ein bedeutend längerer war, als jeder andere, aber den Vortheil hatte, daß er kürzere Zeit in der Wüste führte, indem er nur eine Bucht derselben durchschnitt und gegen die benannten blauen Gebirge zulief. Abdias hatte Dieses gethan, um die Wüstenluft zu vermeiden, die Mirtha und Ditha noch nie geathmet hatten. Aber nicht bloß durch einige Stunden standen die wunderschönen, blauen, lockenden Berge aufrecht vor ihnen am Rande der Ebene, gleichsam zum Greifen nahe, sondern

sie standen den ganzen Tag so, obwohl man sich ihnen in gerader Richtung näherte, und änderten weder ihre Farbe, noch ihre Größe. Erst da das kurze Abenddämmern jenes Himmelsstriches kam, erreichte man zwar nicht sie selber, wohl aber ein grünes Eiland, gleichsam ein Vorland derselben, auf welchem für Kola, die Eselin, frische Pflanzen, für alle Drei aber eine klare Quelle war. Als man sich auf die Insel begeben und dort, was sie bot, namentlich das kühle Wasser, genossen hatte, zog Abdias die Reisegesellschaft wieder zurück gegen die Wüste und ließ sie auf einem Platze zum Nachtlager stille halten, auf welchem Sand war, und Disteln und Cactuspflanzen in großen Zwischenräumen zerstreut standen. Er that Dieses des Thaues willen, der auf Wüsteninseln in sehr großer Menge zu fallen pflegt und für Diejenigen, die dort unter freiem Himmel schlafen, ungesund ist. Er machte genau die nämlichen Vorbereitungen, wie in der vergangenen Nacht, und verbarg den noch übrig gebliebenen Rest der Goldstücke in jene Stellen des Sattels, der Gurten und des andern Geschirres der Eselin, welche zu diesem Zwecke noch da waren. Einen Theil des Goldes aber steckte er zu sich in verschiedene Fächer seiner Kleider, daß, wenn Räuber über ihn kämen, sie dasselbe fänden und in der Meinung, daß es sein gesammtes Geld sei, nicht weiter suchten. Wie in der vergangenen Nacht, legte er sich wieder auf den bloßen Sand und schlief.

Da der Morgen dämmerte, wurde er, der heute viel besser geschlafen hatte, als gestern, durch seltsame Töne geweckt. Es war ihm, als träumte er sich um dreißig Jahre zurück, als läge er mit seinem Haupte wieder an dem Halse seines Kameeles und höre das Schnaufen desselben mitten in der ringsum ruhenden Karawane liegend. Er rieb sich seine von dem feinen Wüstensande schmerzenden Augen, und da er sie öffnete, sah er wirklich ein Kameel vor sich

stehen, das der Morgengluth der Wüste entgegenschnaufte und seinen kleinen Kopf hoch gehoben hatte. Auch einen Mann erblickte er, einen Schlafgenossen, den sie in der Nacht bekommen haben mußten. Derselbe lag auf dem Boden im tiefsten Schlafe begraben, und den Riemen des Kameeles um seinen Arm geschlungen, wie es Abdias gerne machte. Abdias sprang empor, ging näher gegen die Gruppe der zwei Wesen, die in einer kleinen Entfernung von ihm war, und da er hinzugekommen, traute er seinen Augen kaum — es war der furchtbar abgehetzte Knabe Uram, der da vor dem Kameele auf dem Boden lag. Derselbe schlief, auf dem Rücken liegend und das Antlitz gerade gegen den Himmel emporzeigend. Dieses Antlitz, das sonst so jugendlich heiter und frisch war, war aber jetzt so entstellt, als sei der Knabe in diesen zwei Tagen um zehn Jahre älter geworden. Als ihn Abdias aufgeweckt hatte, und die inzwischen aufgestandene Mirtha auch herzugekommen war, erfuhr man den Zusammenhang der Sache. Da der Knabe die Heerde gefunden und unter den vielen Thieren, die den Bewohnern der Trümmerstadt gehörten, die des Juden Abdias gezählt, und, um keine Irrung zu begehen, noch einmal gezählt hatte, ging er wieder nach Hause, indem er auf dem Wege das Brod und die Datteln aß, die er sich als Mittagsmahl mitgenommen hatte und die herausbekommene Zahl, damit er sie nicht vergäße, immer wiederholte. Zu Hause, wo er Nachmittag angekommen war, habe er seinen Herrn Abdias gesucht — er suchte ihn in allen Gewölben, in dem Stalle, bei dem Heue, bei den Zisternen, an der Aloe — und fand ihn nicht; erst, als er auch bemerkte, daß Mirtha und Ditha ebenfalls fehlen, und die Eselin auch nicht da sei, sei ihm Abdias Auswanderung klar geworden. Er habe nun dem Juden Gad ein Kameel gestohlen und sei nachgejagt. Zuerst hat er die Spuren der Eselin gesucht und dieselben wirklich

in den Thälern zwischen den Trümmern gefunden, wie sie in Umwegen gegen die Wüste hinausgingen. Dann erst hat er das Kameel genommen, ist darauf gestiegen und zu dem Punkte in aller Schnelligkeit hingeritten, wo die Spur in die Wüste mündete. Allein so deutlich die Tritte des Hufes, dessen kleine Gestalt er recht gut kannte, in dem Trümmerwerke und vorzüglich auf lockerem Grasboden waren, so sehr waren sie in dem weichen Sande der Wüste verschwunden. Er sah gar nichts mehr, das einem Tritte ähnlich war, sondern nur die feinen Schneiden des gewehten Sandes, und da mußte er gegen die muthmaßliche Richtung zu beiden Seiten immer hin- und herjagen, ob er auf der fahlen Fläche, die da schimmerte und noch unzählig viele andere Sternchen und Flimmerchen hatte, die glänzten, nicht einen schwarzen Punkt sähe, der die Hinziehenden vorstelle, oder etwa zufällig die Reisespuren wiederfände. Dann sei er so durstig geworden und so erhitzt, daß er nichts mehr sehen konnte, weil der Boden vor seinen Augen zu wallen angefangen habe. Hierauf habe er sich mit beiden Händen an dem Kameele gehalten, weil es doch viel stärker gewesen sei, als er — und dieses sei heute Nachts geraden Weges hierher gerannt. Es muß die Reisenden oder die Quelle gewittert haben; denn es hat, ehe sich Beide zur Ruhe begeben, eine ungeheure Menge Wasser aus der Quelle getrunken.

Abdias streichelte die Haare und das Angesicht des Jünglings und sagte, er dürfe nun schon bei ihm bleiben. Dann bereitete er die Suppe und gab ihm zu essen. Auch von den Früchten reichte er ihm einen kleinen Theil und sagte, er solle wenig essen, daß es ihm nicht schade; denn nach seiner Rechnung mußte der Knabe an fünfzig Stunden nichts genossen haben. Dann ließ Abdias die beiden Thiere, das Kameel und die Eselin, von dem frischen Futter, welches auf der Insel war, so viel fressen, als er glaubte, daß

ihnen zuträglich sei, die eigentlich mehr an das trockene Futter gewohnt waren. Von diesem trockenen Futter bekamen sie dann noch einen geringen Rest; denn es mußte jetzt geschont werden, weil Uram gar keinen Vorrath mit sich genommen hatte, und das Land und die Gebirge noch ferne waren, wo man wieder einen bekommen konnte.

„Hast du denn nicht daran gedacht, daß das Kameel matt werden und Dich nicht mehr weiter tragen könnte, ehe Du uns fändest?" fragte Abdias.

„Freilich habe ich daran gedacht," antwortete der Knabe, „deßhalb habe ich es so lange trinken lassen, als es nur wollte, ehe ich fortritt, auch habe ich ihm von den Körnern zu fressen gegeben, die in unserer Wohnung lagen, und wovon Du einen Theil ausgeschüttet hast."

„Hast Du Einem unserer Nachbarn gesagt, daß Du die Meinung gefaßt hast, daß ich fortgezogen sei?" fragte Abdias weiter.

„Nein, ich habe keinem Menschen ein Wort gesagt, daß sie uns nicht nachfolgen und uns etwa finden," sagte der Knabe.

„Gut," antwortete Abdias, indem er an der Aufzäumung der Eselin weiter arbeitete.

Uram hatte indessen die elende Ausrüstung, die das Kameel hatte, in den Stand gesetzt, dessen sie fähig war. Man traf die Verabredung, daß Abdias und der Knabe, je nachdem einer oder der andere von ihnen müder würde, in der Benützung des Kameeles abwechseln sollten: Mirtha und Ditha wurden auf der Eselin untergebracht, wie gewöhnlich. Als Alles in Ordnung war, brachen sie auf.

So zog nun die auf diese Weise vergrößerte Reisegesellschaft weiter, und wie die ersten zwei Tage gewesen waren, waren alle folgenden. Nachdem man von der Insel weg noch drei volle Tage gezogen war, kam man erst in

fruchtbares Land und in das gegen sie heranschreitende Gebirge. Abdias hatte hier in ein einziges schlechtes Dorf abgelenkt, um sich dort mit allem Nöthigen zu versehen, was man brauchte, und was auszugehen drohte. Dann bog er wieder gegen die Einöden ab, die hier ganz anders waren, als in der Wüste, aber gewiß nicht minder schön, erhaben und furchtbar. Die Menschen, Hütten und Dörfer meidend, zog man weiter, entweder durch Schluchten, oder auf einsamen Bergrücken, oder gegen sachte steigendes, mit würzigem Grase versehenes Staffelland. Die Vorsichten, welche man im Weiterziehen und hauptsächlich beim Nachtlager anwendete, waren jetzt weit mehr, als in der Wüste. Abdias hatte auch den Knaben bewaffnet; denn er hatte in dem Rüstzeuge der Eselin weit mehr Waffen in Fächern angebracht, als die zwei vierläufigen Pistolen, die er bisher in der Wüste bei seinem Nachtlager immer an seiner Seite gehabt hatte. Er trug jetzt bei Tage vier Pistolen in seinem Gürtel und hatte einen schuhlangen Dolch in der Gürtelscheide stecken. Dem Knaben gab er drei Pistolen und ebenfalls einen Dolch. Jeden Morgen wurden die Ladungen neu untersucht und neu gemacht. Bei der Nachtruhe lagen die Pistolen neben den Schlafenden; die Kleider blieben, wie natürlich ist, auf dem Leibe. Auch wurde jetzt alle Nacht zur Verscheuchung der Löwen und anderer Thiere ein Feuer gemacht, wozu die Brennstoffe mühselig unter Tag gesammelt und auf dem Kameele weiter befördert wurden. Zur Unterhaltung des Feuers und zur Wache mußten Abdias und der Knabe abwechseln, und immer Einer aufrecht an dem Feuer sitzen und herumschauen.

Aber es traf keine der gefürchteten Gefahren ein. Die Nächte vergingen still und lautlos, mit den feurigen, scharfen Sternen aus dem dunkelblauen Himmel jenes Landes herniederschauend; die Tage waren schimmernd und heiter, und

jeder so schön und wolkenlos, oder scheinbar noch schöner und klarer, als sein Vorgänger. Die Glieder der Gesellschaft waren wohl, die kleine Ditha war gesund, und die freie Luft, welche immer unter dem Tüchelchen ihres Körbchens strich, röthete ihre Wänglein, wie an einem zarten Apfel. Man hatte auf dem Zuge weder Menschen, noch Thiere gesehen, manchen einsamen Adler ausgenommen, der zuweilen, wie sie weitergingen, hoch ober ihnen in den leeren Lüften hing. Es hatte sie ein schönes Glück geleitet, gleichsam, als zöge ein glänzender Engel über ihren Häuptern mit.

Am frühen Morgen des neun und zwanzigsten Tages ihres Zuges, da sie über eine strauchlose, sachte ansteigende Fläche zogen, riß plötzlich die Farbe des Landes, die lieblich dämmernde, die sie nun so viele Wochen gesehen hatten, ab, und am perlenlichten Morgenhimmel draußen lag ein unbekanntes Ungeheur. Uram riß die Augen auf. Es war ein dunkelblauer, fast schwarzer Streifen, in furchtbar gerader, langer Linie sich aus der Luft schneidend, nicht wie die gerade Linie der Wüste, die in sanfter Schönheit, oft in fast rosenfarbner Dämmerung unerkennbar in dem Himmel lag; sondern es war, wie ein Strom, und seine Breite stand so gerade empor, als müßte er augenblicklich über die Berge hereinschlagen.

„Das ist das Mittelmeer," sagte Abdias, „jenseits dessen das Land Europa liegt, in welches wir ziehen."

Seine zwei Gefährten staunten das neue Wunderwerk an, und je weiter sie kamen, desto mehr entfaltete sich der vorher schmal scheinende Strom, Farben und Lichterspiele waren auf ihm, und am Mittage desselben Tages, als sie an dem Rande des Tafellandes angekommen waren, riß die feste Erde jäh ab, sie stürzte vor ihnen hinunter und legte in der Tiefe die Fläche des Meeres vor ihre Füße. Ein dunkler, waldreicher Streifen der afrikanischen Küste lief an

dem nassen Saum hin, eine weiße Stadt blickte aus ihm auf, und unzählige weiße Punkte von Landhäusern waren in dem Grün zu sehen, gleichsam Segel, die aus dem Grün eben so, wie die andern aus dem schreckhaft dunklen Blau des Meeres leuchteten.

So schön ist der Scheidegruß, den das traurige Sandland seinem Sohne nachruft, der es verläßt, um die feuchten Küsten Europa's aufzusuchen.

Abdias stieg mit den Seinigen in die Stadt hinunter, aber nicht in der eigentlichen Stadt hielt er sich auf, sondern weiter draußen, wo ein weißer Damm in die blauen Wogen lief, viele Schiffe standen und ihr Stangenwerk, wie die Aeste eines dürren Waldes, in die Lüfte hoben. Hier miethete er sich in ein Häuschen ein, um zu warten, bis ein Schiff reisefertig wäre, nach Europa zu gehen und ihn mitzunehmen. Er ging fast gar nicht aus, außer wenn er sich in dem Hafen erkundigte, und Uram blieb immer bei ihm. Das Kameel hatten sie verkauft, weil es ihnen fortan unnütz war, die Eselin aber mußte in dem Häuschen untergebracht werden. So lebten sie sehr abgeschieden drei Wochen, bis eines Tages ein Schiff ausgerüstet war und im Begriffe stand, nach Europa abzugehen, und zwar nach dem Punkte, wohin Abdias am meisten zielte. Er hatte mit dem Herrn desselben eine Uebereinkunft getroffen, und in Folge derselben schiffte er sich mit dem Kinde, mit Uram und mit der Eselin auf das Fahrzeug ein. Mirtha hatte ihn einer Liebe halber, die sie in der weißen Stadt gefunden hatte, verlassen und war nicht zu bewegen gewesen, ihm zu folgen. Auch eine andere Wärterin hatte er nicht bekommen; denn wie große Anbote er auch machte, die er in Europa zahlen wollte, sobald sie angekommen sein würden, mochte doch keine einzige mit ihm gehen, weil sie ihm nicht traute. Selbst auf das Schiff, wo er dann Geld zu zahlen versprach, folgte ihm keine, und

auf dem Lande Geld zu zeigen, hielt er selber nicht für gut; auch wußte er recht wohl, daß es nur dazu gedient hätte, daß ihn dann nur ein solches Weib verrathen hätte, ohne doch mitzugehen, weil er diese Leute kannte, daß sie an ihrem Flecke Aufenthaltes, wie schlecht er sei, haften, und in keinen andern, am wenigsten in das verdächtige und gehaßte Europa gehen, wo die Ungläubigen wohnen. Also stieg er allein mit Uram zu Schiffe.

Als endlich der Zeitpunkt der Abfahrt gekommen war, und als sie Beide auf dem schwimmenden Hause standen, wurden nun die großen eisernen Anker aus dem Wasser hervorgezogen, die Waldesküste begann vor ihnen zu schwanken und zurückzusinken. Wie sie immer mehr hinausrückten, kam weiter unten noch ein Küstenstrich zum Vorscheine, aus welchem das weiße Haus Meleks leuchtete. Abdias schaute darauf hin, aber wie der Streifen der Küste immer weiter und weiter zurückwich, das Land endlich, gleichsam, wie ein thörichtes Märchen, eingesunken war, und um das ganze Schiff sich nichts regte, als die Wellen, wie unzählige glänzende Silberschuppen: saß er nieder und versenkte die Augen in die Züge seines Kindes.

Das Schiff ging nun fort und fort — und er saß und hielt das Kind in seinen Armen. So oft Diejenigen, die noch mitreiseten, hinblickten, sahen sie dasselbe Bild des Mannes, wie er saß und das Kind auf seinen Armen hielt. Er stand bloß dann auf und ging abseits, wenn er es nährte oder reinigte, oder den Lappen, in die es eingewickelt war, eine andere Lage gab, daß es leichter liege. Uram lag zwischen hingeworfenen, hölzernen Geräthen und neben einem gerungenen, kreisförmigen Haufen von Tauen.

Es gibt Menschen, die Vielerlei lieben und ihre Liebe theilen — sie werden von vielen Dingen sanft gezogen: andere haben nur Eines und müssen das Gefühl dafür steigern,

daß sie die übrigen tausend linden Seidenfäden des Wohles entbehren lernen, womit das Herz der erstern täglich süß umhüllet und abgezogen wird.

Abdias und Uram waren immer auf dem Verdecke. Die Fahrt war sehr schön, der Himmel stets heiter, und ein sanfter Zug spielte in den Segeln. Wenn ein Wölklein an dem Himmel erschien, sahen die Reisenden darauf hin, ob es nicht einen Sturm bringen werde — aber es brachte keinen, das Wölklein verschwand immer wieder, ein Tag war so ruhig, wie der andere, die Wellen waren klein, als dienten sie bloß, die Fläche, die sonst eben wäre, zu unterbrechen und heiter zu beleben — — und so lag eines Nachmittags die schimmernde, freundliche Küste Europa's auf dem blauen Wasser — die Küste Europa's, nach welchem Lande Abdias sich einst gesehnet hatte. Mit schmeichelnden Wogen trug der Ocean das Schiff, während die Sonne gemach nach Westen sank, dem nördlichen Lande immer näher und näher — ein glänzender Punkt nach dem andern hob sich aus der dunkeln Fläche, leuchtende Streifen standen endlich aufwärts, und als die Sonne zuletzt hinter den Westrand gesunken war, lag ein ganzer Gürtel von Palläſten um die schwarze Bucht geschlungen.

Das Schiff mußte nun vor seinen Ankern liegend harren und seine Menschen und seine Sachen behalten, bis die Zeit um wäre, in der es sich zeigen sollte, daß es keine böse Seuche gebracht habe.

Als nun diese Zeit vergangen war, und die Menschen und die Waaren gelandet wurden, wunderten sich Einige, und Andere lachten, als ein hagerer, häßlicher Jude über das Bret des Bootes schritt, statt Päcken von Waaren ein kleines Kind an seinem Busen tragend, und wie hinter ihm ein fast nackter, gelenker Knabe, gleichsam ein schönes dunkles Erzbild, folgte, eine halb verhungerte Eselin nach sich zie-

hend: — auf allen Dreien lag dasselbe Grau der Wüste und der Ferne, wie auf den Thieren der Wildniß eine fremde, verwitterte Farbe zu liegen pflegt. — Einen Augenblick staunten die Vielen, die da standen und zuschauten, die Fremdlinge an — im nächsten waren dieselben von dem Strome des menschenwimmelnden Welttheiles verschlungen und in seinen Wogen fortgeführt. Das Bild zeigte wieder sonst nichts, als was es den ganzen Tag zeigt: eine unruhige, durcheinander gehende Menge, die nach ihrem Vortheil, nach ihrer Lust oder nach andern Dingen rennt, umstanden von den ruhigen, großen, glänzenden, oft prachtvoll gebauten Häusern.

Wir aber wollen den fremden Ankömmlingen einen Augenblick vorauseilen, um die Stelle anzuzeigen, wo wir sie wiederfinden werden.

Es liegt ein sehr vereinsamtes Thal in einem fernen und abgelegenen Theile unsers schönen Vaterlandes. Sehr Viele werden das Thal nicht kennen, da es eigentlich nicht einmal einen Namen hat und, wie wir sagten, so sehr vereinsamt ist. Es führt keine Straße durch, auf der Wägen und Wanderer kämen, es hat keinen Strom, auf dem Schiffe erschienen, es hat keine Reichthümer und Schönheiten, um die Reiselust zu locken, und so mag es oft Jahrzehente daliegen, ohne daß irgend ein irrender Wanderer über seinen Rasen ginge. Aber ein sanfter Reiz der Oede und Stille liegt darüber ausgegossen, ein freundlich Spinnen der Sonnenstrahlen längs der grünen Fläche, als schienen sie mit vorzugsweiser Liebe und Milde auf diesen Ort, da er gegen Mitternacht durch einen starken und breiten Landrücken geschützt ist und so die Strahlen günstig aufnimmt. Zur Zeit, da sich Das zutrug, was wir hier erzählt haben, war das Thal ganz und gar unbewohnt: jetzt steht ein nettes, weißes Haus auf seinem Weidegrunde, und einige Hütten rings

herum, sonst ist es noch fast öde, wie vorher. Einst war nur der weiche Rasengrund, beinahe ganz ohne Bäume, nur hie und da von einem grauen Steinblocke unterbrochen. Der Rasengrund schwingt sich zu einer sanften Wiege herum, die, wie wir sagten, gegen Mitternacht durch einen ansteigenden Landrücken geschlossen ist, auf dessen Höhe ein Föhrenwald, wie ein mattes Band, am Himmel hinzieht; im Mittage aber hat es eine Aussicht, die durch das hereinschauende Blau entfernter Berge umschlungen ist. Sonst bietet die Wiege auf ihrem Grunde nichts dar, als das Grün des Bodens und das Grau der Steine; denn die schmale Schlange des Baches, der in ihrer Tiefe fließt, ist dem betrachtenden Auge von mäßiger Entfernung aus nicht mehr sichtbar.

An der Mitternachtseite dieses Thales, jenseits des Föhrenwaldes, beginnen wieder die von Menschen gepflegten Gegenden, namentlich stehen die Felder gerne in großen Strichen hin mit der blauen Blume des Flachses bepflanzt. Auch gegen Mittag in nicht gar großer Entfernung sind wieder bebaute Fluren. Nur die Thalwiege, wie das oft bei Landbebauern geschieht, weil sie in der That dem Anbauer größere Hindernisse entgegensetzte, stand im Rufe der gänzlichen Unfruchtbarkeit. Es ward nie ein Versuch gemacht, zu ergründen, ob sich dieser Ruf bestätige, sondern man nahm ihn von vorne hinein als wahr an, und so lag die Wiege Jahrhunderte hindurch unbenützt da. Es ging nur ein sehr schmaler, an den meisten Stellen bloß durch das niedergetretene Gras erkennbarer Pfad durch das Thal, auf welchem Pfade regelmäßig im Frühlinge und Herbste einzelne Bewohner eines ziemlich entfernten Bergdorfes zu einer weit jenseits des Thales liegenden Gnadenkirche pilgerten, weil zur Kirche durch das unfruchtbare Thal der nächste Weg ging.

Als Abdias in sehr vielen Ländern Europa's herumgewandert war, um eine Stelle zu finden, an der er sich nie-

derlassen könnte, und zufällig auch in das oben beschriebene Thal kam, beschloß er sogleich, hier zu bleiben. Was die Meisten abgeschreckt hatte, das Thal zur Wohnung zu nehmen, die Oede und Unfruchtbarkeit: das zog ihn vielmehr an, weil es eine Aehnlichkeit mit der Lieblichkeit der Wüste hatte. Vorzüglich erinnerte ihn unsere beschriebene Wiege an einen Thalbogen, der im Grase Mossuls seitwärts jener Stelle herumging, an der der Sage nach die uralte Stadt Ninive gestanden haben soll. Der Thalbogen hatte ebenfalls, wie unsere Wiege, nur Gras ohne Bäume, nur daß in dem Thalbogen Mossuls auch nicht einmal graue Steine aus dem Grase herausragten und die einzige dämmernde Farbe desselben unterbrachen, und daß auch kein so schönes Bergesblau hereinblickte, wie in unsere Wiege.

Abdias hatte sich von mehreren Fürsten und Herren Briefe verschafft, welche ihm erlaubten, in ihren Ländern zu reisen und sich in denselben aufzuhalten. Er hatte auch einen Handelsfreund, den er bisher nicht von Angesicht, sondern nur durch Briefe gekannt hatte. Er suchte denselben auf und verabredete mit ihm den Plan, daß, wenn er sich gerne einen Fleck Landes erwürbe, auf dem er seine künftige Wohnung gründen möchte, der Handelsfreund dazu den Namen geben würde, als hätte er selber das Land gekauft, als bebaute er es selber, als führe er eine Wohnung auf, und als ließe er nur gegen Entgelt den Juden im Genusse aller dieser Dinge. Um den noch möglichen Mißbrauch des Kauf- und Eintragbriefes zu vermeiden, würde Abdias seinen Freund durch eine ausgestellte Gegenforderung gleichen Werthes binden, die er gegen denselben geltend machen könne. Als er in das öde Thal gekommen war, beschloß er, da zu bleiben, sich ein Haus zu bauen, etwas Felder anzulegen und sich einzurichten. Er nahm sich deßhalb vor, den noch übrigen Rest der Goldstücke aus dem Riemzeuge der Eselin zu lösen und die engli-

schen Papiere, welche so gut in den wasserdichten Wachsseidentäschchen verborgen waren, aus seinem Kaftan zu schneiden. Er wollte Alles recht wohl herrichten und in Gang bringen, damit, wenn er nach Afrika reis'te, um Melek ein Messer in das Herz zu rennen — und wenn er etwa dabei erwischt und umgebracht würde, Ditha versorgt sei. Er mußte sie vorher auch ein bischen erziehen, daß sie groß genug wäre und sich schon selber forthelfen könne, wenn er nicht mehr erschiene.

Es wunderten sich die Bewohner des entfernten Bergdorfes, als einmal Einer durch das unfruchtbare Thal zu der Gnadenkirche wallfahrten ging und die Nachricht zurückbrachte, daß an einem Platze des Thales das Land aufgerissen sei, und Balken und Steine und Vorrichtungen herumlägen, als würde hier zu einem Häuserbaue geschritten. Und wie wieder einmal ein Anderer zu der Kirche ging, stand schon Mauerwerk, und es arbeiteten Leute daran. Ein Fernerer brachte Nachricht von dem weiteren Fortschreiten des Baues, Manche gingen nur dieser neuen Sache wegen in die Kirche, da sie sonst vielleicht zu einer andern Zeit gegangen sein würden — man redete davon, bis endlich ein blankes, weißes Haus von mäßiger Größe aus dem Grün des Bodens schimmerte, und daneben der Anfang eines Gartens gelegt wurde. Auf die Fragen, wie und was Das sei, kam immer die Antwort: ein fremder, absonderlich und seltsam aussehender Mann lasse das Alles bauen und habe den Grund daneben gekauft.

Als das weiße Haus einmal länger stand, als der Garten fertig war, und die hohen, festen Planken um denselben herumliefen, gewöhnten sich die seltenen Vorübergehenden daran, als an ein Ding, das einmal so sei, insbesondere da der Besitzer nie zu ihnen hinauskam und mit ihnen redete, sie also auch nichts von ihm zu reden hatten — und

sie sahen die Dinge so an, wie die Steine, die hie und da aus dem Grase hervorstanden, oder wie die Gegenstände, die zufällig an dem Wege lagen.

Abdias ging nun daran, da das Mauerwerk fertig und nach dem Rathe seines Bauherrn vollständig ausgetrocknet war, das Innere des Hauses einzurichten. Er ließ doppelte Riegel hinter alle Thüren machen, er ließ starke Eisengitter vor die Fenster stellen, und er ließ statt der früheren Planken sogar noch eine hohe, feste Mauer um den Garten führen. Dann kamen Geräthe, wie sie in Europa gebräuchlich waren, und darunter mischte er Einrichtungen, wie er sie in Afrika gehabt hatte; er legte nämlich überall Teppiche nicht bloß auf den Boden, sondern auch auf solche Geräthe, die für keine verfertigt waren, er machte aus Teppichen und weichen Fellen, die er kaufte, Betten zum Ruhen, und daß man darauf in der Kühle der Zimmer sitzen könne. Um diese Kühle zu erzeugen, ließ er, wie er es ebenfalls in Afrika gelernt hatte, Gemächer mit sehr dicken Mauern verfertigen, in den Gemächern hatte er nur in großen Zwischenräumen ein paar kleine Fenster, die doppelte gegliederte Fensterbalken der Art hatten, daß ihre Dächelchen über einander gelegt, oder zur Hereinlassung von mehrerem Lichte wagrecht gestellt werden konnten. Er hatte diese Balken in Europa kennen gelernt und wendete sie statt der Myrthen an, welche in der Wüstenstadt sein oben gelegenes Fenster umrankt und überwuchert hatten, daß die brennenden Strahlen der dortigen Sonne nicht eindringen konnten. Die kleinen Fenster der Gemächer aber gingen nicht unmittelbar in die freie Luft, sondern in einen andern Raum, der ebenfalls eine Art Gemach oder Vorhaus bildete und durch dicke Thüren und ebenfalls durch gegliederte Fensterbalken zu schließen war, damit die Strahlen der Sonne und der Durchzug der äußern heißen Luft abgehalten würden. Lauter Anstalten, die er in

Europa nicht nöthig hatte. Was ihn schier am meisten freute, war ein Brunnen, den ihm ein Meister an einem stets schattigen Theile seines eigenen Hofes gemacht hatte, wo man nur an einem Metallknopfe hin- und herzuziehen brauchte, daß krystallhelles, eiskaltes Wasser in das steinerne Becken herausfloß. Anfangs wollte er das häufige Ziehen nicht zulassen und den großen Verbrauch des Wassers hindern, daß es nicht vielleicht zu schnell zu Ende gehe, aber da das Wasser durch zwei Jahre unvermindert und gleich frisch dem Zuge des Metallknopfes folgte, erkannte er, daß hier ein Schatz sei, den man nicht leeren, den sie hier nicht schätzen können, und den man in der Wüstenstadt für das höchste Gut gehalten hätte. Ueberhaupt waren er und Uram in der ersten Zeit ihres Wanderns in Europa über die prächtigen Quellen, die es hat, entzückt, wunderten sich, wie die Leute, die da leben, sich nichts daraus machten, und tranken oft, vorzüglich, wenn sie im Gebirge waren, und ein recht glasklarer Strahl aus Steinen hervorschoß, mit Lust und dem Wasser zu Ehren, selbst wenn sie nicht durstig waren. Sie priesen die Wässer des Gebirges vor denen der Ebene, wenn ihnen auch das Gebirge selber nicht besonders gefiel, da es sie beengte und ihnen die Weite und Unendlichkeit benahm, an die sie gewohnt waren. Im Garten, den er bereits mit einer hohen Mauer umfangen hatte, war aber noch nichts, als Gras; allein auf künftigen Schatten bedacht, ließ er Bäume pflanzen und nahm sich vor, sie selber zu pflegen und zu betreuen, daß sie schnell wüchsen und doch in wenigen Jahren schon Schatten auf den Rasen und auf die weiße Mauer des Hauses würfen. Für eine Abtheilung, wo Gemüse und andere nützliche Dinge wüchsen, würde er in der Zukunft schon sorgen, jetzt müsse er, dachte er, nur das Nothwendigste zuerst in den vollkommenen Stand setzen.

Die inneren Gemächer waren nun alle eingerichtet, das Haus war fertig und von Außen gegen Angriffe geschützt. Diener und Dienerinnen hatte er von dem Volke seines Glaubens bekommen.

Als der ganze Bau in wohnlichem Zustande war, wozu er beinahe drei ganze Jahre gebraucht hatte, ging er daran, ihn zu beziehen. Er nahm Ditha aus dem hölzernen Häuschen, welches mit doppelten Holzwänden für das Kind und ihn als Nothwohnung errichtet worden war, heraus und ließ es in die steinerne Wohnung in das für dasselbe eigens eingerichtete Gemach tragen. Er folgte, indem er die ganz wenigen Dinge, die er in dem Holzhäuschen gehabt hatte, mit sich nahm. Das Häuschen wurde nun sofort abgerissen.

Ein Ziel, welches er in dem Lande Europa angestrebt hatte, hatte er nun erreicht, nämlich einen Wohnplatz. In diesem saß er nun mit Ditha ganz allein; denn Uram war schon im Verlaufe des ersten Jahres ihrer europäischen Wanderung, obwohl er vermöge seiner Jugend Alles, was ihm aufgestoßen war, mit Neugierde und oft mit Entzücken betrachtet hatte, an dem fremden Klima verschmachtet. Abdias saß mit Ditha allein. Dieser wollte er nun alle Aufmerksamkeit zuwenden, daß sie, wie er sich vorgenommen hatte, ein wenig erzogen würde, indem er bisher, da er eine Wohnung für sie baute, nicht viel Zeit gehabt hatte, sich nach ihr umzusehen, und auch die Diener, die ihr beigegeben worden waren, sie bloß nährten, pflegten und schützten und im Andern sie liegen ließen, wie sie nur wollte. Sie war aber übrigens in ihrem Körperchen gesund und blühend. Und so lag sie nun vor ihm da, ein ehrwürdig Räthsel, aus seinem Wesen hervorgegangen und einer unbekannten Enthüllung harrend.

Abdias ging nun mit demselben Eifer, mit dem er bisher Alles betrieben hatte, daran, sich mit Ditha zu be-

schäftigen, obwohl er eigentlich nicht wußte, wie er es anfangen sollte, sie zu entfalten und vorwärtszubringen. Er hielt sich schier immer in ihrem Zimmer auf. Er berührte sie, er redete mit ihr, er setzte sie in ihrem Bettchen auf, er setzte sie auf den Teppich des Fußbodens, er stellte sie auf ihre Füße, er versuchte, ob sie gehen könne, er wollte sehen, ob sie nicht eine kleine Strecke laufe, wenn er ihr einen lockenden Gegenstand vorhalte, und sehr viele Dinge dergleichen Art: aber sehr bald sah er, daß das Mädchen nicht sei, wie es sein sollte. Er gab die Schuld auf die zwei Dienerinnen, die er in Europa bloß zu dem einzigen Dienste für Ditha genommen hatte, und welche nur für ihren Körper gesorgt hatten, daß er gesund sei und gedeihe, für die sonstige Entwicklung aber nichts gethan zu haben schienen.

Das Kind war jetzt schon um vier Jahre herum alt, aber es hatte nicht die Art und Weise eines vierjährigen Kindes. Sein Angesichtchen war unsäglich lieb und schön, und es entfaltete sich täglich mehr als das reizende Ebenbild des Vaters, wie er aussah, da er noch jung und schön gewesen war; nur war die Kraft des Vaters durch leise Züge der Mutter gemildert, die in der Bildung des Angesichtes zum Vorschein kamen. Der Körper war fast der eines vierjährigen Kindes, nur schien er viel zarter und nicht so stark zu den Bewegungen zu sein, welche Kinder in diesem Alter schon zu machen pflegen. Aber es lagen auch diese Bewegungen nicht in ihren Gliedern, der Vater wußte nicht, wegen bisheriger Vernachlässigung derselben, oder weil sie überhaupt noch nicht da waren. Sie konnte noch nicht gehen und zeigte auch keinen Drang dazu, wie er sich doch sonst schon in viel jüngeren Kindern äußert, wenn sie nach Gegenständen ihres Wohlgefallens hinstreben. Ja sogar sie kroch auch nicht einmal, wie doch die unentwickeltsten Kinder versuchen, sobald sie sich nur sitzend zu erhalten vermögen. Wenn man sie auf

den Boden niedersetzte, so blieb sie auf demselben Platze sitzen, man mochte noch so reizende Gegenstände oder Naschwerk, das sie sehr lieb hatte, in ihre Nähe legen. Stehen konnte sie schon, aber wenn man sie auf die Füße stellte, blieb sie unbeweglich stehen, klammerte sich an die sie haltende Hand, und wenn man diese wegzog, stand sie einsam in der Luft da, strebte nach keiner Richtung weiter, ihre Füßchen zitterten, und in den Mienen sprach sich Angst und die Bitte um Hilfe aus. Wenn man ihr dann die Hand gab und damit einen ihrer Finger berührte, so hielt sie sich schnell daran, faßte mit beiden Händchen darnach und zeigte Neigung, niederzusitzen. Wenn man ihr aber Das verweigerte, so blieb sie stehen, sich an der dargereichten Hand festhaltend und nichts weiter versuchend. Am vergnügtesten schien sie zu sein, wenn sie in ihrem Bettchen lag. Da fühlte sie den meisten Halt um sich, war, wie es sonst auch ihre Weise war, sehr fromm, fast nie weinend, langte nach nichts, sondern hielt gerne eine Hand in der andern und tastete und spielte mit den Fingern der einen in denen der andern. Auch das Angesichtchen zeigte noch nicht die Erregtheit, die sonst Kinder haben, wenn sie durch die ersten und vermöge ihres hilflosen Körperchens sehr heftigen Verlangungen bewegt werden. Nicht einmal, wenn der Vater, den sie recht gut kannte, mit ihr redete, sie liebkos'te oder streichelte, zeigte sie die Belebung, die sonst die kleinsten Kinder haben. Die Züge des unaussprechlich schönen Angesichtes blieben immer ruhig, die Augen mit dem lieblichsten, von Abdias oft so bewunderten Blau standen offen, gingen nicht hin und her und waren leer und leblos. Die Seele schien noch nicht auf den schönen Körper heruntergekommen zu sein. Ihre Zunge redete auch noch nicht, sondern wenn es sehr gut ging, lallte sie seltsame Töne, die keiner der menschlichen Sprachen ähnlich waren, und von denen man auch nicht wußte, was sie bedeuteten.

Abdias konnte sich nicht helfen, er mußte denken, daß Ditha blödsinnig sei.

Nun war er eigentlich ganz allein in seinem Hause; denn Ditha war noch Niemand, und Uram war gestorben. Er hatte Ditha nach Europa gebracht, um sie zu bergen. Sie war eine Lüge — ewig mit derselben reglosen Miene und mit den ruhigen Augen. Er dachte sich, er werde viele Jahre so bei ihr sitzen, dann werde er sterben, ihre Züge werden sich auch nicht regen, denn sie wird nicht wissen, daß Jemand gestorben ist — und wenn sein Antlitz starr geworden, dann wird erst recht der alte, todte Vater der jungen, schönen Tochter gleichen, so wie sie jetzt schon ferne der sanften, vor Jahren gestorbenen Mutter gleicht.

Er wollte wenigstens aus dem blödsinnigen Körper so Viel entwickeln, als aus ihm zu entwickeln wäre. Er dachte, wenn er den Körper recht gesund und recht stark machte, wenn er ihn zu außerordentlichen Thätigkeiten reize, — vielleicht könnte er eine Art Seele hervorlocken, wie jetzt gar keine vorhanden sei.

Er brachte Ditha in eine andere Räumlichkeit; denn sie war bisher in einem jener kühlen Gemächer gewesen, wie wir sie oben beschrieben haben. Die neue Wohnung war luftig und licht, sie bestand aus zwei Zimmern, deren Fenster geradezu in das Freie gingen, und deren Thüren sich auf Gänge öffneten, die viele Fenster hatten. Er ließ nun oft ganze Ströme Luft herein, ließ sie durch die Zimmer streichen und setzte Ditha darein, daß alle Theile ihres Körpers diese labende Flüssigkeit genießen könnten. Er reichte ihr ihre Nahrung selber und bestimmte immer, worin sie zu bestehen hätte. Er wollte sie nämlich recht leicht und nährend haben, und sie mußte in einer ganz bestimmten Ordnung fertig werden. Die Kleider, die sie anhaben sollte, gab er ebenfalls selbst an, sie sollten keinen Theil des Körpers drücken, sollten

nicht zu heiß und nicht zu kühl sein und den Zutritt der Luft und der Sonne nicht zu stark hemmen. So oft es nur wegen des in diesen Ländern so ungleichen Wetters anging, mußte sie in's Freie gebracht werden und oft ganze Tage darin zubringen. Er nahm sie an der Hand, er führte sie herum und hörte nicht eher auf, als bis er an ihrer immer mehr und immer schwerer anziehenden Hand merkte, daß sie schon sehr müde geworden sei und nur mehr den Körper armselig schleppe. Wenn die Strahlen der Mittagssonne zwar nicht steilrecht, wie es in seinem Vaterlande jährlich einmal beinahe genau der Fall gewesen war, aber doch sehr warm herniederschienen, wurde sie leicht bedeckt in das Gras des Gartens unter den Schein der heißen Sonne gesetzt und lange da gelassen, daß auf dem Angesichte, auf der Stirne und auf dem Nacken große Tropfen standen, und das feine Linnen, das gerne ihren Körper bedeckte, anzukleben begann. Dann ward sie anders angekleidet, in die Zimmer gebracht, und dort ging er mit ihr, sie an der Hand haltend, herum, sie auch öfter in den langen Gang hinausführend und dort auf und ab ziehend. Die Füßchen — Das sah er bald — wurden zunehmend stärker. Ihr Angesicht mußte täglich mit Seife und frischem Wasser gewaschen werden, die schönen blauen Augen bekamen jeden Morgen ein Bad von reinem Brunnenwasser, und die Haare, so gelb und klar, wie goldener Flachs, mußten gekämmt und gebürstet und gewaschen werden, daß auf dem Boden des Hauptes nicht ein Stäubchen und nicht ein Faserchen von Unrath lag, sondern die Haut so rein und eben glänzte, wie auf dem Buge des sanft hinabgehenden Nackens. Wenn er oft im Garten oder sonst wo, vor ihr auf den Knieen knieend, sich heiser rief: „Ditha komme her — Ditha komme her!" so ward sie dann in ein kaltes Bad gethan, dessen Wasser man im Augenblicke erst aus dem Brunnen geschöpft hatte. Ihre entkleideten Glieder

wurden von der reinen Fluth, die in einem marmornen sehr großen Becken spielte, umflossen, nasse Tücher rieben den Körper, und in den hinaufgebundenen gelben Haaren hingen die klaren Tropfen, wie Diamanten. Wenn es ihr manchmal zu kalt geworden war, oder wenn man sie zu stark gebürstet hatte, da sie herausgestellt worden war, so zitterten ihre Glieder, und das Angesichtchen verzog sich sanft zum Weinen.

So verging eine Zeit, Abdias war fast unabläßig bei ihr und beobachtete die Aeußerungen ihres Körpers.

Die meiste Regung einer Seele, ja eigentlich die einzige, glaubte er, gebe sie gegen Klänge; denn er redete recht oft und Mannigfaltiges zu ihr. Er hatte ein feines Silberglöckchen — dieses brachte er herbei und ließ es leise vor ihren. Ohren tönen. Sie merkte darauf hin, Das sah man deutlich Und wie man den Klang die Tage fort öfter vor ihren Ohren wiederholte, lächelte sie — und immer deutlicher und immer süßer wurde dieses Lächeln, je öfter man den schmeichelnden Klang vor sie brachte. Ja später begehrte sie ihn sogar selber; denn sie ward unruhig und sprach ihre unbekannten Worte, bis er begann: dann ward sie stille, und ein Ding, wie Freude, ja sogar wie ein sehr verstandesvolles Mienenspiel, schimmerte in ihren Zügen.

Abdias kam bei dieser Entdeckung auf einen Gedanken, der sich, wie ein Blitz, wie eine leuchtende Lufterscheinung, durch sein Haupt jagte, er dachte: das arme, gemarterte Kind könne bloß blind sein.

Sogleich begann er, als ihm dieser Gedanke gekommen war, Versuche, um zu prüfen, ob es wahr sei, oder nicht. Er ließ das Mädchen leicht gekleidet auf sein Bettchen legen. Dann holte er eine lange, sehr spitzige Nadel, und mit derselben stach er sie in die Hand. Die Hand zuckte zurück. Er stach wieder, und sie zuckte wieder. Dann berührte er bloß

die Hand mit der Spitze der Nadel, und siehe, sie zog sich auch zurück. Das Kind mußte, wenn es sah, nun die Nadel kennen und mußte wissen, daß die feine Spitze derselben das Schmerzende sei. Er näherte nun die Nadelspitze dem schönen, großen, blauen Augapfel — immer mehr — immer mehr fast bis zur Berührung: es erfolgte keine Regung, in ruhigem Vertrauen stand das Auge offen. Er holte nun noch aus der Küche eine glühende Kohle, nahm sie in eine Zange und näherte sie dem Auge — er schwang sie stille, aber dicht vor dem Antlitze in Kreisen, daß sie flammende Linien zog: aber es erfolgte ebenfalls keine Bewegung in dem Angesichte, welche zeigte, daß das Kind die feurigen Kreise gesehen hatte. In derselben sprachlosen Ruhe blieb das schöne Auge. Er versuchte noch Eins: er schlug mit seinen Fingerspitzen sehr schnell, aber lautlos nahe oberhalb der Wimpern durch die Luft, bei welchem Verfahren fast alle Menschen und um so viel mehr die Kinder blinzen müssen: aber Ditha wußte nichts, daß diese Bewegungen so nahe an ihren Augenlidern vor sich gingen.

Es war für ihn nun richtig, und alle bisherigen Erscheinungen an dem Mädchen waren ihm klar. Es war blind. In der andauernden Nacht war die junge, verkannte, über das Wesen der Welt ahnungslose Seele bloß hilflos gebunden gewesen und hatte nicht gewußt, was sie entbehre.

Noch in demselben Augenblicke, als Abdias diese Entdeckung gemacht hatte, wurde in die entfernte Stadt um den Arzt geschickt. Er kam erst am nächsten Tage und bestätigte mit seinen Kenntnissen, was Abdias vermuthet hatte. Sofort wurde nun wieder ein ganz anderes Verfahren mit dem Kinde eingeschlagen. Es wurde wieder in ein Zimmer verbannt, es wurde ihm ein kleiner Sessel gemacht, auf dessen Lehne es das Haupt zurücklegen konnte, daß die Augen, die schönen, aber unnützen Augen, aufwärts gerichtet wären, daß der Arzt

und der Vater in dieselben hineinschauen konnten. Abdias schaute oft hinein, aber nicht das Geringste, nicht die kleinste Kleinigkeit war zu entdecken, wodurch sich diese Augen von andern gewöhnlichen Menschenaugen unterschieden, außer, daß sie schöner waren, als andere, daß sie klar und mild waren, wie man selten menschliche Augen finden würde.

Es begannen nun, obwohl der Arzt gesagt hatte, daß er wenig Hoffnung geben könnte, mehrere Versuche, die Augen zu heilen, und wurden lange Zeit fortgesetzt. Abdias that Alles pünktlich, was der Arzt vorschrieb, und Ditha litt schier Alles geduldig, obwohl das Kind keine Ahnung haben konnte, was man mit ihm vorhatte, und welche Kleinode man ihm zu geben bemüht war. Als endlich der Arzt erklärte, daß seine Mittel erschöpft seien, und er Das wiederholen müsse, was er gleich anfangs gesagt habe, daß nämlich das Kind wahrscheinlich nie würde hergestellt werden, sondern die Zeit seines Lebens blind bleiben müßte: belohnte Abdias den Arzt für seine bisher gehabten Bemühungen und nahm einen andern. Allein auch dieser that nach einiger Zeit dieselbe Erklärung — und so kam ein dritter, ein vierter, und mehrere. Da alle übereinstimmten, dem Kinde sei das Licht der Augen nicht zu geben, da die Rathschläge der verschiedensten Menschen, die von dem Uebel hörten und sich herzudrängten, vergebens angewendet wurden, da Abdias bei jedem neuen fehlgeschlagenen Versuche seine Hoffnung auf eine tiefere Stufe herabstimmte: gab er den Rest derselben endlich ganz auf, insbesondere da keine Aerzte mehr waren, die man fragen konnte, und selten ein Mensch kam, der einen Rathschlag ertheilte, oder wenn es geschah, derselbe schon von vorne herein alle Spuren der Unvernunft an der Stirne trug. Er gewöhnte sich daran und nahm den Gedanken in sein Eigenthum auf, daß er ein blindes Kind habe, und daß dasselbe blind bleiben müsse.

Statt nun eine Erziehung zu beginnen, die so Viel an Geist und Leben entwickelt hätte, als nur immer zu entwickeln war, verfiel Abdias auf einen ganz andern Gedanken, nämlich einen ungeheuren Reichthum auf das Kind zu laden, damit es sich durch denselben einstens, wenn er stürbe, Hände kaufen könnte, die es pflegen, und Herzen, die es lieben würden. Einen großen Reichthum wollte er auf das Kind häufen, daß es sich dereinst mit jedem Genusse seiner andern Sinne umringen könnte, wenn es schon den des einen entbehren müßte.

In Folge dieses Entschlusses wurde nun Abdias geizig. Er entließ alle Diener bis auf eine Magd, eine Wärterin Ditha's und einen Wächter des Hauses. Er selbst versagte sich Alles und Jedes, er ging in schlechten Kleidern, nährte sich schlecht, ja, wie einst in seiner fünfzehnjährigen Lehrzeit, fing er jetzt bei grauen Haaren an zu lernen, wie man wieder Geld und Gut erringen könne, er fing an zu jagen und zu rennen und Gewinn und Zinsen zu sammeln, er fing an zu wuchern, namentlich mit der Zeit, und dieß Alles um so mehr, gleichsam mit der Angst eines Raubthieres, da ihn der Gedanke an sein Alter und an seinen nahen Tod verfolgte. Er ließ sich daher keine Ruhe — das Geschäft, welches er kannte, und welches ihm in Afrika Reichthümer eingetragen hatte, nahm er wieder vor, nämlich den Handel, er trieb ihn so, wie er ihn in Afrika getrieben hatte — und wenn es in mancher Nacht stürmte und tosete, daß der Hund in seine Hütte kroch, und der Iltis in seinen Bau, daß kein Mensch auf der Straße war, ging der gebeugte, schwarze Schatten des Juden über die Felder, oder er klopfte, wenn er sich verirrt hatte, an ein kleines Fenster, um ein Nachtlager bittend, das man ihm oft widerwillig gab, öfter verweigerte; denn, da er jetzt viel unter die Menschen kam, lernte man ihn kennen, und er ist ein Gegenstand des Hasses

und des Abscheues geworden. Das Unglück, in welchem sein Mädchen gefangen war, schrieb man dem gerechten Urtheile Gottes zu, der den maßlosen Geiz des Vaters strafen wollte. Die Diener, welche er aus seinem Volke genommen hatte, hielten es nicht für gefehlt, wenn sie ihn betrogen, und sie hätten Dieses, wenn er nur nicht so scharfsichtig gewesen wäre, gerne in noch größerem Maßstabe gethan.

Wenn er zu Hause war, saß er immer in Ditha's Zimmer, sobald er nur seine Rechnungen und seine Geschäfte abgethan hatte. Der kleine Sessel mit der Hinterlehne für ihr schönes Haupt war ihr lieb geworden, sie saß jetzt gerne darinnen, obwohl er für die aufblühenden und emporstrebenden Glieder zu klein geworden war. Da kauerte der Jude auf einem kleinen Schemel neben ihr und sprach immerwährend zu ihr. Er lehrte sie Worte sagen, deren Bedeutung sie nicht hatte — sie sagte die Worte nach und erfand andere, welche aus ihrem inneren Zustande genommen waren, die er nicht verstand, und die er wieder lernte. So sprachen sie stundenlange mit einander, und Jedes wußte, was das Andere wollte. Sie streichelte öfter mit ihren kunstreichen Händen, nachdem sie ein wenig in der Luft gesucht hatte, seine harten Wangen und seine schlichten, dünner werdenden Haare. Zuweilen legte er Geschenke in ihre Hand, ein Stückchen Stoff zu einem Kleide, dessen Feinheit sie greifen konnte und verstand; namentlich Linnen, das sie sehr liebte, dessen Glätte, Weiche und Reinheit sie besonders zu beurtheilen verstand, und das, weil sie nie unter Menschen kam und Putz brauchte, nicht nur das ihrem Körper zunächstliegende, sondern meistens auch einzige Kleidungsstück war. Wenn sie ihr linnenes Ueberkleid über das untere gethan hatte, um damit im Hause zu sein, legte sie seine Falten so schön und machte vorne die Spange zu, daß Sehende geglaubt haben würden, sie hätte das Werk vor dem Spiegel gemacht. Und dann strich sie mit

der Hand längs des Stoffes hinab und faßte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und sagte: „Vater, das ist noch weicher, als das andere."

Die Füßchen, an denen Schuhe waren, stellte sie neben einander auf den Schemel und griff die Weichheit desselben. Manchmal gab er ihr Eßwaaren, die er gebracht, Früchte und dergleichen — und wenn sie den Kern oder Anderes, das wegzulegen war, zwischen den Fingern hielt, suchte sie nach der daneben stehenden Tasse, damit ja nichts beschmutzt würde.

Ihr Gliederbau bildete sich allgemach höher, und wenn sie in dem Grase des Gartens ging, oder die weiße Gestalt neben der weißen Mauer desselben, so gab sie das Bild eines erwachsenden Mädchens. Unter den sehenden Wesen war Asu, der Hund, von dem Abdias am meisten geliebt wurde. Er hatte ihn einstens, weil man seine Mutter erschlagen hatte, und er noch blind war, aufgelesen und erzogen. Dieser Hund, da er erwachsen war, begleitete Abdias überall, und wenn er halbe Tage lang bei Ditha in dem Zimmer, oder manchmal auch in dem Grase des Gartens saß, so saß der Hund immer dabei, wendete kein Auge von den Beiden, als verstünde er, was sie sagten, und als liebte er sie Beide. Wenn Abdias Nachts in sein Zimmer ging, um zu schlafen, legte er dem Hunde unter dem Tische seinen Teppich zurecht und richtete ihn, daß er weich sei.

Mit diesem Hunde hatte Abdias ein Unglück, als wenn es mit dem Manne immer hätte so sein müssen, daß sich die Dinge zu den seltensten Widrigkeiten verketten.

Es war zu einer Zeit, da sich eben in vielen Theilen der Gegend Fälle von Hundswuth ergeben hatten, daß Abdias eine Reise nach Hause machte, und zwar auf einem Maulthiere reitend und, wie gewöhnlich, von Asu begleitet.

In einem Walde, der nur mehr einige Meilen von seinem Hause entfernt war und der Länge nach gegen jenen Föhrenwald mündete, von dem wir oben gesprochen haben, merkte er an dem Thiere eine besondere Unruhe, die sich ihm aufdrang, weil er sonst nicht viel hingeschaut hatte. Der Hund gab unwillige Töne, er lief dem Maulthiere vor, bäumte sich, und wenn Abdias hielt, so kehrte er plötzlich um und schoß des Weges fort, woher sie gekommen waren. Ritt Abdias nun wieder weiter, so kam das Thier in einigen Secunden wieder neuerdings vorwärts und trieb das alte Spiel. Dabei glänzten seine Augen so widerwärtig, wie Abdias es nie gesehen hatte, so daß ihm ängstliche Besorgnisse aufzusteigen begannen. Ueber eine Weile kamen sie zu einem kleinen, flachen Wässerlein, durch welches man hindurchreiten mußte. Hier wollte der Hund nun gar nicht hinein. An seinen Lippen zeigte sich ein leichter Schaum, er stellte sich vor und mit heiserem Schluchzen schnappte er nach den Füßen des Maulthieres, da es dieselben in's Wasser setzen wollte. Abdias nahm eine seiner berberischen Pistolen aus dem Halfter, hielt das Maulthier einen Augenblick zurück und drückte das Gewehr gegen den Hund ab. Er sah durch den Rauch, wie das Thier taumelte und blutete. Dann ritt er in der Verwirrung durch das Wasser und jenseits weiter. Nachdem er eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte, bemerkte er plötzlich, daß er einen Gürtel mit Silbermünze, den er zu diesem Zwecke immer um hatte, nicht mehr habe — und er erkannte den ungeheuren Irrthum in Hinsicht des Hundes. Er hatte den Gürtel an einer Waldstelle, an welcher er sich eine Weile aufgehalten hatte, hingelegt und sah nun, daß er ihn dort vergessen habe. Sogleich jagte er zurück. In Schnelligkeit war das Wässerlein erreicht, aber Asu war nicht dort, er lag nicht an der Stelle, auf welcher er erschossen worden war, sondern es zeigten sich nur Blutspuren da. Abdias

jagte weiter zurück, und auf dem Wege sah er überall Blut. Endlich kam er an die Waldstelle, er fand dort den Gürtel — und den sterbenden Hund vor demselben liegend. Das Thier machte vor Freuden unbeholfene Versuche zu wedeln und richtete das gläserne Auge auf Abdias. Da Dieser auf den Hund niederstürzte, ihm Liebkosungen sagte und die Wunde untersuchte, wollte das Thier mit matter Zunge seine Hand lecken — aber es war nicht mehr möglich, und nach einigen Augenblicken war es todt. Abdias sprang nun auf und wollte sich die weißen Haare ausraufen — er heulte — er stieß ungeheure Verwünschungen aus — er lief gegen das Maulthier hin und riß die zweite Pistole aus dem Halfter und krampfte seine Finger darum. Nach einer Weile warf er sie in das Gras des Waldes. Den Gürtel nahm er zehnmal auf, warf ihn zehnmal hin und stampfte ihn mit den Füßen. Endlich, als schon beinahe die Nacht hereingebrochen war, da er doch den Hund kaum in der Hälfte des Nachmittages erschossen hatte, nahm er den Gürtel mit Ditha's Gelde wieder auf und band ihn um. Er suchte die hingeworfene Pistole in dem Grase und steckte sie in das Halfter. Dann bestieg er das Maulthier und schlug wieder den Weg nach Hause ein. Da schon das Morgengrauen auf das öde Thal niederschien, kam er an seinem Hause an, alle Kleider mit dem Blute des ermordeten Thieres besudelt; denn er hatte es beinahe in seinen Schooß gelegt, als er die Wunde untersuchte. Er hatte wohl wenig Glauben an die Rettung gehabt, da er wußte, wie gut er in der Wüste schießen gelernt hatte. Den Tag, als er angekommen war, gönnte er sich Ruhe, am andern aber miethete er sich zwei Männer, reisete mit ihnen zu der Waldesstelle, und sie mußten den Hund vor seinen Augen in die Erde verscharren.

Dann kam er zurück und betrieb seine Geschäfte fort, wie er sie vordem betrieben hatte.

Einige Zeit nach diesem Ereignisse verfiel er in eine Krankheit. Man weiß nicht, war es die Erregung, die er von dieser Thatsache hatte, oder war es der ihm ungewohnte, feindselige Landstrich, was ihn darnieder warf: genug, die Krankheit war gefährlich, und er konnte sehr lange nicht von derselben genesen.

Aber gerade in dieser Krankheit, wo man meinte, daß Alles in einfacher Ruhe nun fortgehen werde, geschah es auch wieder, daß eine jener Wendungen in dem Geschicke dieses Mannes eintrat, wie wir schon öfter Gelegenheit hatten, sie in seinem Leben zu bemerken. Es geschah eine wundervolle Begebenheit — eine Begebenheit, die so lange wundervoll bleiben wird, bis man nicht jene großen, verbreiteten Kräfte der Natur wird ergründet haben, in denen unser Leben schwimmt, und bis man nicht das Liebesband zwischen diesen Kräften und unserm Leben wird freundlich binden und lösen können. Bisher sind sie uns kaum noch mehr als bloß wunderlich, und ihr Wesen ist uns fast noch nicht einmal in Ahnungen bekannt.

Ditha war beinahe völlig herangewachsen — ein schlankes Mädchen mit blühenden Gliedern, die sich auszubilden versprachen und eine große Schönheit zu hoffen berechtigten. Abdias war während seiner Krankheit nicht zu ihr in ihr Zimmer gekommen; aber auch sie war in dieser Zeit nicht gesund gewesen: ein seltsames Zittern war an ihren Gliedern, das öfter verschwand, öfter kam und anhielt, zu verschiedenen Zeiten erschien, und namentlich, wenn heiße, dunstige Tage waren. Der Arzt konnte es nicht recht erkennen und sagte, es sei von dem Wachsen, weil sie in letzter Zeit ganz vorzüglich in die Höhe gegangen sei, und sich die Glieder wider Vermögen gedehnt hätten. Bis sie sich voller rundeten, würden die Erscheinungen verschwinden. Abdias war in den Tagen der Wiedergenesung, wo man schon in den Zimmern

und in den Grenzen des Hauses herumgehen kann, aber noch nicht weiter fort und seinen Beschäftigungen nicht nachzukommen vermag. Als er in diesem Zustande eines Tages auf seiner Stube saß und mit Rechnungen und Entwürfen beschäftiget war, insbesondere darüber nachdachte, wie er es beginnen müsse, um die Zeit, die er jetzt krank war, hereinzubringen, daß sie im ganzen Verlaufe nicht zum Nachtheile wäre: geschah es, daß ein Gewitter heraufzog. Er achtete nicht weiter darauf, da die Gewitter, die er hier erlebt hatte, sich nicht von ferne an Heftigkeit und Stärke mit denen vergleichen ließen, die er in der Wüstenstadt und sonst in Afrika gesehen hatte. Aber mit einem Male, wie er wieder so rechnete, und da der Regen noch kaum leise auf die Dächer niederträufelte, geschah ein schmetternder Schlag, von Feuer begleitet, das das ganze Haus in einen blendenden Schein setzte. Abdias erkannte augenblicklich, daß der Blitz in sein Haus gefahren sei. Sein erster Gedanke war Ditha. Obgleich in den Gliedern noch ermüdet, eilte er sogleich in ihr Zimmer. Der Blitz war durch dasselbe gegangen, er hatte die Decke und den Boden durchgeschlagen, daß dicker Staub in der Stube war, er hatte die eisernen Drähte des Käfigs, in dem das Schwarzkehlchen war, dessen Singen Ditha so erfreute, niedergeschmolzen, ohne den Vogel zu verletzen; denn derselbe saß gesund auf seinen Sprossen — auch Ditha war unbeschädigt; denn sie saß aufrecht in ihrem Bette, in das sie sich gelegt hatte, weil sie heute ganz besonders mit dem Zittern behaftet gewesen war. Abdias, der gewitterkundige Wüstenbewohner, sah das Alles mit einem Blicke, er stieß nun schnell ein Fenster auf, um den heftigen, widrigen Phosphorgeruch zu verscheuchen, dann sah er gegen Ditha — und wie er genau hinblickte, bemerkte er, daß eine fürchterliche Erregung auf ihrem Antlitze lag, wie Entsetzen, wie Todesschreck. Als er näher ging, um zu sehen, wie es

sei, kreischte sie, als drohte sich ein Ungeheuer über sie zu legen, und sie regte die Hände, wie abwehrend, entgegen — es war das erste Mal, daß sie die Hände nach etwas geradezu ausstreckte. — — Eine wahnsinnige Vermuthung stieg in Abdias auf: er rannte nach dem Herde, auf welchem man eben ein Feuer hatte, riß einen glühenden Stumpf heraus, lief in Ditha's Zimmer und schwang ihn vor ihren Augen. Sie aber that wieder einen Schrei, arbeitete dann heftig mit den Gesichtszügen, als wollte sie etwas beginnen, was sie nicht konnte — endlich, als hätte sie es plötzlich gefunden, regten sich mit einmal ihre Augen im Haupte, indem sie den funkelnden Kreisen des Feuerbrandes folgten. Der Arzt war nicht anwesend. Abdias rannte nach dem Hauswächter und sagte, er gebe ihm hundert Goldstücke, wenn er reite, was ein Pferd zu rennen vermöge, und den Arzt bringe. Der Wächter zog ein Pferd aus dem Stalle, sattelte es in Schnelligkeit und ritt davon. Abdias sah ihm von einem Fenster aus, das er schnell aufgerissen hatte, zu. Indessen der Mann das Pferd sattelte, hatte Abdias die Eingebung gehabt, alle Fensterbalken in Ditha's Zimmer zuzumachen und noch dazu die Vorhänge herabzulassen, damit die Augen vorerst in der ihnen holden Finsterniß blieben und von dem plötzlich eindringenden Lichte nicht verletzt würden. Als er Dieses gethan hatte, wobei Ditha immer stille gewesen war, hatte er, wie wir oben sagten, das Fenster des Ganges aufgerissen, um dem abreitenden Boten zuzusehen, dann ging er leise wieder in ihr Zimmer zu ihrem Bette, setzte sich zu ihr und fing über eine Weile zu reden an. Die Stimme war das Gewisseste, was sie an ihm kannte, und sie übte nach und nach ihren gewöhnlichen Einfluß aus. Das geschreckte Kind beruhigte sich nach einiger Zeit — und in der Finsterniß vergaß es gemach den furchtbar herrlichen Sturm des ersten Sehens. Nach mehreren Augenblicken fing

es sogar selber zu reden an und erzählte ihm von fernen, bohrenden Klängen, die da gewesen, von schneidenden, stummen, aufrechten Tönen, die in dem Zimmer gestanden seien. Er antwortete ihr auf Alles und sagte recht freundliche Worte der Liebe. Bisweilen, wenn ein kurzer Stillstand des Gespräches war, stand er auf, rang in der Finsterniß die Hände über seinem Haupte, oder er krampfte sie in einander, wie man in Holz oder Eisen knirscht, um die innere Erregung abzuleiten. — Dann setzte er sich doch wieder zu dem Bette und blieb längere Zeit sitzen, indem er sich mehr und mehr beruhigen lernte. Ditha, welche zu der Stimme noch ein anderes Merkmal hinzugeben wollte, faßte nach seinen Händen, und als sie dieselben hatte, streichelte sie darüber hin, um sich zu überzeugen, daß er es wirklich sei, den sie habe. Er blieb nun ganz bei ihr sitzen, und sie fing nach und nach an, die gewöhnlichen Dinge, wie sie bei ihr alle Tage vorkamen, zu reden. Sie schien hiebei immer müder zu werden, insbesondere, da sie ihm auf sein Befragen erzählte, daß das Zittern ganz aufgehört habe, was recht gut sei. Nach einer Weile sagte sie gar nichts mehr, nachdem sie noch einige zutrauliche, unzusammenhängende Worte geredet hatte, richtete ihr Köpfchen auf dem Kissen zu rechte, und es schlossen sich im Schlafe die Augenlider über die neuen, gerade erst bekommenen und von ihr noch nicht gekannten Juwelen. Abdias löfete, als sie ruhig schlief, sachte seine Hand aus der ihrigen und ging in den Garten hinaus, um zu schauen, wie denn jetzt der Tag draußen beschaffen wäre. Es war Abend. Dasselbe Gewitter, welches Ditha sehend gemacht hatte, hatte ihm mit Hagel das Hausdach und seinen Nachbarn die Ernte zerschlagen — er aber hatte davon nichts gemerkt. Jetzt, da er im nassen Grase stand, war Alles vorüber. Die Gegend war sehr stille, die Sonne ging eben im tiefen Abend unter und spannte im Morgen, wohin eben das Gewitter hinauszog,

einen weiten, schimmernden Regenbogen über dem ganzen dunkeln Grund desselben.

Nach Mitternacht kam endlich der ersehnte Arzt. Er hielt es aber nicht für gut, das sanft schlummernde Mädchen zu wecken, sondern ordnete an, daß die Untersuchung erst bei Tageslichte zu geschehen habe. Er billigte übrigens, was Abdias gethan hatte.

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, wurde Ditha's Zimmer nur in so weit gelichtet, daß man den Versuch mit ihr anstelle, ob sie sehe, oder nicht; denn ihr das volle Licht zu geben, hielt man für schädlich. Der Versuch war kurz, und der Arzt erklärte, daß sie sehe. Man beschloß nun, daß das Zimmer, das sie nicht verlassen durfte, nur allmälig gelichtet werde, damit sie sich an die Gegenstände, die nach und nach hervortauchten, gewöhne, und das Auge durch allzugroßen und ungewohnten Lichtreiz nicht erkranke. Man sagte ihr, sie sei unwohl und müsse das Zimmer hüten, aber die Krankheit würde bald vorübergehen, und dann würde sie mit ihren Augen sehen. Sie wußte nicht, was Sehen sei, aber sie blieb geduldig auf ihrem kleinen Sessel sitzen, lehnte das Haupt auf die Lehne desselben zurück und hatte einen grünen Schirm ober den Augen, den sie bloß griff. Eine Verhüllung nach der andern wurde von den Fenstern zurückgethan, ein Raum kam nach und nach um sie zum Vorscheine, sie wußte aber nicht, was es sei — die Fensterbalken wurden allgemach gelichtet — endlich wurden die letzten Vorhänge der Fenster emporgezogen — — und die ganze große Erde und der ungeheure Himmel schlug in das winzig kleine Auge hinein. — — Sie aber wußte nicht, daß das Alles nicht sie sei, sondern ein Anderes, außer ihr Befindliches, das sie zum Theile bisher gegriffen habe, und das sie auch ganz greifen könnte, wenn sie nur durch die Räume in unendlich vielen Tagen dahin zu gelangen vermöchte.

Abdias fing nun an, Ditha sehen zu lehren. Er nahm sie bei der Hand, daß sie fühle, daß Das dieselbe Hand sei, die sie so oft an der ihrigen im Zimmer oder im Garten herumgeführt hatte. Er hob sie von dem kleinen Sessel empor. Der Arzt und die drei Diener des Hauses standen dabei. Er führte sie einen Schritt von dem Sessel weg, dann ließ er sie die Lehne greifen, die ihr so lieb geworden war, dann die Seitenarme des Stuhles, die Füße und Anderes — und sagte, Das sei ihr Sessel, auf dem sie immer gerne gesessen sei. Dann hob er den Schemel empor und ließ sie ihn fühlen und sagte: hierauf habe sie die Füße gehabt. Dann ließ er sie ihre eigene Hand, ihren Arm, die Spitze ihres Fußes sehen — er gab ihr den Stab, dessen sie sich gerne zum Fühlen bedient hatte, ließ sie ihn nehmen und die Finger sichtbar um ihn herumschlingen — er ließ sie sein Gewand greifen, gab ihr ein Stückchen Leinwand, führte ihre Hand darüber hin und sagte, Das sei das Linnen, welches sie so liebe und gerne befühlt habe. Dann setzte er sie wieder in den Sessel zurück, kauerte vor sie hin, zeigte mit den zwei Zeigefingern seiner Hände auf seine Augen und sagte, Das seien die Dinge, mit denen sie nun Alles, was um sie herum sei, sehe, wenn auch hundert Arme, an einander gefügt, zu kurz seien, es zu greifen. Er ließ sie die Augenlider schließen und mit ihren Fingern die durch sie verhüllten Aepfel greifen. Sie kannte — that aber die Finger schnell weg und öffnete die Lider wieder. Er wies ihr nun, da sie saß, alle Dinge des Zimmers, die sie sehr gut kannte, und sagte ihr, wie sie dieselben gebraucht habe. Um ihr dann den Raum zu weisen, führte er das widerstrebende Mädchen, weil es anzustoßen fürchtete, durch das Zimmer zu den verschiedenen Gegenständen, von einem zu dem andern, und zeigte, wie man Zeit brauche, um zu jedem zu gelangen, obgleich sie alle auf einmal in dem Auge seien. Er blieb den ganzen

Tag bei ihr in dem Zimmer. Die äußeren Gegenstände des Gartens und der Fluren wollte er ihr noch nicht zeigen, damit sie nicht mit zu Viel auf einmal überladen werde, und es ihr schade. Beim Essen zeigte er ihr die Speisen, nannte ihr den Löffel; denn Messer und Gabel hatte sie bisher nie gehandhabt, und sie fuhr eben so ungeschickt zum Munde, wie sie es gethan, da sie noch blind gewesen war.

Am Abende dieses Tages hatte das Kind ein bedeutend heftiges Fieber. Man brachte es zu Bette.

Als es immer dunkler geworden, und endlich die Nacht hereingebrochen war, meinte das Kind, es sei wieder blind geworden, und sagte es dem Vater. Dieser aber antwortete ihm, Das sei die Nacht, wo, wie sie es wissen müsse, sich bisher immer Alle zu Bette gelegt hatten, um zu schlafen, weil das Tageslicht, bei dem allein die Augen sehen, vergangen sei, und erst nach einiger Zeit wiederkommen würde, während welcher sich die Augen schließen, und die Menschen schlummern. Daß sie aber nicht blind sei, könne er ihr gleich zeigen. Er zündete eine große Lampe an und stellte sie auf den Tisch. Sofort zeigten sich wieder alle Gegenstände, aber anders als bei Tage, grell hervortretend und von tiefen und breiten Schatten unterbrochen. Die Flamme der Lampe erinnerte Ditha an den Blitz, und sie sagte, ein solcher Hauch sei bei ihr gewesen, als es gestern so gekracht habe, und der Vater dann zu ihrem Bette hereingestürzt sei. Abdias löschte die Lampe wieder aus, setzte sich zu ihrem Bette, nahm sie bei der Hand, wie in den Tagen der Blindheit, und redete mit ihr, bis sie, wie gewöhnlich, entschlummerte.

Als sie am andern Tage ruhig und gestärkt erwachte und die Dinge im Zimmer schon mit viel mehr Fassung betrachtete, als gestern, ließ er sie ankleiden, und da gegen die Hälfte des Vormittags hin der Thau auf den Gräsern vergangen war, führte er sie in den Garten und nicht nur in

den Garten, sondern auch in das Freie hinaus, in das Thal. Er zeigte ihr hier den Himmel, das unendliche tiefe Blau, in dem die silbernen Länder, die Wolken, schwammen, und sagte ihr, Das sei Blau, Das weiß. Dann zeigte er auf die Erde, wie die sanfte, weiche Wiege des Thales so von ihnen hinausging, und sagte, Das sei das Land, auf dem sie wandeln, das Weiche unter ihren Füßen sei das grüne Gras, das Blendende, das ihre Augen nicht vertragen, und das noch einschneidender sei, als gestern die Lampe, sei die Sonne, die Lampe des Tages, die nach dem Schlummer immer komme, den Tag mache und den Augen die Kraft gebe, Alles sehen zu können. Dann führte er sie in den Hof zu dem Brunnen, zog vor ihren Augen an dem Metallknopfe, daß der Strahl hervorschoß, und zeigte ihr das ihm so merkwürdige Wasser und ließ sie von der hellen, krystallenen, frischen Fluth einen Trunk thun, den er mit einem Glase schöpfte. Er zeigte ihr am Tage hinüber die Bäume, die Blumen, er erklärte ihr die Farben, was namentlich ein ganz Neues für sie war, und was sie beim Nachsagen nicht nur durch einander warf, sondern auch ganz unrichtig anwendete, insbesondere wenn Farben und Klänge zugleich sich in ihrem Haupte drängten. Zwischen den Gräsern waren oft Thierchen, die er ihr zeigte, und wenn ein Vogel durch die Luft strich, suchte er ihre Augen auf ihn hinzulenken. Auch das Gehen mußte er ihr erst beibringen und angewöhnen, wenn sie so von dem Garten weg auf den Anger des öden Thales hinauswandelten; denn sie griff den Boden, gleichsam mit den Fühlfäden ihrer Füße, und getraute sich nicht, die Spitze schnell und sicher vor sich in das Gras zu setzen, weil sie nicht wußte, wie groß oder klein der Abgrund zwischen diesem und dem nächsten Tritte sei, wodurch es kam, daß sie jetzt im Sehen weit unsicherer ging, als früher in der Blindheit; denn da hatte sie den Fuß jederzeit im Bewußtsein des

festen Bodens, den sie bisher immer gegriffen, vorwärts gestellt und hatte nicht gewußt, welche ungeheure Menge von Gegenständen auf dem nächsten Schritte liege. Ditha hatte an Allem, was sie sah, Freude, schaute immer herum und bewunderte insbesondere das Haus, in dem sie wohnten, das einzige merkwürdigste Ding dieser Art, das sie auf dem öden Grunde des Grases erblickte. Sie wollte beinahe nicht in die Stube gehen, daß sie das Blau des Himmels, das ihr besonders gefiel, und das lange immer fortgehende Grün des Grundes nicht verliere. Sie schaute in Einem fort und begriff nicht, wie ihr ein Baum, ein Stück Mauer des Gartens, oder ein flatternder Zipfel des Gewandes ihres Vaters gleich einen so großen Theil der Welt nehmen könne, und wie sie mit der kleinen Hand, wenn sie sie unter die Stirne lege, gleich Alles, Alles bedecke.

Der Abend kam, wie am vorigen Tage, mit Erschöpfung in seinem Geleite, und der Vater schläferte die Tochter, wie gestern, ein, um morgen in dem begonnenen Geschäfte fortzufahren.

Abdias gab nun den Handel, den er die Zeit her so eifrig betrieben hatte, auf und beschäftigte sich bloß mit Ditha, sie in dem neuen Reiche des Sehens fortzuführen.

Was den andern Eltern weit aus einander gerückt, gleichsam in Millionen Augenblicke verdünnt, erscheint, Das wurde ihm jetzt gewisser Maßen auf einmal zugetheilt. Eilf Jahre waren Ditha's Augen zugehüllt gewesen, eilf Jahre war sie auf der Welt gewesen und hatte auf das Sehen warten müssen, nachdem ihr diese Welt schon auf einer andern Seite, auf der Seite des engen, dunkeln, einsamen Tastens war zugetheilt gewesen: aber wie man von jener fabelhaften Blume erzählt, die viele Jahre braucht, um im öden, grauen Kraute zu wachsen, dann aber in wenigen Tagen einen schlanken Schaft emportreibt und, gleichsam mit

Knallen, in einem prächtigen Thurm von Blumen aufbricht: — so schien es mit Ditha; seit die zwei Blumen ihres Hauptes aufgegangen waren, schoß ein ganz anderer Frühling rings um sie herum mit Blitzesschnelle empor; aber nicht allein die äußere Welt war ihr gegeben, sondern auch ihre Seele begann sich zu heben. Gleichsam, wie die Flatterflügel wachsen, daß man sie sieht, wenn der junge Vogel noch an der Stelle sitzt, an welcher er aus der Puppe gekommen war, die die Fittige so lange eingefaltet gehalten hatte, so dehnte das junge Innere Ditha's die neuen, eben erst erhaltenen Schwingen — denn die Secunden flogen mit Kleinodien herbei, auf den Augenblicken lagen Welttheile, und jeder Tag endete mit einer Last, die er ihr auflud. So wunderbar ist das Licht, daß auch ihr Körper in sehr kurzer Zeit ein anderer ward; die Wangen wurden roth, die Lippen blüheten, und nach wenigen Wochen war sie in ihren Gliedern voller und stärker. Abdias hatte lauter weiße Haare, sein Gesicht war schwarz, von gekreuzten Narben durchzogen, und in den Zügen war Verfall eingegraben. So ging er neben der Tochter, die jetzt schon schlank und sicher wandelte; denn sie waren schier immer im Freien, das Ditha so liebte, und er nicht minder.

Aber nicht nur schöner ward das Antlitz des Mädchens, sondern es begann auch zu leben und sichtlich immer mehr das Schönste zu zeigen, was der Mensch vermag, das Herz.

Wie Abdias vor mehreren Jahren angefangen hatte, plötzlich geizig zu werden, so wußte man jetzt nicht mehr, ist er es noch, oder nicht. Er ging immer neben dem Mädchen. Alle, die den Juden haßten, sahen mit sichtbarlichem Wohlgefallen in das unschuldige Angesicht seiner Tochter.

Auch die Augen, die einst so starren, unheimlichen Bilder, wurden nun menschlich lieb und traulich; denn sie fingen zu reden an, wie Menschenaugen reden — und Fröhlichkeit, oder Neugierde, oder Staunen malte sich darinnen —

auch Liebe malte sich, wenn sie plaudernd und schmeichelnd auf Abdias Züge schaute, die nur ihr allein nicht häßlich erschienen; denn was die Außenwelt für ihre Augen war, Das war er für ihr Herz — ja er war ihr noch mehr, als die Außenwelt; denn sie glaubte immer, er sei es, der ihr diese ganze äußere Welt gegeben habe.

So verging der Sommer, so der für das Mädchen sehr traurige Winter und wieder ein Sommer und ein Winter. Ditha gedieh immer mehr und blühte immer schöner.

In zwei Dingen war sie eigenthümlich und von den gewöhnlichen Menschen abweichend.

Das Erste betraf ein Naturwunder, das wohl zuweilen, aber selten vorkömmt. Abdias hatte es in jüngeren Jahren auch gehabt, aber mit dem Alter hatte es sich allmälig verloren. Man bemerkte nämlich an Ditha seit dem Tage, an welchem der Blitz in ihr Zimmer geschlagen und ihre Nerven umgestimmt hatte, daß sie an Gewittertagen, oder auch nur an solchen, wo Gewitter drohten und an dem entfernten Gesichtskreise hinauszogen, ganz besonders lebhaft, sogar heiter und freudig gestimmt sei, unähnlich den andern Mädchen und Frauen, welche Gewitter gewöhnlich fürchten. Sie liebte dieselben, und wenn eines wo immer am Himmel stand, ging sie hinaus, um zu sehen, ob es komme. Einmal in der Dämmerung einer sehr gewitterschwülen Nacht, da sie eben an dem offenen Fenster stand und dem entfernten Blitzen zusah, bemerkte Abdias, der hinter ihr in einem Stuhle saß, daß ein leichter, schwacher, blasser Lichtschein um ihr Haupt zu schweben beginne, und daß die Enden der Seidenbändchen, womit ihr Haar gebunden war, sich sträuben und gerade emporständen. Er erschrak nicht, denn gerade Dieses war auch die Erscheinung gewesen, die bei ihm in der Jugend öfters ohne Veranlassung und in späteren männlichen Jahren bei starker Erregung wahrgenommen und ihm von seiner Mutter mehr,

als einmal, erzählt worden war. Er ist gewöhnlich, wie die Mutter sagte, zu solchen Zeiten sehr heiter gewesen, oder ist sehr stark gewachsen. Einen Nachtheil aber hatte die Erscheinung für seinen Körper nie gehabt. Abdias blieb ganz stille hinter Ditha in dem Stuhle sitzen und sagte ihr nichts von Dem, was er an ihr sehe. Er hatte ohnedem gleich nach dem Tage, an welchem der Blitz in Ditha's Zimmer gefahren war, ihre Schlafstelle in ein anderes Gemach verlegt, jetzt, da er diese Erscheinung wahrgenommen hatte, ließ er auch sogleich Blitzableiter auf das Haus setzen, wie er sie an mehreren Orten Europa's gesehen hatte. Er erinnerte sich jetzt auch, daß ihm einmal im Morgenlande erzählt worden war, daß, wenn es Nachts an dem Himmel blitzte, und ein Gewitter nicht auszubrechen vermöge, die Blumen unten manchmal eine leichte Flamme aus ihrem Kelche entlassen, oder daß gar ein fester, ruhiger Schein darübersteht, der nicht weicht und doch nicht die Blätter und die zarten Fäden verbrennt. Ja diese Blumen sind dann gar die schönsten.

Abdias beobachtete nun Ditha genauer und sah die Erscheinung in diesem Sommer noch zweimal an ihr. Im Winter war nichts zu bemerken.

Das Zweite, was Ditha eigenthümlich und von andern Menschen abweichend hatte, war wohl nur eine natürliche Folge ihrer Verhältnisse, die von Allem verschieden waren, was Menschen gewöhnlich begegnen kann, es war die Folge ihres früheren Zustandes und ihrer einsamen Entwicklung. Wie nämlich bei andern Menschen das Tag- und Traumleben gesondert ist, war es bei ihr vermischt. Bei andern ist der Tag die Regel, die Nacht die Ausnahme: bei ihr war der Tag vielmehr das Ausgenommene. Ihre vergangene, lange, vertraute Nacht reichte nun in ihren Tag herüber, und jene willkürlichen, von andern Menschen nicht verstandenen Bilder ihrer innern Welt, die sie sich damals gemacht

hatte, mischten sich nun unter ihre äußeren, und so entstand ein träumend sinnendes Wesen, nur zuweilen von einem schnell handelnden unterbrochen, wie es eigentlich Abdias Natur war; es entstand eine Denk- und Redeweise, die den Andern, welche sie gar nicht kannten, so fremd war, wie wenn etwa eine redende Blume vor ihnen stände. Sonst einsam in ihrer Nacht sitzend, war sie auch jetzt gerne allein, oder mit ihrem Vater, der sie sehr gut verstand. Aus jener langen Nacht mochte es auch herkommen, daß sie nicht die brennenden, sondern die kühlen und dämmernden Farben vorzugsweise liebte, und darunter wieder das Blau. Als sie einmal etwas weit von ihrem Hause waren, durch den Föhrenwald gingen, von dem wir oben geredet haben, und jenseits desselben an einem großen, blühenden Flachsfelde standen, rief sie aus: „Vater, sieh nur, wie der ganze Himmel auf den Spitzen dieser grünen stehenden Fäden klingt!“

Sie verlangte hierauf, daß ein Stück davon nach Hause genommen würde. Er aber führte sie näher, zog einige Fäden aus, zeigte ihr die feinen, kleinen Blumen und machte ihr so klar, daß man nicht gleich ein ganzes Stück von diesem Blau wegnehmen könne. Dafür versprach er ihr, daß sie bald zu Hause ein solches blaues Feld haben werde.

So sprach sie auch von violetten Klängen und sagte, daß sie ihr lieber seien, als die, welche aufrecht stehen und widerwärtig seien, wie glühende Stäbe. Ihre Stimme, die sie in der letzten Zeit ihrer Blindheit immer lieber zum Singen, als zum Sprechen erhoben hatte, wendete sich frühzeitig einer sanften, klaren Alte zu. So lebte sie eine Welt aus Sehen und Blindheit, und so war ja auch das Blau ihrer Augen, so wie das unsers Himmels, aus Licht und Nacht gewoben.

Als sie den Gebrauch ihrer Augen bekommen hatte, und Abdias, wie wir schon oben bemerkten, aufgehört hatte,

seine Zeit dem Handel und dem Herumreisen zuzuwenden, fing er etwas Anderes an. Er hatte zugleich mit dem Platze, auf welchem das Haus und der Garten stand, einen nicht gar kleinen Landtheil des unfruchtbaren Thales erworben. Er hatte diesen Theil bisher unbenützt liegen lassen und nur, wenn er mit seinen Füßen darüber wandelte, gedacht: Dieß gehört mir. Jetzt fing er an, diesen Theil zu bebauen, und wollte ihn nach und nach in Felder umwandeln, wie er hinter den verdorrten Palmen in der Wüstenstadt auch ein Feld gehabt hatte, auf dem ihm etwas Gemüse und dünn stehender niedriger Mais wuchs. Er dingte Knechte, kaufte die gehörigen Geräthschaften und fing an. Zum ersten Umgraben und zur Klärung der Erde, daß sie eine Saat annehme, hatte er eine große Zahl Taglöhner aus entfernten Gegenden kommen lassen. Zugleich fing er den Bau der Scheuern und anderer Gebäude an, welche bestimmt waren, die Ernte aufzunehmen. Da Alles in zureichendem Stande war, entließ er die fremden Arbeiter und führte die Sache durch seine Knechte fort. In dem Garten hatte er wohl schon bei seiner Ankunft des Schattens wegen Bäume gesetzt, nun aber gab er noch allerlei Gesträuche hinzu, er lockerte einen Theil des Bodens, der früher bloß mit Gras bewachsen gewesen war, auf und legte Blumenbeete an. Auf einer andern Seite des Hauses wurde Erde für Gemüse aufgegraben.

Schon in dem ersten Frühlinge, an welchem Ditha sah, wogte ein schöner, grüner Kornwald an einer Stelle, an welcher früher nur kurzes, fahlgrünes Gras gewesen war, und graue Steine aus dem Boden hervorgesehen hatten. Als die Halme gelb geworden waren, standen, gleichsam für Ditha, die blauen Cyanen darin. Abdias ging unter all Dem herum, und oft, wenn der mäßige Vormittagswind die reifenden Aehren zu silbernen Wogen mischte, stand seine Gestalt aus dem Rohrfeld hervorragend da, wie er den

weißen Turban um seine schwarze Stirne geschlungen hatte, der dunkle Kaftan im Winde sich regte, und der große Bart, der vom Antlitze niederhing, noch weißer war, als der Turban.

Gleich im ersten Sommer wurde ein Stück Feld hergerichtet und mit Flachs besäet. Als er blühte, wurde Ditha hinausgeführt, und Abdias sagte ihr, der ganze Himmel, der da auf den Spitzen dieser grünen stehenden Fäden klinge, gehöre ihr. Ditha stand nun recht oft vor dem blauen Tuche des Feldes und sah es an. Auf dem Heimwege pflückte sie sich einen Strauß von Cyanen, die im Korne standen.

Gegen die Mitte dieses Sommers ging ein mit dem gelben Getreide des Abdias hoch beladener Wagen in die neugebaute Scheuer und widerlegte den Wahn der in der Entfernung wohnenden Nachbarn, daß das grüne, mit Steinen besäete Wiegenthal unfruchtbar sei. Diesem Wagen folgte bald ein zweiter, ein dritter — und er wurde so lange beladen, bis alles Ausgesäete als Ernte zu Hause war. An einem andern Platze wurde schon wieder zur Vergrößerung der Felder für das nächste Jahr gereutet.

So lebte Abdias wieder in einer andern ihm vollkommen neuen Thätigkeit, und er betrieb sie immer weiter. Nachdem mehrere Jahre vergangen waren, hatte er schon alles Land, welches ihm eigen gehörte, umgegraben, und er sann bereits darüber nach, an seinen Handelsfreund zu schreiben, daß er durch dessen Vermittlung wieder ein neues Stück dazu bekomme, welches er bearbeiten wollte. Seinen Garten hatte er erweitert und die Mauer um das Stück ziehen lassen. Die Gebäude, die er zum Wirthschaftsbetriebe aufgeführt hatte, wurden zu klein, und er baute immer an der Erweiterung. Auch sann er über neue Dinge, die er unternehmen, und über Anlagen und Baulichkeiten, die er erfinden wollte.

Er hatte wieder mehrere Diener und Mägde genommen. Das Innere des Hauses richtete er fast so her, wie die Wohnung der Wüstenstadt zur Zeit der Esther gewesen war. Er legte weiche Teppiche, er baute durch Bretter und seidene Ueberzüge Nischen, ließ Ruhebetten in dieselben stellen und gelbseidene Vorhänge vor sie niederhängen, die man aus einander ziehen konnte. In mehrere Fächer that er Dinge, daß sie einst Ditha, wenn er todt wäre, und sie die Schlüssel bekäme, finden möge. Im Hofraume und draußen im Thale pflanzte er Bäumchen, die ihr Schatten geben, wenn sie eine Matrone sein würde. Wenn er nach Art des Alters nicht schlafen konnte, oder wenn ihm die lange europäische Dämmerung zu lange wurde, stand er auf und ging zu ihrem Bette, in dem sie meistens roth und gesund, wie eine Rose, schlummerte. Dann sah man ihn in dem Garten herumgehen und Dieß und Jenes anschauen und befestigen.

Aus Büchern lesen, oder sonst etwas lernen hatte er Ditha nicht lassen; es war ihm nicht eingefallen. Von fremden Menschen kam nie einer in das Haus des Abdias herein, und wenn ein Wanderer in das Thal kam, so sah man ihn höchstens mit der hohlen Hand aus dem Bache trinken und dann weitergehen. Die Knechte des Abdias bearbeiteten seine Felder, thaten, wie er anordnete, führten das Getreide auf den Markt und brachten das bestimmte Geld heim, das Abdias immer voraus wußte, wie viel es sein mußte, weil er die Marktpreise kannte. Sonst waren sie meistens unter sich und in dem Gesindhause, das am andern Ende des Gartens stand; denn obwohl sie hier aus dem Volke seines Glaubens genommen worden waren, hatten sie doch eine Scheu vor ihm und seinem abenteuerlichen Wesen. So waren auch die andern Diener. Die Zofe Ditha's saß schier immer in der Stube, weil man sie hatte aus der Stadt kommen lassen, sie nähete Kleider, oder las; denn sie haßte

die Luft und die Sonne. Abdias und Ditha waren immer draußen. Als er Bäume gepflanzt hatte, damit sie Schatten geben, hatte er den Himmel Europa's nicht gekannt, oder nicht auf ihn gedacht; denn sie brauchten hier kaum einen Schatten. Wenn eine heiße Sonne schien, daß jedes Wesen ermattet war und Wohnung oder Kühle suchte, saß Ditha gerne auf dem Sandwege des Gartens unter abgefallener Bohnenblüthe und ließ die Mittagsstrahlen auf sich niederregnen, indem sie leise eine Weise sang, die sie selber erfunden hatte. Abdias aber, in dem weiten Talare, mit den funkelnden Augen, weißem Haupte und Barte, saß auf dem Bänkchen an dem Hause und glänzte im Mittagsscheine. So wuchs Ditha auf, gleichsam neben Erlen, Wachholder und anderm Gesträuche der schlanke Schaft einer Wüstenaloe — so waren sie allein, und auf dem Thale lag gleichsam eine öde afrikanische Sonne.

Er hatte nach Europa verlangt, er war nun da. In Europa wurde er nicht mehr geschlagen, sein Eigenthum wurde ihm nicht genommen, allein er hatte den afrikanischen Geist und die Natur der Einsamkeit nach Europa gebracht.

Oefter saß Ditha oben an dem Getreideabhange, bis wohin Abdias ganz nahe an dem Föhrenwalde seine Anlagen ausgedehnt hatte, und betrachtete die Halme des Getreides, oder der Gräser, die darin wuchsen, oder die Wolken, die an dem Himmel zogen, oder sie ließ Gräsersamen über die graue Seide ihres Kleides rieseln und sah zu, wie er rieselte. Abdias kleidete sie nämlich gerne reich, und wenn sie nicht in dem von ihr noch immer sehr geliebten Linnen ging, so ging sie in dunkelfarbiger Seide, entweder blau, oder grau, oder violett, oder schwach braun — aber niemals schwarz. Der Schnitt ihres Kleides war wohl von ferne dem europäischen ähnlich, da die Kleider von ihrer Zofe gemacht wurden, aber er mußte immer so sein, daß die Kleider weit

und faltig um sie hingen, da sie von ihrer Heimat her an keinen Druck gewöhnt war und keinen litt. Oefter stand sie auf, wenn sie lange an dem Rande des Kornes gesessen war, und wandelte allein an dem Saume des Getreides dahin, daß ihre Gestalt weit in dem Thale gesehen wurde, wie sie entweder in Linnen leuchtete, oder schwach und unbestimmt in Seide glänzte. Abdias holte sie dann gewöhnlich ab, und sie gingen mit einander nach Hause. Er dachte, er müsse mit ihr verständig reden, daß sie selber verständig würde und fortleben könnte, wenn er todt sei. Und wenn sie so gingen, redete er mit ihr: er erzählte ihr arabische Wüstenmärchen, dichtete ihr südliche Bilder und warf seine Beduinengedanken, gleichsam, wie ein Geier des Atlasses, an ihr Herz. Er bediente sich hiezu meistens der arabischen Sprache, welche die seines Vaters war. Er hatte wohl, wie er es in seinen jugendlichen Wanderjahren sich angewöhnt hatte, sehr schnell die Sprache des Landes gelernt und hatte sie mit Denen, mit welchen er früher im Handel umgegangen war, geredet und redete sie mit Denen, die er jetzt im Dienste hatte; aber mit Ditha sprach er am liebsten arabisch. Da er aber auch zuweilen eine andere Sprache des Morgenlandes gegen sie gebrauchte, da sie auch sowohl von seinem Munde, als auch von dem der Dienstleute die Landessprache lernte; so kannte sie eigentlich ein Gemisch von Allem, drückte sich darin aus und hatte eine Gedankenweise, die dieser Sprache angemessen war.

Wenn Abdias nun so voraus dachte, wie Alles werden würde; wenn er an einen künftigen Bräutigam dachte, so fiel ihm die schöne, dunkle, freundliche Gestalt Urams ein, dem er sie gegeben hätte — aber da Uram todt war, konnte er sich nichts Anders denken, als daß Ditha immer schöner und blühender werde und so fortleben würde.

Und in der That schien es, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Sie war in der letzten Zeit bedeutend vollkommener geworden. Ihr Körper war stärker, das Auge ward schöner, dunkler, sehnsüchtiger, die Lippe reifer, und ihr Wesen kräftiger, wie sie denn überhaupt in ihrer Art das Traumhafte ihrer Mutter mit dem Feurigen ihres Vaters verband. Sie liebte diesen Vater unsäglich, und wenn sie oft gedrängt war von der wilden, ungebändigten Liebe, dann nahm sie seine alte Hand und drückte deren Finger gegen ihre Augen, ihre Stirne, ihr Herz — den Kuß kannte sie nicht, weil sie keine Mutter hatte — er aber gab nie einen, da er häßlich war.

Weil Ditha während ihrer Blindheit fast immer gesessen war, oder ihre Füße nur schwach in Bewegung hatte setzen können, wenn sie ging, ja weil sie einen bei Weitem größeren Theil ihrer Zeit in dem Bette zubrachte, als außerhalb desselben, so war ihre Entwicklung sehr langsam gegangen, und obwohl sie, da ihr das Licht der Augen zu Theil geworden war, schneller, als früher, fortschritt, so kam doch die Zeit der Reife bei ihr später, als sie sonst zu kommen pflegt. Sie war schon sechzehn Jahre alt, als sie an jenem Zeitpunkte angelangt zu sein schien. Ihr früheres drängendes Wesen stillte sich, das Auge wurde milder und schmachtender, und die Glieder waren schlank und freudig, wie bei jedem vollkommenen Wesen dieser Erde.

Abdias that sich absichtlich einen Schmerz an, oder er opferte etwas Liebes, damit nicht das Schicksal ein Größeres begehre.

Wie bei allen Mädchen in dieser Zeit große Veränderungen vor sich gehen, wie namentlich in Ditha's Stamme eine ruhige Schlankheit des Leibes und ein zartes Scheuen des Blickes das Hereintreten des Jungfrauenalters anzeigen,

so war Dieses bei Ditha ganz besonders der Fall. Ihr körperliches Wesen schien in der That in einer Art Spannung zu sein, und obwohl sie freudig und heiter und fast so kühn war, wie früher, so war es doch, als sei ein Ausdruck süßen Leidens über sie ausgegossen.

Es war eben Sommer und die Zeit der Ernte.

Ditha ging zu dieser Zeit an einem Nachmittage, der den andern Leuten recht heiß vorkam, über den Hügelsaum eines Kornfeldes empor, das der Vater am Tage vorher hatte abmähen lassen. Sie ging so lange, bis sie an dem oberen Rande angekommen war; denn sie hatte dort ein Feld mit Flachs, den sie spät gesäet hatte, zu dem sie sonst, da das Korn stand, immer mit Umwegen hatte gelangen müssen, und der jetzt alle Tage in Blüthe zu brechen versprach. Sie war ganz allein durch die Stoppeln emporgegangen und stand ganz allein, die höchste Gestalt, auf dem Saume der Anhöhe, wenn man den weiter draußen stehenden Föhrenwald ausnimmt, dessen Wipfel noch näher an dem Himmel hinzuziehen schienen. Auf dem Kornfelde hatten sie die Knechte des Abdias hinaufgehen gesehen, die eben über dasselbe Kornfeld nach Hause kehrten, weil sie ein Gewitter fürchteten. Sie kümmerten sich aber nicht weiter um sie. Nur einer, da er ein wenig später den Vater sah, der Ditha zu suchen schien, sagte, wenn er seine Tochter suche, sie sei oben auf dem Bühel. Wirklich hatte sie Abdias gesucht; denn die zarte Wolkenwand war dichter geworden und schob sich über den Himmel empor, obgleich an dem größeren Theile desselben noch das reine Blau herrschte, und die Sonne noch heißer niederschien, als früher. Er stieg also, da er von dem Knechte die Nachricht erhalten hatte, über dasselbe Kornfeld, das wir erwähnten, empor, sah Ditha am Rande des Flachses stehen und ging ganz zu ihr hinzu. Das Feld war über und über in blauer Blüthe, und auf den kleinen, zitternden

Blättchen, über die kein Lüftchen ging, war eine große Anzahl von Thierchen.

„Was thust Du denn hier, Ditha?“ fragte Abdias.

„Ich schaue meinen Flachs an,“ antwortete das Mädchen, „siehe, gestern war keine einzige Blume offen, und heute sind sie alle da. Ich glaube, die Stille und die Wärme haben sie hervorgetrieben.“

„Siehst Du nicht die Wolken am Himmel,“ sagte Abdias, „sie kommen herauf, und wir müssen nach Hause gehen, sonst wirst Du naß und krank.“

„Ich sehe die Wolken,“ antwortete Ditha, „aber sie kommen noch nicht so bald, wir können schon noch hinuntergehen. Wenn sie aber auch eher kommen, als sie versprechen, so werde ich doch nicht naß, denn ich will in ein solches Haus, wie sie hier aus Garben gemacht haben, hineingehen, will dort niedersitzen und zusehen, wie die silbernen Regenkugeln in die Halme niederschießen, davon von jedem nur ein abgemähtes Stückchen emporsteht. Bei mir drinnen aber wird es warm und trocken sein.“

Abdias schaute gegen den Abendhimmel, und in der That schien die Vermuthung des Kindes wahr zu werden, daß die Wolken eher kommen würden, als sie versprachen; denn die gleiche und schwachfärbige Wand, die noch vor Kurzem an dem Abendhimmel stand, hatte sich gelöset und in Ballen gesondert, die mit weißen Rändern überhingen und alle Augenblicke die Farbe änderten. Gegen unten, am Gesichtskreise hin, war röthliches Grau.

Abdias erkannte, daß sie vor dem Regen kaum mehr das Haus erreichen würden, und daß vielleicht der Rath Ditha's der beste wäre. Da er aber der Leichtigkeit des Garbenhauses nicht traute, wenn etwa ein Wind käme, so fing er an, mit eigenen Händen noch mehr Garben herbeizutragen. Als Ditha seine Absicht begriff, half sie ihm, bis

ein solcher Vorrath beisammen war, daß er die Wetterseite mit einer dichten Garbenmauer besetzen und dem Ganzen eine solche Festigkeit geben konnte, daß es nicht leicht vom Winde zu zerreißen war. Gegen Morgen ließ er die Oeffnung frei, daß sie auf das Spiel des Regens hinaussehen und eine Uebersicht auf den Abzug des Gewitters haben könnten. Das Obdach wurde endlich fertig, aber es rührte sich noch immer kein Lüftchen, und es fiel kein Tropfen. Die gelben Stoppeln lagen vor ihnen, die zarten, von dem Schirme der weggenommenen Halme entblößten Gräschen regten sich nicht, und über dem blauen Felde des Flachses hoch in der Luft sang eine Lerche, von dem fernen, tiefen Donner zuweilen unterbrochen.

Ditha hatte ihre Gewitterfreudigkeit, sie wendete sich gegen Abend, und sagte: „Wie es so herrlich ist, wie es so unsäglich herrlich ist. Weil Du nun auch da bist, o Vater, so ist es mir noch lieber.“

Sie standen vor ihrer aus Garben aufgebauten Behausung, schauten die Wolken an und waren in jedem Augenblicke bereit, wenn der Regen beginne, sich in die Hütte hineinzusetzen. In den oberen Theilen des Himmels mußte schon der Wind herrschen; denn die grauen Schleier, welche dem Gewitter vorherzugehen pflegen, liefen sichtlich dahin, sie hatten schon die Sonne überholt, standen bereits über den Häuptern der Zuschauenden und eilten gegen Morgen.

Abdias hatte im Innern des gebauten Obdaches mehrere Garben zu einem Sitze zurecht gelegt und setzte sich hinein. Ditha, mit der den Kindern eigenthümlichen Liebe zur Heimlichkeit, setzte sich in dem kleinen, gelben Häuschen zu ihm. Der vor ihnen gegen Morgen offen gelassene Raum nützte gerade so Viel, daß sie zu ihren Füßen ein Theilchen Stoppelfeld sahen, dann ein Stückchen Flachs und oben die grauen, luftigen Schleier, die am Himmel hinzogen, auch

konnten sie die Lerche hören, die oberhalb des Flachses sang. Die Donner waren noch immer ferne, obgleich die Wolken schon den ganzen Himmel angefüllt hatten und nicht nur über ihre Häupter, sondern auch schon weit gegen Morgen hinausgegangen waren.

In diesem Verstecke saßen sie und sprachen mit einander.

„Glaubst Du nicht auch," sagte Ditha, „daß die Wolken gar nicht dicht sind, und daß sie gewiß nicht große und gar schwere Tropfen werden fallen lassen? Es wäre mir leid, wenn sie die feinen, schönen Linnenblüthen herabschlügen, die heute erst aufgebrochen sind."

„Ich denke, daß sogar schwere Tropfen die blauen Blätter nicht abzuschlagen vermögen, weil sie erst heute aufgeblüht sind und noch strenge haften," sagte Abdias.

„Ich liebe die Flachspflanzen sehr," fing nach einer Weile Schweigens Ditha wieder an, „es hat mir Sara auf mein Befragen vor langer Zeit, da noch das traurige, schwarze Tuch in meinem Haupte war, Vieles von dem Flachse erzählt, aber ich habe es damals nicht verstanden. Jetzt aber verstehe ich es und habe es selbst beobachtet. Sie ist ein Freund des Menschen, diese Pflanze, hat Sara gesagt, sie hat den Menschen lieb. Ich weiß es jetzt, daß es so ist. Zuerst hat sie die schöne Blüthe auf dem grünen Säulchen, dann wenn sie todt ist und durch die Luft und das Wasser zubereitet wird, gibt sie uns die weichen, silbergrauen Fasern, aus denen die Menschen das Gewebe machen, welches, wie schon Sara sagte, ihre eigentlichste Wohnung ist, von der Wiege bis zum Grabe. Siehst Du, Das ist auch wahr: — wie sie nur so wunderbar, diese Pflanze, zu dem weißen, lichten Schnee zu bleichen ist — dann legt man die Kinder, wenn sie recht klein sind, wie ich war, hinein und hüllt die Glieder zu — ihrer Tochter hat Sara viel Linnen mitgegeben, da sie fort-

zog, um den fremden Mann zu heirathen, der sie wollte; sie war eine Braut, und je größere Berge dieses Schnee's man einer Braut mitgeben kann, desto reicher ist sie — unsere Knechte tragen die weißen Linnenärmel auf den bloßen Armen — und wenn wir todt sind, hüllen sie die weißen Tücher um uns, weißt Du." — —

Sie schwieg plötzlich. Ihm war es, als hätte er seitwärts an der Garbe einen sanften Schein lodern gesehen. Er dachte, sie habe wieder ihren Schimmer; denn er hatte schon früher alle Spitzen von Bändchen und Haaren an ihr aufwärtsstehen gesehen. — Aber sie hatte ihren Schimmer nicht gehabt. Da er hinblickte, war schon Alles vorüber. Es war auf den Schein ein kurzes, heiseres Krachen gefolgt, und Ditha lehnte gegen eine Garbe zurück und war todt.

Kein Tropfen Regen fiel, nur die dünnen Wolken rieselten, wie schnell gezogene Schleier, über den Himmel.

Der Greis gab nicht einen Laut von sich, sondern er starrte das Wesen vor sich an und glaubte es nicht, daß dieß Ding seine Tochter sei. Ihre Augen waren geschlossen, und der redende Mund stand stille.

Er schüttelte sie und redete ihr zu — — aber sie sank aus seiner Hand und war todt.

Er selber hatte nicht die geringste Erschütterung empfunden. Draußen war es, als sei auch noch kein Gewitter an die Stelle gekommen. Die folgenden Donner waren wieder ferne, es ging kein Lüftchen, und zeitweise sang noch die Lerche.

Dann stand der Mann auf, lud das todte Mädchen mechanisch auf seine Schulter und trug sie nach Hause.

Zwei Hirten, die ihm begegneten, entsetzten sich, wie sie ihn so im Winde, der mittlerweile aufgestanden war, schreiten sahen, und wie das Haupt und der Arm des Kindes rückwärts seiner Schulter herabhing.

Das neue Wunder und Strafgericht, wie sie es nannten, flog sogleich durch das Land. Am dritten Tage nach dem Unglücke kamen Brüder seines Volkes und legten die Lilie in die Erde.

Das Gewitter, welches dem Kinde mit seiner weichen Flamme das Leben von dem Haupte geküßt hatte, schüttete an dem Tage noch auf alle Wesen reichlichen Segen herab und hatte, wie jenes, das ihr das Augenlicht gegeben, mit einem schönen Regenbogen im weiten Morgen geschlossen.

Abdias saß nach diesem Ereignisse auf dem Bänkchen vor seinem Hause und sagte nichts, sondern er schaute die Sonne an. Er saß viele Jahre, die Knechte besorgten auf Anordnung des Handelsfreundes, von dem wir öfter geredet hatten, die Felder — aus Ditha's Gliedern sproßten Blumen und Gras — eine Sonne nach der andern verging, ein Sommer nach dem andern — und er wußte nicht, wie lange er gesessen war, denn nach glaublichen Aussagen war er wahnsinnig gewesen.

Auf einmal erwachte er wieder und wollte jetzt nach Afrika reisen, um Melek ein Messer in das Herz zu stoßen; aber er konnte nicht mehr; denn seine Diener mußten ihn am Morgen aus dem Hause bringen und Mittags und Abends wieder hinein.

Dreißig Jahre nach dem Tode Ditha's lebte Abdias noch. Wie lange nachher, weiß man nicht. In hohem Alter hatte er die schwarze Farbe verloren und war wieder gebleicht worden, wie er in seiner Jugend gewesen war. Viele Menschen haben ihn auf der Bank seines Hauses sitzen gesehen.

Eines Tages saß er nicht mehr dort, die Sonne schien auf den leeren Platz und auf seinen frischen Grabhügel, aus dem bereits Spitzen von Gräsern hervorsahen.

Wie alt er geworden war, wußte man nicht. Manche sagten, es seien weit über hundert Jahre gewesen.

Das öde Thal ist seit der Zeit ein fruchtbares, das weiße Haus steht noch, ja es ist nach der Zeit noch verschönert und vergrößert worden, und das Ganze ist das Eigenthum der Söhne des Handelsfreundes des Abdias.

So endete das Leben und die Laufbahn des Juden Abdias.

Das alte Siegel.

1843.

1.

Die Berghalde.

Veit Hugo Evaristus Almot war der einzige Sohn eines uralten, noch aus den Zeiten Laudons und Eugens stammenden Kriegers, der ebenfalls den Namen Veit Hugo führte, und welcher Krieger, nachdem er glücklich den Schwertern und Spießen der Türken entgangen war, zuletzt noch in bedeutend vorgerückten Jahren in die Gefangenschaft eines schönen Mädchens gerieth, welcher er nicht entging; daher er das Mädchen zur Frau nahm, dieselbe auf seinen Landsitz in's Hochgebirge führte und mit ihr sein Söhnlein Veit Hugo erzielte. Er lebte darnach noch eine Reihe von Jahren in die Zeit hinein, so daß ihm sogar sein liebes Weiblein, obgleich es viel jünger war, als er, in die Ewigkeit vorausging, so wie ihm bereits alle Kameraden und Freunde vorausgegangen waren.

Ungleich vielen Kriegern seiner Zeit hatte er sich so viele wissenschaftliche und Staatsbildung eigen gemacht, als damals möglich war, und da er seinen Sohn selber unterrichtete und erzog, weil er meinte, daß es Niemand so gut zu thun vermöchte, als er, so trug er Alles, was er wußte, auf diesen über. Freilich wäre bei dem indessen vorgerückten Stande der Wissenschaften mancher Andere gewesen, der den Unterricht weit besser hätte führen können, als er; allein neben dem Unterrichte gab er seinem Sohne unversehens auch ein

anderes Kleinod mit, welches ein Fremder nicht hätte geben können, nämlich sein eigenes einfältiges, metallstarkes, goldreines Männerherz, welches Hugo unsäglich liebte und unbemerkt in sich sog, so daß er schon als Knabe etwas Eisenfestes und Altkluges an sich hatte, wie ein Obrist des vorigen Jahrhunderts, aber auch noch als Mann von zwanzig Jahren etwas so einsam Unschuldiges, wie es heutzutage selbst tief auf dem Lande kaum vierzehnjährige Knaben besitzen. Das Herz und seine Leidenschaften waren bei dem Vater schon entschlummert, daher blieben sie bei dem Sohne ungeweckt und ungebraucht in der Brust liegen, und er hatte von dem Vater sonst nichts geerbt, als den Tag für Tag gleichen Frohsinn und die Freude an der Welt. Von der Mutter hatte er die ungewöhnliche Schönheit des Körpers und Antlitzes bekommen, die sie einst in ihrem Leben ausgezeichnet hatte, und diese Schönheit entwickelte sich an ihm, da er emporwuchs, so daß die Blicke aller Menschen mit Wohlgefallen an dem Knaben hafteten, und daß er als Jüngling, obgleich er selbst noch nichts Anderes liebte, als den Vater und die ganze Welt, doch an manchen Stellen, wohin der Himmel seines Auges leuchtete, bereits die heißeste Liebe entzündet hatte, davon er selber nie etwas wußte.

Als er auf diese Weise ein und zwanzig Jahre alt geworden war, gab ihm der Vater ein Päckchen mit Goldstücken, einen Empfehlungsbrief, mehrere gute Lehren und sagte, daß er mit allem Diesem jetzt in die Hauptstadt gehen müsse.

„Veit," sagte er, „Du hast nun von mir genug gelernt, ich weiß nichts mehr weiter. Du mußt nun in die Welt gehen und auch das Deine thun. Gib diesen Brief da dem alten Feldobristen, auf den er lautet, er wird Dir, wenn er noch lebt, an die Hand gehen; schau' auf das Geld, wir haben nicht viel, aber was ein ehrlicher Mann braucht, werde ich Dir immer senden; sieh zu, daß Du noch etwas lernest,

das Dir gut thut, denn jetzt braucht man viel mehr, als ehedem, weil die Welt aufgeklärter geworden ist; dann, wenn Du ausgelernt hast, mußt Du auch, wie ich Dir immer gesagt habe, auf der Erde etwas wirken — es sei, was es wolle, ich rede Dir da nichts ein, aber gut muß es sein, und so viel, daß es einer Rede werth ist, wenn man einmal Abends bei seinem eigenen Ofenfeuer beisammensitzt, hörst Du, Veit! — Dann kannst Du in Dein Haus zurückkommen, es trägt schon so viel, daß davon ein strenger Mann leben kann und sein Weib auch und eine Handvoll Kinder auch noch und mancher Gast dazu, der zu Dir über's Gebirge steigt. So — jetzt geh und lasse den gesattelten Rappen nicht zu lange warten, ich konnte Das nie leiden, mein Bruder, der Franz, Dein Oheim, hat es immer gethan, darum haben sie ihn auch bei Karlowitz niedergeschossen, weil er wieder zu spät aufgebrochen ist, wie sonst. Schreib oft, Veit, wenigstens jeden Monat einmal, und vergiß mich nicht, und sei kein Narr, wenn Du einmal hörst, daß ich gestorben bin."

Nach diesen Worten stand der Knabe, der schon wußte, daß er jetzt fortziehen werde, und bereits dazu vollkommen ausgerüstet war, auf und ging an der Hand des Vaters, der ihn führte, aus dem Hause hinaus. Sie gingen rückwärts durch den Garten und an den Blumenbeeten entlang. Der Rappe stand am Gitter, von dem traurigen Knechte gehalten. Der alte Krieger wollte grimmig darein schauen, um sich selber zu Hilfe zu kommen; aber wie er dem Sohne, der bisher stumm und standhaft den Schmerz niedergekämpft hatte, die Hand gab und nun sah, daß dessen gute, junge und unschuldige Augen plötzlich voll Wasser anliefen, so kam auch in die starren, eisengrauen Züge des alten Mannes ein so plötzliches Zucken, daß er es nicht mehr zurückhalten konnte. Er sagte nur die ganz verstümmelten Worte: „Dummer Hasenfuß," und kehrte sich um, indem er, heftig mit den Armen

schlagend, in den Garten zurückging. Hugo sah es nicht mehr, wie der verlassene Mann, um sich seinem Anblicke zu entziehen, in die allererste Laube hineinging und dort die Hände über dem Haupte zusammenschlug: sondern er ließ sich von dem Knechte den Steigbügel halten, schwang sich auf und ritt mit fester Haltung der Berg hinab, weil er meinte, der Vater sehe ihm nach; aber als er unten angekommen war, und die Haselgesträuche ihn deckten, ließ er dem Herzen Luft und wollte sich halb todt weinen vor auszelassenem Schmerze. Er hörte noch das Dorfglöcklein klingen, wie es in die Frühmesse läutete, und neben ihm rauschte das grüne, klare Wasser des Gebirgsbaches. Das Glöcklein klang, wie es ihm zwanzig Jahre geklungen, der Bach rauschte, wie er zwanzig Jahre gerauscht — und beide Klänge gossen erst recht das heiße Wasser in seine Augen.

„Ob es denn," sagte er gleichsam halblaut zu sich, „in der ganzen Welt einen so lieben Ort und einen so lieben Klang geben könne, und ob ich denn nur noch einmal in meinem Leben diesen Klang wieder hören werde!"

Das Glöcklein hörte endlich auf, nur der Bach hüpfte neben ihm her und rauschte und plauderte fort.

„Grüße mir den Vater und das Grab der Mutter," sagte er, „Du liebes Wasser."

Aber er bedachte nicht, daß ja die Wellen nicht zurückflossen, sondern mit ihm denselben Weg hinaus in die Länder der Menschen gingen. — —

Fuhrleute mit krachenden Wägen begegneten ihm auf der Straße, der graue Gebirgsjäger mit dem Gemsbarte ging über den Weg. Heerdenglocken klangen, der Thau glänzte auf den Bergen — Hugo ritt langsam aus einem Thale in das andere, und aus jedem derselben kam ihm ein Bächlein nach, und alle vereinten sich und zogen als größerer Bach mit ihm des Weges weiter — der Himmel wurde immer

blauer, die Sonne immer kräftiger, und das Herz des Reisenden mit. Nachmittags, als ihm die straffe Gebirgsluft schon längst die letzte Thräne von dem Auge getrocknet hatte, und seine Gedanken schon weit und breit wieder ihre Wege gingen, dauerte doch noch eine gewisse Weichheit und Sehnsucht fort, die ihm sonst fremd gewesen waren. Er suchte daher, als er seine erste Nachtherberge erreicht hatte, sogleich sein Lager und entschlummerte todtmüde, während in seinen Ohren Heimathglocken klangen, und Heimathsbäche rauschten. In der ganzen Nacht hing das Bild des abwesenden Vaters vor den zugemachten Augen.

Deßohngeachtet erwachte er am andern Morgen gestärkter und ruhiger, und jeder Tag, der da folgte, legte sein Körnlein dazu, bis er am Abende des sechsten Tages wohlgemuth und staunend in die Herrlichkeit der Hauptstadt einritt.

Hier wußte er nun nicht, was er gleich beginnen sollte. Der einzige Empfehlungsbrief, den er mitbekommen hatte, nämlich der an den alten Feldobristen, war ihm unnütz; denn der Feldobrist war schon längstens gestorben, und so war er also mit sich allein. Das Erste, was er vornehmen wollte, bestand darin, daß er sich irgendwo ein Stübchen miethe, in dem er lebe und die Dinge ansähe, wie sie hier sind, damit er erfahre, was er dann weiter zu erringen habe.

Mit dem Pferde, welches er mitgebracht hatte, war er gleich anfangs in eine große Verlegenheit gekommen. Es war zur Zeit, als er von Hause ging, nicht mehr Sitte, zu Pferde zu reisen, sondern der Reitpferde bediente man sich nur im Heere zum Dienste und außer demselben, vorzüglich in der Stadt, bloß zu dem einen oder dem andern Spazierritte. Er war daher häufig angeschaut worden, wenn er so auf seinem Rappen die Straße dahin zog, und als er in die Hauptstadt gekommen war, waren alle Reitpferde schöner, waren alle ganz anders gesattelt und gezäumt, als das seine,

und überall, wo er um ein Zimmer für sich fragte, war kein Stall, in welchen er seinen Rappen hätte thun können. Er gab daher denselben, der noch immer in dem Gasthofe, in welchem er abgestiegen war, weil er ihm von den Fuhrleuten seiner Gegend, die alle dort einkehren, empfohlen wurde, gestanden war, einem Fuhrmanne mit, der in das Thal seines Vaters zurückkehrte, und trug ihm auf, daß er den Rappen hinten an seinen Wagen anhängen, sehr gut auf ihn schauen und ihn von dem Wirthshause des letzten Dorfes aus nach dem Hause der Gebirgshalde senden möge, wo der Vater ist. Der Fuhrmann versprach Alles, und Hugo nahm Abschied von dem Thiere.

In der ersten Woche seines Aufenthaltes in der großen Stadt hatte er eine Stube gefunden, wie er sie wünschte. Sie war zum Studiren abgelegen, und ihre zwei Fenster sahen doch auf ein paar grüne Bäume, wie er sie liebte, obgleich jenseits derselben sogleich wieder Mauern anfingen, die ihm zuwider waren. In diese Stube brachte er seine Sachen und richtete sich ein. Hier wollte er nun eine Thätigkeit anfangen, von der er wußte, daß sie seinem Vater eine große Freude machen könnte. Die Sache war so: Als sie, nämlich er und sein Vater, zu lernen angefangen hatten, und Hugo bereits schon bedeutende Fortschritte machte, brach die französische Revolution aus. Es bereiteten sich gemach die erschütternden Begebenheiten vor, die dann auf ein Vierteljahrhundert hinaus den Frieden der Welt zerstören sollten. Der alte Veit lebte gleichsam wieder jugendlich auf und ließ sich alle nur denkbaren Zeitungen auf das alte Gebirgshaus bringen. Der Knabe mußte sie ihm vorlesen, sie lebten Jahr nach Jahr diese Bewegungen durch, und als sie auf jene Zeit kamen, in welcher der fremde Eroberer unser Vaterland in Fesseln schlug, und Hugo bereits zu einem Jünglinge aufzublühen begann — da entstand in Beiden derselbe Gedanke,

daß nämlich eines Tages die gesammte deutsche Jugend aufstehen werde, wie ein Mann, um die deutsche Erde gänzlich zu befreien.

„Dieses Geschlecht," sagte der alte Veit, „hat den Krieg noch nicht gesehen, es weiß also jetzt, da er da ist, nichts mit ihm anzufangen. Wenn ich nur nicht so alt wäre. Sie merken die große Schande nicht, daß sie immer geschlagen werden, und der Feind, der auch lange keinen Krieg gehabt hat, ist ebenfalls so thöricht, diese Schande immer zu mehren und mit Worten größer zu machen, weil er sie für einen Triumph hält. Aber es kann nicht lange so dauern; wenn das Kraut fort wachsen wird, dann wird er sich über die Blume wundern, die ganz oben stehen wird. Sie muß Ingrimm heißen, diese Blume, und alle alten Sünden müssen getilgt werden, wenn es mit rechten Dingen zugehen soll. Wenn auch die Sünder selber nicht mehr leben, um auszubessern, so wird es die nachwachsende Jugend thun. — Wie wir damals mit dem alten und schon schwachen Eugenius an den Rhein rückten, unser sechzig, unser siebenzig Tausend, lauter blutjunge Bursche! — hätten sie uns damals von Seite des heiligen römischen Reiches nicht so im Stiche gelassen — der alte Eugenius hat ohnehin mit uns Wunder gewirkt. Ich glaube, wenn solche sechzig, oder siebenzig Tausend im Felde stünden, sie würden den Feind über die Grenze zurückwerfen. Macht er es in seinem Uebermuthe nur immer so fort, so werden schon mehrere aufstehen, man wird nicht wissen, woher sie gekommen sind, es werden ihrer mehr, als sechzig und siebenzig Tausend sein, diese werden Thaten thun — es wird eine Zeit sein, Du kannst sie noch erleben, ich schwerlich — sie werden es nicht mehr ertragen können, und der jetzt an der Zeche sitzt, Der wird sehr bald und sehr fürchterlich dafür bezahlen müssen. Merke Dir Das, daß ich es gesagt habe, wenn es geschieht, und ich vielleicht schon im Grabe liege."

Durch solche und ähnliche Worte entzündete er das arme Herz des Knaben, daß es sich in heimlicher und einsamer Gluth abarbeitete, und Dieß um so mehr, da es sich von den Dingen der Wirklichkeit auch keine entfernt ähnliche Vorstellung zu machen verstand. Als nach ein paar Jahren darauf der Krieg über ganz Deutschland fluthete, obwohl man auf der Berghalde nie einen Feind gesehen hatte, und das alte Haus, wie manch andere Stelle im Gebirge, gleichsam als eine Insel, aus der Fluth herausragte: faßte Hugo den Entschluß, wenn der Zeitpunkt gekommen wäre, daß sich Deutschlands Jugend gegen den Feind erhebe, auch hinauszugehen und sich in die Reihe der Krieger zu stellen. Er sagte zu seinem Vater nichts von diesem Gedanken. Denn wie die Andern mit den kleinen Lastern und Begierden ihres Herzens, so war Hugo verschämt mit der Schönheit des seinigen. Jede Zeile, die er lernte, jeden veralteten Handgriff, den ihm sein Vater beibrachte, berechnete er schon auf jene Zeit. Als er nun von dem Hause Abschied nahm, in die Stadt reis'te und die von ihm gemiethete abgelegene Stube bezog, nahm er sich vor, in derselben alle kriegerischen Wissenschaften zu betreiben, nebstbei die Bekanntschaft von Männern aus dem Kriegerstande zu suchen, daß sie ihm an die Hand gingen, daß er sich nicht nur aus den Büchern wissenschaftlich, sondern durch Erlernung aller Handgriffe und Uebungen auch thatsächlich unterrichtete — und wenn dann der Zeitpunkt der Erhebung gekommen wäre, von dem er eben so fest überzeugt war, daß er kommen müsse, wie sein Vater, würde er demselben schreiben, daß er sich seither für den Kriegerstand gebildet habe, und daß er sich nun dem Aufstande anschließe. Wenn dann die That der Befreiung, dachte er, von den vielen hunderttausend deutschen Jünglingen versucht worden und gelungen wäre, dann wolle er nach Hause gehen und wolle dem alten Vater Alles auseinandersetzen, was er gelernt habe,

wie er sich vorbereitet habe, wie er eingetreten sei, was er gethan habe, — und dann wolle er ihn fragen, ob Dieses der Rede werth sei, wenn man Abends einmal bei dem Ofenfeuer beisammen sitze — oder ob er noch hinausgehen müsse und noch etwas thun.

So wie Hugo, mußten sich damals viele vereinzelte Jünglingsherzen, wenn auch nicht thatsächlich, wie er, doch durch Erwägung der Frage, die zu jener Zeit noch ein Unding schien, vorbereitet haben, weil, da gleichwohl die Lösung derselben eintrat, die Flamme nicht ein Herz nach dem andern ergriff, sondern von allen, als hätte sie schon lange darinnen geglimmt, auf einmal und mit einer einzigen Lohe emporschlug.

Seinem Entschlusse gemäß, begann nun Hugo in der gemietheten Stube seine wissenschaftlichen Arbeiten. Gleich in den ersten Tagen, in denen er sehr oft herumging und öffentliche Orte besuchte, um etwa einen Bekannten zu erwerben, wie er ihn wünschte, machte er wirklich die Bekanntschaft eines Kriegers, die ihm von großem Vortheile war; denn derselbe gab Hugo nicht nur die Werke an, nach denen er seine Bildung beginnen solle, sondern er vermittelte auch bei seinen Obern und Vorgesetzten, daß Hugo nicht nur allen kriegerischen Uebungen beiwohnen, sondern auch dieselben, wo es anging, persönlich mitmachen konnte. Hiedurch kam er in die Bekanntschaft fast aller höheren in der Hauptstadt befindlichen Krieger. Er sagte Keinem von ihnen seinen eigentlichen Plan, sondern theilte nur das Allgemeine desselben mit, daß er sich nämlich zum Kriege gegen den Landesfeind vorbereite. Ob es Einzelne gab, die ihn erriethen, oder ob Mehrere aus ihnen schon selber an eine Entscheidung der Art dachten, wie sie erst nach mehreren Jahren wirklich eintrat, können wir nicht sagen, weil er trotz des Umganges mit diesen Männern so einsam war, als säße er beständig

und ausschließlich in seinem Stübchen, daher ihm der Aufenthalt in der Hauptstadt auch nicht im Geringsten anzusehen war, als wäre er erst gestern Abends von der Gebirgshalde gekommen.

Das erkannte er gleich, daß er hier noch sehr Vieles lernen müsse, und schrieb es auch dem Vater. Er schrieb ihm dazu, daß er die Kriegswissenschaften betreibe und sich auf diesem Felde auch thatsächlich übe, wenn er diese Dinge heute oder morgen etwa einmal brauchen könnte. Der Vater antwortete in einem Schreiben, daß er über Das, was der Sohn treibe, kein Urtheil abgebe, daß er schon gesagt habe, er hätte Freiheit zu thun, wie er wolle, nur gut müsse es sein und einer Abendrede werth. Was ihm sonst Veit schriebe, wie man die Kriegsdinge jetzt anders betreibe, so sehe er wohl ein, daß die Wissenschaft des Krieges fortgeschritten sei, und jetzt Vieles besser in's Werk gestellt werden würde, als zu seiner Zeit, aber die Manneszucht und die Tapferkeit sei heute nicht mehr so, wie in seinen Tagen, Das könne er durchaus nicht glauben.

Hugo richtete sich seine Stube zu seinen Zwecken ein. Das Vorstübchen war ganz leer, lag über dem Schwibbogen eines Thores und war daher zu den Fechtübungen sehr tauglich, die er sehr häufig mit seinem Meister und oft auch mit einem Kameraden anstellte. In der Stube selber hingen seine Scheibengewehre, seine andern Waffen und, wo noch Platz war, die Landkarten. Auf den vielen Tischen lagen die Bücher, die Pläne, Karten und andern Papiere. Bald, als er den Rappen nach Hause geschickt hatte, kaufte er sich ein anderes Pferd, weil ihm die Uebungen in der Reitschule auf den Pferden des Bereiters nicht genügten, sondern weil er sie auf einem edlen, kräftigen, feurigen Pferde, das ihm eigen wäre, selber machen wollte, und weil er einen Rest seiner Zeit in die Pflege eines solchen edlen Pferdes theilen

wollte. Er miethete einen Stall dafür, und obwohl es sein Diener in der Obhut hatte, ging er doch täglich hin und leitete die Wartung desselben. Der früheste Morgen — denn Hugo stand schon wenige Stunden nach Mitternacht auf — war den Studien gewidmet. Seine Zeit war strenge eingetheilt, Dieß hatte er von dem Vater gelernt, und nur im Laufe des Vormittags und des Abends war eine Stunde oder etwas darüber zum Spazierengehen und zur Erholung bestimmt.

So lebte Hugo ein und ein halbes Jahr fort. Er dachte, er könne mit seinen Erwerbungen auf dem betretenen Felde zufrieden sein, als ein Brief kam und ihm den Tod seines Vaters meldete. Derselbe hatte also nicht mehr erlebt, daß ihm der Sohn die Freude mache, den geliebten Gedanken, den er im hohen Alter noch mit Jugendfeuer ausdachte, aus freiem Antriebe verwirklichen zu helfen, und wenn der Sohn in die Zukunft dachte und sich selber seine Pläne entwickelte, so war oft der Gedanke da, was der Vater dazu sagen werde, aber daß der Tod dieses Vaters eintreten könnte, Das war nie in Rechnung gebracht. Hugo konnte also jetzt nichts thun, als auf der eingeschlagenen Bahn fortzugehen, und wenn die That gethan sei, und sein Herz noch unter den Lebendigen schlage, auf das Grab des Vaters zu gehen, dort die Waffen niederzulegen und zu fragen, ob die That einer Abendrede werth sei — schlägt aber das Herz nicht mehr unter den Lebendigen, dann, hoffe er, würde er doch auch an einen Ort kommen, wo er dem Vater selber sagen könnte, was er gethan.

Er hatte das alte Haus geerbt mit den Erträgnissen der dazu gehörigen Felder, Wiesen und Wälder. Das Haus trug er dem noch lebenden Altknechte seines Vaters zur Verwaltung auf, bis er selber kommen werde. In der Stube hingen mehrere verrostete Waffen, die er befahl, daß man

sie unberührt und unvermischt hängen lassen solle. Mit dem Briefe, der ihm den Tod des Vaters angezeigt hatte, war zugleich in einem Futterale ein altes Siegel angekommen, über das der Vater verordnet hatte, daß man es sogleich nach seinem Tode dem Sohne einhändigen solle. Er hatte zu Lebzeiten das Siegel immer bei allen seinen Briefen und bei allen andern Papieren und Urkunden, die eines Petschaftes bedurften, geführt. In dem Fache des Siegels lag ein Blättchen Papier, mit der eigenen Handschrift des Vaters beschrieben. Das Feld des Siegels, dessen Stiel von kunstreicher Arbeit in Stahl war, trug mit sehr schönen klaren Buchstaben im Halbkreise herum die Worte: „Servandus tantummodo honos," unterhalb des Bogens der Buchstaben war ein ganz blankes Schild, um die Reinheit der Ehre anzuzeigen. Denn die Familie Almot war nicht von Adel und hatte kein Wappen. Auf dem, dem Siegel beigelegten Papiere stand, daß ihm der Vater hier das Siegel übergebe, das man immer in der Familie geführt habe, und daß er ihm die Worte, die darauf stünden, auf das Beste empfehle; denn so lange der Sinnspruch desselben befolgt werde, ist nichts verloren, und man steht vor sich selber und den Anderen gerechtfertigt und untadelig da.

„Ja," dachte Hugo, „das will ich unabänderlich befolgen: so lange ich lebe, soll kein Makel an mein Herz und meine Ehre kommen, es soll kein Einziger sein, der etwas Schimpfliches über mich zu sagen wüßte, und vor allen Andern soll ich selber nicht der Einzige sein, der eine geheime Schuld hätte und sich dieselbe erzählen könnte. Ich will eine große und nützliche That thun helfen, und erst dann, wenn ich mein eigenes Gewissen befragt habe, ob es genug sei, und wenn mein eigenes Gewissen geantwortet hat: wenn der Vater lebte, würde er es einer Rede des Abends für werth halten — dann werde ich nach Hause gehen, das alte Haus in meine

Obsorge nehmen und alle Die behüten, die mir untergeben sind und ein Recht haben auf meinen Schutz und meine Verwaltung."

Mit dem großen Schmerze in dem Herzen ging er an die Fortsetzung seiner Arbeiten und Bestrebungen. Sie zeigten ihm bald eine neue Seite. Waren sie ihm früher nur Beruf und Mittel zum Ziele gewesen, so wurden sie ihm nun eine Art Trost, gleichsam ein unsichtbares Band mit dem Verstorbenen, der auch diesem Stande angehört hat und den Kreis dieser Dinge bald ganz, bald zum Theile gleichsam mit hinüber in die Ewigkeit gezogen hat. Er arbeitete sehr fleißig, und erst jetzt setzte er seine Studien mit der wahren und rechten Begeisterung fort.

Fast zwei Jahre waren seit dem Tode des Vaters wieder verflossen. Hugo blieb in der Stadt rein und stark, wie eine Jungfrau; denn in dessen Busen ein Gott ist, Der wird von den Niedrigkeiten, die die Welt hat, nicht berührt. Obwohl er nun schon im vierten Jahre in der großen Stadt war, lag ihm das Herz noch so einsam in seiner Brust, wie einst auf der Gebirgshalde — nur daß es ihn zuweilen, wenn er auf den Höhen um die große Stadt herumschweifte, wie Heimweh, überkam, oder wie eine traurige Sehnsucht. Er hielt es für Thatendurst; in Wahrheit aber war es, wenn er so die Landschaft übersah, ein sanftes Anpochen seines Herzens, das da fragte: „Wo in dieser großen Weite hast Du denn die Sache, die Du lieben kannst?" — — Aber die Sache hatte er nicht, der Mahnung achtete er nicht, und so schleiften die Stunden hin, höchstens, daß er in solchen Augenblicken niedersaß und an seinem Tagebuche schrieb, das sonderbar genug, in lauter Briefen an den todten Vater bestand. Anders wußte sich seine Liebe nicht zu helfen; wie hold Mutterliebe sei, hatte er nie erfahren, und wie süß die andere, davon ahnete ihm noch nichts, oder, wenn man es

so nimmt, die Briefe an den Vater sind mißgekannte Versuche derselben.

Zu der Zeit, von der wir reden, übrigte er sich täglich auch ein paar Stunden ab, in denen er die schönen Wissenschaften trieb und Dichter und Geschichtschreiber las. Er las aber nur lauter heidnische Alte. Er hatte einen Mann kennen gelernt, der ein inniger Freund des mit Hugo gleiche Wege gehenden Körner war, von dem ihm damals nicht ahnete, daß er ihn so bald durch den Tod verlieren würde. Dieser Mann war ein schwärmender Verehrer der Sprache der Griechen und Römer und führte Hugo in die Gebiete derselben ein und unterrichtete ihn sogar zum Theile darinnen. Hugo's feste Einfalt, die er auf der Gebirgshalde bekommen hatte, stimmte vortrefflich mit der der Alten, er pries dieselben unsäglich und sagte: er wolle nun vorerst in dem Reiche derselben verbleiben, bis er es erschöpft und in sein Blut aufgenommen habe. Dann wolle er in das der Neueren übergehen und sehen, was denn Diese auf demselben Felde hervorgebracht hätten.

2.

Die Kirche von Sanct Peter.

Hugo saß eines Tages, wie gewöhnlich, in seiner Stube. Es war eben zwölf Uhr. Er war von dem Spaziergange, den er gerne um zehn Uhr Vormittags machte, zurückgekehrt und wollte die anderthalb Stunden, die noch bis zu seinem Mittagsessen übrig waren, wie er es alle Tage that, mit Rechnen verbringen. Die zwölfte Stunde war in der Stadt die, in welcher man die eingelaufenen Briefe auszutragen beginnt. An Hugo's Thür ward gepocht, der bekannte Brief-

träger trat ein und brachte ein Schreiben. Als der kleine Betrag dafür entrichtet war, ging er wieder fort. Hugo sah gleich, daß der Brief nicht von dem Altknechte seines Vaters sei, dem einzigen Menschen, von dem er Briefe zu empfangen pflegte. Das Schreiben war auf nicht gar feinem, nicht gar weißem Papiere, und der Umschlag trug eine nicht gar schöne Schrift. Hugo erbrach das Siegel und las folgenden Inhalt: „Wenn Ihr der junge Mann seid, der so wundersam schöne blonde Haare hat und sie nicht gar zu kurz, aber auch nicht gar zu lange auf seinen Nacken niedergehend trägt, so erfüllet einem alten Manne die Bitte und seid morgen zwischen zehn und eilf Uhr in der Kirche von Sanct Peter."

Der Brief hatte keine Unterschrift, und Hugo hielt ihn verblüfft in seinen Händen. Die Schrift war augenscheinlich die eines Mannes, und zwar eines alten Mannes, wie die festen, starken, aber zitternden Züge verriethen. Allein was der Mann von Hugo wollte, und warum er nicht lieber gleich zu ihm in die Stube gekommen sei, war nicht zu enträthseln.

„Wer weiß, ob ich auch der Mann mit den wundersamen schönen blonden Locken bin, oder ob es nicht einen andern gibt, der noch wundersamere, schönere und blondere hat," sagte Hugo lächelnd zu sich und wäre bald versucht gewesen, in den Spiegel zu schauen. Aber der Name, auf den der Brief lautete, war der seine. Und in der That, die Locken, die an den Seiten seiner Stirne niedergingen, waren wundersam genug. Wenn blonde Locken kräftig sind und den milden Metallglanz haben, so kann man sich an jungen Menschen kaum etwas Schöneres denken. Hugo hatte darunter eine reine Stirne, von zwei geistvollen klaren Augenbogen geschnitten, feines, starkes Wangenroth und die Lippen frisch und kräftig, die noch von keinem Menschen dieser Erde, nicht einmal von einem Kinde, geküßt worden sind. Die

Augen hatte er von der Mutter, groß und blau. Sie waren so gut, daß, hätten sie sich nicht eben jetzt in's Männliche hinüber verändert, man gesagt haben würde, er hätte sie von einer edlen schönen Frau empfangen. Ueberhaupt sah er viel jünger aus, als seine Jahre waren, und er hatte von Manchem aus dem Kriegerstande, die er bei seinen Uebungen kennen gelernt hatte, und die ihn gelegentlich besuchten, einigen Hohn und Scherz zu erfahren, da sie ihn spottweise nur immer den heiligen Aloisius nannten.

Eben, da er so stand, ließen sich klirrende Tritte durch sein Vorstübchen gegen sein Gemach vernehmen. Er riß den Brief, der auf dem Tische lag, an sich, verbarg ihn in der Tasche und ward so roth, als hätte er eine Schandthat begangen. Es geschahen ein paar nachlässige Schläge an seine Thür, und ohne Umstände trat der Besuch herein. Es war eben so ein junger Mann kriegerischen Ansehens, wie wir oben von ihnen geredet haben. An den Stiefeln tönten die Sporen. Unter einem rauhen „guten Tag, Freund," legte er den Hut hin, warf sich in den Armsessel und begann ein Gespräch, das er über den Dienst, über lange Weile, über Theater, Mädchen und Pferde führte. Hugo hörte ihn an und erwiederte manchmal etwas auf höfliche Weise. Als er endlich fragte, ob sich denn gar nichts Neues zugetragen habe, das nur einige Abwechslung in die Zeit bringe, sagte ihm Hugo von dem Briefe nichts, sondern erwiederte, daß sich wahrscheinlich nichts zugetragen habe, was man seiner besondern Aufmerksamkeit werth halten und ihm anvertrauen möchte.

Da Hugo's Bekannte schon wußten, daß er sich in seiner gewohnten Eintheilung der Zeit nicht irre machen ließe, so trat er auch jetzt an den Tisch und fing auf seinen großen schwarzen Schiefertafeln aus einem Buche zu rechnen an. Der Mann, der zu Besuche da war, nahm seine Pfeife heraus,

rauchte, blätterte in einem Buche und begleitete endlich Hugo aus dem Hause, da dieser den Griffel weglegte und erklärte, daß er jetzt zu seinem Mittagsessen gehen werde. An der Schwelle des Gasthauses, in dem Hugo gewöhnlich aß, trennten sie sich.

Am andern Tage, genau als die Uhr von Sanct Peter zehn schlug, trat Hugo durch das große Thor in die Kirche. Er hatte wohl flüchtig daran gedacht, daß die Bestellung etwa ein Scherz eines seiner Kameraden sein könnte; aber zum Theile stand er mit Keinem so, daß dieser Scherz leicht denkbar gewesen wäre, zum andern Theile hatte er sich nichts vergeben, wenn er kam, selbst wenn ein Scherz stattgefunden haben sollte.

Es wurde am Hauptaltare in der Kirche eben eine Messe gelesen, die zu dieser Stunde angesetzt ist. An einem der Seitenaltäre trat gleichfalls ein Priester über. In Stühlen saßen allerlei Menschen herum, andere standen heraußen auf dem Pflaster, wieder andere knieten theils in den Stühlen, theils in den breiten Gängen der Kirche. Hoch oben durch die Fenster wallte ein Sonnenstrom herein und setzte den ruhig erhabenen Raum in warmes Feuer. Hugo war vor sich selber in einiger Verlegenheit, da ihm sein Gefühl sagte, daß er heute nicht aus Andacht in die Kirche gekommen sei; aber da er entschlossen war, den Vorfall nur zum Guten zu benützen, so beruhigte er sich bald wieder. Er stellte sich in die äußerste Ecke zurück, und es war fast noch die Hälfte seines Körpers durch die Schnörkel eines hölzernen Beichtstuhles verborgen, wie sie gerne in der Tiefe katholischer Kirchen zu stehen pflegen. So stand er einige Minuten, und es war ihm, als müßten sogleich alle Augen auf ihn schauen; aber nicht ein einziges that es, und kein Mensch nahm von seiner Anwesenheit besondere Kenntniß. Die Orgel ging ihren regelmäßigen Gang, und die Melodie des Kirchengesanges

wallte sanft durch die Bogen. Es trat ein Kirchendiener zu ihm heran und hielt ihm den Klingelbeutel vor, er warf eine kleine Münze hinein, der Diener dankte, ging zu dem Nachbar, dann zu dem Nachbar des Nachbars und so weiter — und Alles war wieder, wie vorher. Hugo blickte nun auf mehrere Personen — aber alle waren in sich selber vertieft. In der Kirche ließ sich nicht das mindeste Zeichen verspüren, daß heute etwas Anderes geschehen solle, als sonst. Wie es in großen Städten zu geschehen pflegt, traten wohl auch während des Gottesdienstes immer Menschen herein und hinaus; aber sie thaten, wie sie alle Tage thun: der eine blieb da, der andere schlug ein Kreuz, that ein kurzes Gebet und ging wieder. Oefter waren es Mädchen der dienenden Klasse, die einen kurzen Augenblick benützten. Sie setzten den Korb nieder, manche that ein leichtfertiges Gebet, manche ein brünstiges — dann nahm sie wieder ihre Last an den Arm und ging. Auch Frauen kamen — mancher ward von einem Diener das Gebetbuch nachgetragen — sie setzten sich in einen Stuhl und versenkten sich in ihre Andacht.

Indessen war die Messe aus geworden, und es kam der Segen. Die schöne Weise des Dreimal heilig mischte sich mit dem Weihrauch, der nun emporstieg, sich oben mit den Sonnenstrahlen vermählte und von ihnen vergoldet ward. Der Priester wendete sich, segnete mit dem Allerheiligsten, und Alle klopften andächtig an die Brust. Es kam noch ein kurzer Gesang, und dann war der Gottesdienst aus. An den Seitenaltären war auch kein Priester mehr, man löschte nach und nach die Kerzen, und die Menge wendete sich zum Gehen, Einer nach dem Andern. Viele gingen an der Seitenthür hinaus, die Meisten bei dem Hauptthore, und Manche mußten an Hugo vorüber, ohne ihn aber zu betrachten. Nur manches schöne Weiberauge, wenn es zufällig auf seine Züge fiel, war betroffen, und ihm gab es jedesmal einen Stich in das Herz.

Die Kirche entvölkerte sich endlich ganz, und nur mehr ein paar unscheinbare Personen knieten in den Stühlen, wie überhaupt in einer großen Stadt eine Kirche in keinem Augenblicke des ganzen Tages vollkommen leer zu sein pflegt. Es war so stille geworden, daß er deutlich von Außen herein die drei Glockenschläge vernehmen konnte, welche ihm verkündeten, daß bereits drei Viertheile der ihm anberaumten Zeit abgeflossen seien. Hugo wußte nicht, solle er den Rest noch abwarten, oder solle er fortgehen; aber, seinem Willen getreu, wollte er bis eilf Uhr harren.

Es war so stille geworden, daß man das Rauschen der draußen fahrenden Wägen hereinhören konnte.

In diesem Augenblicke vernahm Hugo neben sich Tritte, es ging ein Mann zu ihm hinzu und sagte: „Ich danke Euch recht schön, Herr, daß Ihr die vermessene Bitte eines alten Mannes erhört habt und gekommen seid."

Der Mann war in der That alt, weiße Haare waren auf seinem Haupte und viele Runzeln im Angesichte. Sonst war er einfach und anständig gekleidet und hatte weiter nichts Auffallendes an sich.

Hugo war etwas unbestimmt über sein von dem nächsten Augenblicke gebotenes Benehmen und schaute den Alten eine kleine Zeit lang an, dann sagte er: „Ich weiß nicht, wenn ich etwa irre, so verzeiht mir — ich habe für den Fall, daß es nöthig sein sollte, eine Kleinigkeit zu mir gesteckt." — —

„Ich bedarf kein Almosen und bin keines Almosens wegen hieher gekommen," sagte der Alte.

Hugo wurde mit einer brennenden Röthe übergossen und sagte: „Ihr wollt also mit mir sprechen — so sprecht. Aber wäre es nicht besser gewesen, wenn wir nicht die Kirche dazu gewählt hätten — wollt Ihr etwa mit mir in meine Wohnung kommen?"

Der Fremde sah Hugo an und sagte: „Ihr seid so gut, als Ihr schön seid, Herr, ich habe mich in Euch nicht geirrt. Aber ich bedarf auch keines Gespräches mit Euch, so wie ich keines Almosens bedarf. Ihr habt mir eine große Wohlthat erwiesen, bloß daß Ihr gekommen seid. Ihr werdet Das nicht verstehen, aber es ist doch wahr, daß Ihr mir eine sehr große Wohlthat erwiesen habt. Ich kann Euch jetzt gar nicht sagen, warum es so ist, und kann Euch nur bitten, wenn Ihr so gut sein wolltet, sofern es Eure Zeit zuläßt, auch in Zukunft noch manchmal um diese Stunde hieherzukommen."

„Das ist seltsam," sagte Hugo, „und was haben denn meine blonden Haare dabei zu thun, daß Ihr eigens auf dieselben aufmerksam gemacht habt?"

„Ich habe Euch nur daran erkannt," erwiederte der Mann, „und sie sollten bedeuten, ob Der, der über dem Schwibbogen wohnt, der Nämliche sei, den ich gemeint habe. Sie sind auch sehr schön, und ich habe diese Haare immer geliebt. — Nun, Herr, sagt mir, ob Ihr wohl wieder einmal kommen werdet?"

„Aber könnt Ihr mir denn nicht erklären, wie das Alles zusammenhängt?" fragte Hugo.

„Nein, das kann ich nicht," antwortete der Mann, „und wenn Ihr nicht freiwillig kommt, so muß ich schon darauf verzichten."

„Nein, nein, ich komme schon," sagte Hugo. „Wenn es wahr ist, daß ich Euch durch mein bloßes Kommen eine Wohlthat erweise, warum sollte ich es nicht thun? Ich verspreche Euch also, daß ich schon wieder einmal um diese Zeit hieherkommen werde."

„Ich danke Euch recht schön, Herr, ich danke Euch. Ich habe mich gar nicht geirrt, ich habe gewußt, daß Ihr sehr gut seid. Ich will Eure Zeit nicht mehr rauben, und ich will mich jetzt entfernen. Lebt recht wohl, Herr, lebt wohl."

„Lebt wohl," sagte Hugo.

Der Alte verbeugte sich, wendete sich um und ging durch das sehr nahe gelegene große Thor der Kirche hinaus. Hugo sah ihm nach und blieb dann noch eine Weile in dem Raume zurück. Die Sonnenstrahlen, die früher durch die Fenster der Kirche hereingekommen waren, waren verschwunden, nur an den Fensterstäben draußen spann es sich, wie weißglitzerndes Silber, senkrecht nieder, wodurch die schwarzen Bilder und die trübe Vergoldung der Kirche noch ernster und düsterer wurden. Einzelne Menschen saßen oder knieten, wie gewöhnlich, als Beter herum. Hugo wendete sich nun auch und schritt zum Thor hinaus. Draußen ward er von der warmen Mittagsluft des Frühlings, der eben auf allen Ländern jenes Erdtheils lag, von blendender Helle und von dem Lärmen des Tages empfangen.

Seit diesem Kirchenbesuche war eine geraume Zeit vergangen, als Hugo wieder einmal zufällig in die Nähe des Gotteshauses von Sanct Peter gerieth. Es war gegen zehn Uhr, welches gerade die Zeit war, die, wie wir oben sagten, Hugo gewöhnlich zu seinem Vormittagsspaziergange verwendete. Es fiel ihm ein, daß er jetzt sein Versprechen lösen könnte. Er dachte, der Mann, der ihn so sonderbar bestellt habe, sei wahrscheinlich irrsinnig, aber, dachte er hinzu, das könne doch keinen Grund abgeben, daß man ihm sein Wort nicht halten dürfe. Wenn die Freude, Hugo in der Kirche zu sehen, eine eingebildete ist, so sind es zuletzt alle unsere Freuden auch — und wer weiß, welch glühende, welch schmerzliche oder süße Bilder seiner Vergangenheit gerade die blonden Haare aus seinem Innern hervorheben mögen, weil er sie so eigenthümlich in seinem Briefe bezeichnet hat.

Unter diesen Gedanken trat Hugo in die Kirche hinein. Der ruhige Orgelton und der fromme Kirchengesang wallten ihm auch heute wieder gedämpft entgegen. Da er drinnen

war, war es eben auch gerade so, wie das erste Mal. Der Priester las am Hochaltare die Messe, die andächtige Menge aus allen Ständen und Altern saß zerstreut in den Stühlen herum und sang dieselbe schöne Kirchenweise. Der Diener kam mit dem Klingelbeutel, das Dreimal heilig tönte endlich, der Weihrauch stieg, der Gottesdienst wurde aus, und wieder, wie damals, zerstreute sich die Menge. Aber der alte Mann, den Hugo damals gesehen, und mit dem er gesprochen hatte, war heute nicht zugegen gewesen. Hugo wartete, bis die Kirchenuhr von Draußen herein eilf Uhr schlug, und als er eine geraume Weile darnach den alten Mann auch noch nirgends sah, ging er wieder aus der Kirche fort und hatte das Gefühl mit sich genommen, als hätte er eine gute That gethan. Und es war auch eine, wenn sie gleich die beabsichtigte Frucht nicht getragen hatte.

Hugo war später noch einige Male um zehn Uhr in der Kirche von Sanct Peter gewesen. Zum zweiten Male hatte er den Greis wieder gesehen. Er war auf ihn zugegangen und hatte mit sehr viel Freude in seinen Zügen gesagt: „Ich danke Euch, ich danke Euch recht schön."

Nach diesen Worten war er wieder hinweggegangen und hatte wahrscheinlich die Kirche verlassen.

War Hugo das erste Mal nicht gerade aus Beruf in die Kirche gegangen, um einem Gottesdienste beizuwohnen, so wirkte doch nachher die Ruhe der kirchlichen Feier auf sein Herz, und die Freundlichkeit dieses Tempels gefiel ihm so, daß er später noch mehrere Male freiwillig hinging und andächtig dastand, ja andächtiger als viele Andere, die zur Feier des Gottesdienstes gekommen waren. Den Greis aber hatte er nicht mehr gesehen.

Da er nach langer Zeit wieder ein paar Male hinter einander in der Kirche gewesen war und den alten Mann

nicht gesehen hatte, würde sich wahrscheinlich die Gewohnheit, gerade zu dieser Zeit in diese Kirche zu gehen, wieder verloren haben, wenn sich nicht etwas zugetragen hätte, das der Sache eine andere Gestalt gab.

Es geschah eines Tages, daß man an dem Kirchenpflaster des Hauptschiffes etwas ausbesserte und deßhalb einen Querbalken über den Hauptgang zwischen den Stühlen gezogen hatte. Hierdurch wurde eine alte schwarz gekleidete Frau, die Hugo schon öfter bemerkt hatte, daß sie immer vorne am Platze gegen den Hochaltar kniete, verschleiert war und fast beständig die Letzte, von einem grau gekleideten Mädchen begleitet, die Kirche verließ, genöthigt, in dem Seitengange der Kirche fast an der Wand derselben zum Thore zurückzugehen. Hiebei kam sie an Hugo vorüber. Sie hatte heute den Schleier nicht über das Gesicht herabgelassen, und da sie näher kam, bemerkte er, daß aus den alten und altmodisch geschnittenen schwarzen Kleidern, die sich überall ungeschickt bauschten, ein ganz junges Angesicht mit schönen großen Augen blicke. Er war betroffen und sah sie an. Sie sah ihn auch einen Augenblick an, dann zog sie den Schleier herab und ging hinaus. Das grau gekleidete Mädchen ging hinter ihr her. Dasselbe hatte die gewöhnlichen Züge einer Magd.

Hugo blieb noch eine Weile in der Kirche stehen. Wie gewöhnlich zu dieser Zeit, verlor sich oben an den Fenstern das Sonnenlicht, und die Kirche wurde viel dunkler, als sie während des ganzen Gottesdienstes gewesen war. Das Gerüste der rohen Balken, die quer zwischen den Stühlen gespannt waren, machten das Ganze noch unwirthlicher. Nach einer Zeit schleppte sich neben Hugo ein Bettler herein und ließ sich von seinen Krücken in einen Stuhl sinken, um zu beten. Hugo reichte dem verkrüppelten Manne eine Gabe und schritt dann durch das große Thor zur Kirche hinaus.

Dieß war die Ursache, daß Hugo am andern Tage wieder zur Kirche von Sanct Peter ging. Es schien ihm aber, daß der Zweck, dessentwillen er gekommen war, nicht mehr so gut sei, wie bisher; darum ging er nicht in die Kirche hinein, sondern blieb vor dem Thore stehen und wartete, bis die schwarz verschleierte Gestalt herauskäme. Er meinte, daß er den Ort entheiligen würde, wenn er drinnen wartete; darum blieb er heraußen. Die kirchliche Feier wurde aus, die Menschen gingen anfangs dicht, dann immer seltener heraus, und zuletzt, wie immer, kam die schwarze Gestalt in Kleidern, welche die einer uralten Frau waren. Das Haupt hüllte der Schleier ein. Das grau gekleidete Mädchen folgte, aber es trug nur ein Gebetbuch, nämlich das ihrige; die Gebieterin trug ihr eigenes selber.

Von nun an ging er jeden Tag, statt um zehn Uhr, wie er es ein paar Jahre her gehalten hatte, einen Morgenspaziergang zu thun, um diese Zeit zur Kirche von Sanct Peter und wartete, bis die schwarz gekleidete Gestalt herauskam. Sie kam auch jedesmal, war jedesmal genau die Letzte und wurde jedesmal von dem grau gekleideten Mädchen begleitet. Ihr Anzug war immer dasselbe altmodische Kleid, und das Haupt war mit dem Schleier verhüllt. Hugo sah sie alle Male an.

So verging eine geraume Zeit, und der Frühling neigte schon gegen den Sommer.

Ob sie ihn auch beobachtete, wußte man nicht; aber wenn sie an seiner Stelle vorüberging, schien es, als wäre es innerhalb der schwarzen Wolke unruhig.

Bisher war er nur an dem Thore der Kirche gestanden, und wenn nach der Messe, die täglich um zehn Uhr gehalten wurde, die letzte Beterin, die schwarze Gestalt mit ihrem grauen Mädchen, herausgekommen und vorüber war, ging er wieder nach Hause zu seinen Arbeiten. — Einmal aber, da

sie langsam in gerader Richtung von dem Thore weg durch das andere Volk fortging, ging er in sehr großer Entfernung hinter ihr her. Sie wandelte auf den großen sehr belebten Platz hinaus, ging durch das bunte Gewühl, ihren Weg verfolgend, hindurch, wendete sich in die noch belebtere Gasse, in welche der Platz seitwärts mündete, ging in derselben eine Strecke fort und bog dann in eine zwar schöne und breite, aber sehr leblose Gasse ein, in welcher viele Palläste und große Häuser stehen, die aber schon anfingen, sehr entvölkert zu sein, weil ihre Bewohner bereits das Landleben suchten. Die meisten Fenster waren zu, und hinter dem Glase hingen die ruhigen grauleinenen Vorhänge herab. Fast bis gegen die Mitte dieser Gasse folgte ihr Hugo, dann aber wendete er sich um und ging nach Hause.

So wie er an diesem Tage gethan hatte, so that er nun an jedem der kommenden. Weit hinter ihr gehend, folgte er ihr, wenn sie die Kirche verlassen hatte, und sah die schwarze Gestalt durch das Gewimmel des Platzes gehen, sah sie durch einen Theil der belebten Gasse schreiten, sah sie in die einsame einbiegen, folgte ihr beinahe bis in die Hälfte derselben, wendete sich dann um und ging nach Hause.

Eines Tages, da sie in der einsamen Gasse ging, sah er, daß ihr ein weißes Blättchen entflatterte. Es war, wie ein Bildchen, derlei man gerne in Gebetbücher zu legen pflegt. Weil in der Gasse schier keine Leute gingen, so blieb das von dem nachfolgenden Mädchen nicht bemerkte Blatt liegen, bis es Hugo erreichte, der seine Schritte darnach verdoppelte. Er hob es auf. Es war wirklich ein solches Bildchen. Er ging ihr nun schneller nach, bis er sie erreichte. Dann ging er ihr vor, zog seinen Hut und sagte: „Mir scheint, Sie haben etwas verloren."

Bei diesen Worten reichte er ihr das Blättchen hin.

Als sich aus den weiten schwarzen Falten die junge Hand hervorarbeitete, um das Blättchen zu empfangen, sah er, daß sie zitterte. Sie sagte noch die Worte: „Ich danke."

Dann wendete sie sich zum Fortgehen, und Hugo kehrte um.

Er ging an den Häusern der vereinsamten Gasse zurück der oben beschriebenen lebhaften zu. Weit draußen rasselten die Wägen, als wären sie in großer Ferne.

Hugo ging nach Hause, und wie er in seiner Stube saß, war ihm, als sei heute der Inbegriff aller Dinge geschehen, und als sei er zu den größten Erwartungen dieses Lebens berechtigt.

Am andern Tage stand er wieder an dem Thore der Kirche von Sanct Peter. Die Messe war aus, die schwarze altfrauenhafte Gestalt ging heraus, und er sah sie an. Sie ging wieder ihres Weges, und Hugo folgte wieder von großer Ferne und wendete wieder in der ersten Hälfte der einsamen Gasse um. So dauerte es längere Zeit.

Einmal aber nahm er sich den Muth — er ging schneller hinter ihr, ging ihr in der einsamen Gasse vor und grüßte sie, indem er den Hut abnahm. Er sah, wie sie den Schleier ein wenig seitwärts zog und ihm dankte.

Dieses geschah nun öfter und endlich alle Tage. Wenn Hugo in die einsame Gasse einbog, sah er deutlich, wie sie die geliebten Schritte hinter sich schallen hörte, daß sie zögere — und wenn er sie eingeholt und scheu gegrüßt hatte, so zog sie den Schleier empor, und ein sehr süßes Lächeln ging in ihrem Antlitze auf.

Eines Tages, da sie sich wieder grüßten, trat er versuchend etwas näher. Es schien ihr nicht zu mißfallen, sie verzögerte ihren Schritt, und das begleitende Mädchen blieb auch hinter ihr stehen. Er sprach einige Worte, er wußte nicht was — sie antwortete, man verstand es auch nicht:

aber Beide hatten sie ein neues Gut erworben, den Klang ihrer Stimmen, und dieses Gut trugen sie sich nach Hause.

Der ganze lange, leere Tag war nun übrig.

Wie es das letzte Mal gewesen ist, wurde es nun alle künftigen Male. Eine verschleierte schwarz gekleidete alte Frau ging jeden Tages gegen eilf Uhr Vormittags aus der Kirche von Sanct Peter, sie ging über die belebten Plätze, sie bog in die einsame, breite Straße der Palläste ein, und dort trat ein schöner Jüngling auf sie zu. Ihr Schleier legte sich zurück, und ein wunderhaft schönes Mädchenantlitz löf'te sich aus seinen Falten, um zu grüßen. Dann blieben sie bei einander stehen und redeten mit einander. Sie redeten von verschiedenen Dingen, meistens waren es die gewöhnlichen des Tages, von denen alle anderen Menschen auch reden. Dann grüßten sie noch einmal und gingen aus einander.

Für Hugo war es eine neue Zeit. Ein Vorhang hatte sich entzwei gerissen, aber er sah noch nicht, was dahinter stand. Das blinde Leben hatte auf einmal ein schönes Auge aufgeschlagen — aber er verstand den Blick noch nicht.

Er arbeitete in seiner Stube. Der Tag hatte einen einzigen Augenblick: das Andere war die Vorbereitung dazu und das Nachgefühl davon.

In dieser Zeit geschah es, daß sich Dasjenige in Europa allgemach zu nähern begann, was vor wenig Jahren noch von Vielen für eine Unmöglichkeit gehalten worden wäre, und woran manche Herzen doch glaubten und sich darauf vorbereiteten. Die Anzeichen, daß ein Umschwung der Dinge bevorstehe, mehrten sich immer mehr und mehr. Die Stimmen, diese Vorboten der Thaten, änderten ihre Worte in Bezug auf Das, was bisher immer gewesen ist, und wenn ein neuer Krieg, dessen Anzeichen immer deutlicher wurden, ausbrechen sollte, so war nicht zu verkennen, daß seine Natur eine ganz andere werden würde, als sie bisher immer gegen-

über dem gefürchteten, allmächtigen und halb bewunderten Feinde war. Der Haß war sachte und allseitig herangeblüht, und die geschmähte Gottheit der Selbstständigkeit und des eigenen Werthes hob allgemach das starke Haupt empor. Es war damal eine große, eine ungeheure Gemüthsbewegung in der Welt, eine einzige, in der alle anderen kleineren untersanken.

Als die Tage des Sommers vorrückten, löfete sich einmal bei einer der gewöhnlichen Begegnungen Hugo's Herz und Zunge. Da die schwarz gekleidete Unbekannte ihren Schleier zurückgeschlagen hatte und grüßte, da man einige der gewöhnlichen Worte geredet hatte, sagte Hugo, daß er jetzt sehr wahrscheinlich nicht mehr lange in der Stadt bleiben werde; denn wenn, wie es den Anschein gewinne, ein neuer Krieg gegen den Landesfeind erklärt werden würde, so werde er in die Reihe der Krieger gegen denselben treten, und weil sich wahrscheinlich viele tausend Jünglinge insgeheim zu diesem Ziele vorbereitet haben würden, so sei es vielleicht möglich, daß man den Feind aus den Grenzen werfen und das Vaterland für immer befreien könne. Zu dieser That habe er sein Herz und sein Leben aufgespart. Er frage sie, ob sie ihm so gut sein könne, als er ihr es sei — sie möchte sich ihm doch einmal, einmal nennen, wer sie sei — — nein, Das brauche er nicht — sie möchte ihm nur sagen, ob sie unabhängig sei, ob sie, wenn sie ihn einmal näher kennen gelernt haben würde, ihm folgen und sein Loos mit ihm theilen möge — er werde ihr Alles darlegen, wer er sei, und woher er stamme — nur die That der Vaterlandsbefreiung habe er noch mitzuthun, sie könne ja so lange nicht dauern, weil viele hundert Tausende dazu beihelfen würden — er habe einen traulichen Sitz im fernen Gebirge, dorthin würden sie dann gehen. Oder wenn sie abhängig sei, wäre es denn nicht möglich, daß er zu ihrem Vater, zu ihren Angehörigen

käme, sich bei ihnen ausweise, von ihnen kennen gelernt würde und dann um sie bäte. Sei sie aber frei und ihre eigene Herrin, wäre er denn nicht würdig, ihr Haus zu betreten? Er meine es treu und gut; so lange er lebe, sei keine Faser an ihm gegen irgend einen Menschen falsch gewesen. Sie möchte nun, da er geredet habe, auch reden.

Diese Worte hatte er eilig gesagt, und sie heftete die sanften Augen auf ihn.

Dann aber sagte sie: „Was das Schicksal will, Das muß geschehen. Sucht mich eine Woche lang nicht in dieser Gasse, auch nicht vor der Kirche; Ihr werdet mich anderswo sehen. Kommt über acht Tage, genau am heutigen Tage, um zehn Uhr vor das Kirchenthor, dort werdet Ihr Nachricht von mir erhalten."

Nach diesen Worten sagte sie, halb zu ihrer Begleiterin gewendet: „Dionis wird es machen."

Dann sprach sie wieder zu Hugo: „Vergeßt nicht, was ich gesagt habe, kommt meinen Worten getreu nach und lebt jetzt recht wohl!"

Sie wollte den Schleier umnehmen und fortgehen, aber Hugo rief: „Jetzt nicht, nur einen Augenblick noch nicht — — den Namen, nur eine Silbe des Namens!"

„Cöleste," sagte sie leise.

„Und die Hand, daß wir uns sehen, die Hand, Cöleste!"

Und sie suchte eilig die Hand aus der Kleiderhülle und reichte sie ihm hin. Er faßte sie, und sie hielten sich einen Augenblick.

Dann ließen sie los, sie zog den Schleier herab, er grüßte noch einmal, und Beide gingen sie dann ihre verschiedenen Wege aus einander, wie sie sie bisher immer gegangen waren.

3.

Das Lindenhäuschen.

Es geht die Sage, daß, wenn in der Schweiz ein thauiger, sonnenheller, lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht, und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maulthier schnauft, oder ein Bröselein fällt — sich ein zartes Flöckchen von der Schneehülle löset und um einen Zoll tiefer rieselt. Der weiche, nasse Flaum, den es unterwegs küsset, legt sich um dasselbe an, es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder, als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft einige Handbreit weiter auf der Dachsenkung des Berges hinab. Ehe man dreimal die Augen schließen und öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann heraufhört, als ob viele tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte Wald, das leise Aechzen sind die geschobenen Felsen — dann kommt ein wehendes Sausen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — dann Todtenstille — nur daß ein feiner, weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Thal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz und denkt schauernd an das Geheimniß, das jetzt tief unten in dem Thale begraben ist.

So wie die Sage das Beginnen des Schneesturzes erzählt, ist es oft mit den Anfängen eines ganzen Geschickes der Menschen.

Als Hugo der sonderbaren Bitte des alten Mannes folgte und in die Kirche von Sanct Peter ging, als er mit dem Manne geredet hatte und sich dann auf dem Heimwege befand, hielt er das Geschehene für das unbedeutendste Ereigniß seines Lebens, ja er hielt es für gar kein Ereigniß und hatte gewiß nicht gedacht, daß das Ding der Anfangspunkt eines Geschickes sei, das bestimmt war, seinem Leben eine ganz andere Gestalt zu geben, als es sonst wahrscheinlich gehabt haben würde.

Jetzt, da er dachte, daß er vielleicht mit seiner Unbekannten in eine nähere Verbindung kommen würde, erkannte er schon die Wichtigkeit, die jener Zufall auf sein künftiges Leben ausüben könnte.

Die acht Tage, welche sie sich bedungen hatte, waren vorübergegangen, und es war der Tag gekommen, an welchem er vor dem Kirchenthore harren sollte. Als die Glocke zehn Uhr schlug, stand er schon an dem Thore. Kurz darauf begannen drinnen die frommen Orgeltöne, und es mischte sich der ruhige Gesang der Kirche unter sie. Ein Glöcklein klang etwas später — es klang, wie jenes Morgenglöcklein, da er vom Vaterhause scheiden mußte. Als nach dem Ende der Messe der Gesang des Dreimal heilig anfing, erinnerte er ihn an den Gesang der Gemeinde, der an Sonntagnachmittagen gerne in der Kirche im Gebirge ertönte, zu welcher das Haus seines Vaters gehörte, und zu welcher sie immer gingen, ihre Andacht zu verrichten.

Der Gesang wurde endlich aus, und in der Kirche geschah der Segen. Aber ehe nach Beendigung des Gottesdienstes der erste Mensch aus dem Thore heraustrat, fuhr ein Wagen rasch vor dasselbe vor und hielt. Hugo schaute

hin und sah, daß jenes grau gekleidete Mädchen, welches der schwarzen Gestalt immer aus der Kirche gefolgt war, ganz allein darinnen saß und ihm winkte, hinzuzukommen. Er ging zu dem Fenster des Wagens hinzu, welches von dem Mädchen herabgelassen worden war, und das Mädchen sagte ihm, daß ihn ihre Gebieterin bitten lasse, in diesen Wagen einzusteigen. Hugo that es, und als er auf dem Kissen Platz genommen hatte, fuhr der Wagen fort. Das Mädchen zog nun aus dem Beutel, den es am Arme hängen hatte, einen Brief hervor und sagte, diesen hätte ihr ihre Gebieterin gegeben, damit sie ihm denselben einhändige, und er ihn während des Fahrens lesen möge. Hugo riß schnell das Siegel auf, entfaltete das Papier, und eine sehr schöne fließende Frauenhandschrift trat seinen Augen entgegen. Die Worte aber, welche diese Frauenhandschrift enthielt, lauteten folgender Maßen: „Ich lasse Sie recht gerne in mein Haus eintreten, wie Sie gebeten haben, so wie ich recht gerne Ihren Gruß und Ihre sanften Aufmerksamkeiten vor der Kirche und in jener Gasse angenommen habe. Aber eine Bitte muß ich thun, ehe Sie mein Haus betreten, welche Sie gewiß erfüllen werden, da Sie so sind, wie ich Sie mir gleich, da ich Sie das erste Mal sah, vorgestellt habe. Es walten über meinem Schicksale einige Schwierigkeiten, deren Herr ich nicht bin, wenigstens jetzt noch nicht bin, fragen Sie mich daher nicht, wer ich bin, woher ich gekommen sei, und in welchen Verhältnissen ich lebe. Prüfen Sie in meinen Gesprächen und in meinem Umgange meine Seele und mein Wesen, ob diese für sich genug thun oder nicht. Darnach richten Sie Ihren Entschluß für die Zukunft. Ich werde mich nicht verstellen — man könnte es auch nicht; denn wenn man auch die Seele durch die Lüge einer großen Thatsache verfälschte, so blickt sie doch aus tausend kleinen, die vor dem Beobachter vorfallen, heraus und zeigt sich, wie sie ist. Wenn Sie mir die Freude machen,

in meine Wohnung zu treten, so sehe ich Das als ein Zeichen an, daß Sie meine Bitte zu erfüllen gesonnen sind. Sollten Sie aber Ihren Grundsätzen zu Folge diese Bitte nicht erfüllen können, so machen Sie mir lieber den Schmerz, daß ich Sie heute nicht und in alle Zukunft nicht mehr sehe; denn aus Ihren Fragen würde sehr viel Kummer und sehr viele Traurigkeit hervorgehen. Dann lebe ich fort, wie ich bisher gelebt habe. Ich werde Ihnen, wenn Sie kommen, einstens schon Alles enthüllen, wie es meine Pflicht und meine Verbindlichkeit ist. Ich sende Ihnen viele sehr schöne Grüße. Cöleste."

Hugo faltete das Papier wieder zusammen, zog seine Brieftasche hervor und legte das Schreiben hinein.

Das Mädchen, welches mit ihm fuhr, beobachtete ihn eine Weile, dann sagte es: „Haben Sie den Brief gelesen?"

„Ja," antwortete Hugo.

„Dann hat mir meine Gebieterin aufgetragen, Sie zu fragen, ob wir zu ihr fahren sollen, oder ob Sie an irgend einer andern Stelle aus diesem Wagen zu steigen wünschen."

„Wir fahren zu ihr," antwortete Hugo.

„Dann braucht der Kutscher keine weitere Weisung," sagte das Mädchen, „er weiß schon, wohin er lenken soll."

Mit diesen Worten lehnte sie sich wieder in den Wagen zurück, und die beiden Miteinanderfahrenden redeten von nun an keine Silbe mehr zu einander.

Der Wagen rollte indessen sehr rasch dahin und war bereits, wie Hugo bemerkte, in der Hauptstraße einer der Vorstädte, ziemlich weit von der Stadt entfernt.

Endlich schwangen sich die Pferde von der Straße ab und fuhren durch das Thor eines Gartens hinein, wie sie in den entfernten Theilen der Vorstädte noch häufig zwischen den Häusern liegen. In dem Garten ging ein breiter, langer Sandweg zurück, auf dem man die Räder nicht rollen hörte,

und führte einem weißen, schönen Häuschen zu, welches zu beiden Seiten und rückwärts mit großen, dichten Linden umgeben war und nur mit der Stirne über die andern niedern Gebüsche des Gartens auf die Straße der Vorstadt hinaussah. Vor dem Thore dieses Hauses hielt der Wagen. Das Mädchen stieg aus, Hugo folgte, und der Wagen fuhr wieder davon. Das Mädchen führte nun Hugo eine kurze, breite Treppe hinauf, schloß zwei Thüren auf und geleitete ihn in die einzige Wohnung, welche das Häuschen im ersten Geschosse enthielt. Es waren vier Zimmer in der Reihe, und ihre Thüren waren durch und durch offen. Im zweiten derselben stand sie, die ihn erwartete — es schien, als hätte sie ihm entgegengehen wollen, von hier aus aber nicht weiter den Muth gehabt — sie stand an einem marmornen Spiegeltische, der an einem Pfeiler war, und hielt sich daran mit der einen Hand. Hugo hatte sie nur immer in dem alten schwarzen Kleide gesehen, heute aber war sie leicht und mit den Kleidern der Jugend angethan: er erschrak ein wenig; denn so schön und so schlank und so groß hatte er sie nicht gedacht. Von dem grauen Seidenkleide, das sie umfloß, blickten die weißen Hände und das lichte Antlitz sanft hervor. In den dunkelbraunen Haaren, welche besonders reich waren, trug sie gar nichts; aber diese Haare waren selber ein Schmuck, sie waren unbeschreiblich rein und glänzend, und die feinen Züge und die großen Augen sahen darunter, wie ein süßer Himmel, heraus. Sie war sehr roth geworden, als er eintrat.

Hugo hielt seinen Hut in der Hand, verbeugte sich vor ihr und sagte gar nichts. Sie sprach auch nicht — und so standen sie einige Augenblicke. Dann fragte sie ihn, ob er nicht in ihr Arbeitszimmer mit ihr gehen wolle. Er ging mit ihr. In dem Zimmer stand ein Stickrahmen am Fenster, in der Ecke war ein Schreibtisch, dann waren die andern Geräthe, die gewöhnlich in solchen Zimmern zu sein pflegen,

kleine Tischchen, Schemel und Dergleichen, an der Rückwand stand ein Sopha mit den dazu gehörigen Sesseln und davor ein großer Tisch. Der Boden war mit schönen Teppichen belegt. Draußen wiegten sich die grünen Baumzweige der Linden, es spielten Sonnenstrahlen herein, daß gesprenkelter Schatten auf den Teppichen war. Sie setzte sich auf das Sopha und lud ihn zum Niedersitzen ein. Er legte seinen Hut auf eines der Tischchen und setzte sich auf einen Sessel vor den Tisch.

Sie sprachen nun von gewöhnlichen Dingen. Hugo sagte, daß sehr viele Menschen auf dem Wege seien, um das Freie zu gewinnen, um dort einen Theil des Tages zuzubringen, der gar so schön sei. Sie lobte die Linden, die vor ihren Fenstern standen, und sagte, daß sie an so heitern Sommertagen, wie der heutige, einen äußerst angenehmen Geruch hereinduften. Wenn aber große Hitze herrsche, dann zeigen sie erst ihre Trefflichkeit, weil sie Schatten und, beinahe möchte man sagen, ein kühles, erquickendes Lüftchen hereinsenden.

Nachdem sie eine Weile so gesessen waren, stand Hugo auf, um sich zu empfehlen. Sie begleitete ihn durch die zwei Zimmer — denn das Arbeitszimmer war das dritte — und als sie in das letzte Zimmer hinausgekommen waren, fragte er sie, ob er die Freude haben könne, sie wieder einmal besuchen zu dürfen. Sie sagte, daß er jeden dritten Tag um die vierte Nachmittagsstunde kommen dürfe, und daß sie sich freuen werde, wenn er komme; nur möchte er jetzt nicht mehr vor der Kirche oder in jener Gasse mit ihr zusammentreffen, wo er sie bisher gesehen und auch ein paar Male mit ihr gesprochen habe. Hugo sagte, daß er ihre Worte befolgen werde, verbeugte sich und ging fort. In den Vorzimmern, welche ihm das Mädchen aufgeschlossen hatte, das er sonst immer in grauen Kleidern der Gebieterin aus der

Kirche folgen gesehen hatte, saß an einer Arbeit dasselbe Mädchen, war aber heute nicht grau, sondern in die gewöhnlichen bunten Kleider ihrer Gattung gekleidet. Es stand auf, da Hugo das Zimmer betrat, öffnete wieder die Schlösser, um ihn hinauszugeleiten. Unten im Erdgeschosse sah Hugo neben dem Ausgangsthore ein Stübchen, dessen Thür zur oberen Hälfte aus Glas bestand. Daraus sah das Gesicht eines Thürstehers heraus, und Dieser machte, da Hugo herausging, demselben eine Verbeugung und lüftete den Hut. Hugo hatte beim Hereingehen auf jene Stelle nicht hingesehen.

Draußen standen die Häuser in zwei Reihen dahin und bildeten die Straße. Staub wogte in ihnen, und die beinahe steilrecht hereinfallenden Mittagsstrahlen der Sonne beschienen ihn. Die Menschen wandelten in der Straße hin und zurück, wie sie von ihren Geschäften gezogen wurden. Hugo ging nach Hause und saß in seinem Zimmer nieder. Da die Stunde schlug, in welcher er gewöhnlich zu seinem Mittagessen zu gehen pflegte, stand er auf und ging in das Gasthaus, wie er es bisher alle Tage gethan hatte. Nachmittag saß er bei seinen Arbeiten, und am Abende ging er auf den Anhöhen um die Stadt spazieren, wie er bisher auch immer gethan hatte.

Als die drei Tage vorüber waren, ging er am letzten derselben, da eben die vierte Nachmittagsstunde schlug, in der wohlbekannten Vorstadtstraße dahin. Er kam zu dem Garten, und das weiße Häuschen schimmerte ihm aus den Linden, wie ein schönes Geheimniß, entgegen. Er öffnete das Gartengitter, das heute eingeklinkt, nicht wie damals, wie er hereinfuhr, geöffnet war, that es hinter sich zu und ging den bekannten Sandweg entlang. Der Garten hatte nur Grasplätze und Zierbäume, keine Blumen oder Obst tragende Bäume oder Gesträuche. In dem Stübchen unter dem Thorwege sah er denselben Thürsteher aus dem obern Theile der Glas-

thür herausſehen. Er war ein ſchon ſehr betagter Mann. Hugo ging die Treppe hinan, klingelte an der äußern Thür der Wohnung, und dasſelbe Mädchen, welches ſonſt immer da war, öffnete ihm auch heute und geleitete ihn zu der Gebieterin hinein. Dieſe war ihm bis in das äußerſte Zimmer entgegengekommen und führte ihn dann, wie das erſte Mal, in ihr Arbeitsgemach zurück. Sie war heute wieder nicht in ihr Schwarz, in dem er ſie kennen gelernt hatte, gekleidet, ſondern, wie das erſte Mal mit grauer Seide, war ſie heute mit dunkelgrüner angethan. Jedes der Kleider war ſehr einfach, aber ſehr edel gehalten. Im Stoffe reich, ſpannten ſie um die Hüften und floſſen dann in ruhigen Falten hinab. So wie das vorige Mal, hatte ſie auch heute gar keinen Schmuck an ſich, nicht einmal einen Ring an einem Finger — das Kleid ſchloß an dem Halſe, dann war das Haupt mit den geſcheitelten braunen Haaren und den glanzvollen großen Augen, mit denen ſie ihn anſah, als er hereingetreten war. Hugo war nun in dem Zimmer — heute hatte er ſchon mehr Macht gehabt, die andern Zimmer, durch die er gekommen war, zu betrachten. Sie waren ohne Prunk, faſt möchte man ſagen, zu dünne, aber ſehr vornehm eingerichtet. Er legte ſeinen Hut ab und ſetzte ſich auf denſelben Seſſel, wie das erſte Mal. Sie ſaß in den Kiſſen des Sopha's und ſah auf ihn hin. Sie fragte ihn, ob er, ſeit ſie ſich nicht geſehen haben, immer wohl geweſen ſei, und ob er ihrer gedacht habe. Er antwortete, daß er wohl ſei, und daß er nicht nur ihrer gedacht, ſondern daß er faſt ſonſt nichts gedacht habe, als ſie. Sie war bei ſeinem Eintreten, wie das erſte Mal, erröthet, und bei dieſen Worten erröthete ſie noch mehr.

Sie hatte ihn das vorige Mal gar nicht um ſeinen Namen oder etwa um andere Verhältniſſe gefragt, ſie that es auch heute nicht. Er aber erzählte ihr freiwillig, daß er ein fernes Haus auf ſehr ſchöner grüner Halde habe, um die

hohe Berge mit ehrwürdigen Häuptern stehen — er erzählte ihr von seiner Jugend, die er so vereinsamt verlebt habe, und in der er so glücklich gewesen sei, er erzählte ihr von seinem Vater, der ihn unterrichtet und mehr geliebt habe, als er verdiente, er erzählte ihr von dem Abschiede von diesem Vater, von dem Tode desselben und von dem Schmerze, dem er sich über diesen Tod hingegeben habe. Von der Mutter könne er ihr wenig erzählen, er habe sie kaum gekannt, aber der Vater habe öfter von ihr gesagt, wie sie gut gewesen, und wie sie für sein Glück viel zu frühe gestorben sei — aus diesen Reden habe er sie auch lieben gelernt und sei manchmal, nicht bloß mit dem Vater, sondern auch allein zu dem Hügel Erde hingegangen, unter dem ihre Glieder ruhten. Er erzählte ihr dann ferner, wie er in diese Stadt gekommen sei, wie er sich hier eingerichtet habe, womit er sich beschäftige, und was seine Absichten für die Zukunft seien. Von der Veranlassung, durch die er sie kennen gelernt, so wie überhaupt von Dem, was darauf gefolgt ist, sagte er kein Wort.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, hatte die Augen auf seine redenden Lippen geheftet, und in dem Angesichte war etwas, wie Rührung, oder beinahe, wie Wehmuth, gezeichnet. Sie sagte ihm, sie könne ihn aus ihrem Herzen versichern, daß sie eben so einsam, vielleicht noch viel einsamer auf dieser Erde sei, als er. Sie habe bisher Niemanden gehabt, der eine anhängende Neigung gegen sie bewiesen habe, außer Dienstboten, die ihr gut gewesen seien, ihm war ein Vater zur Seite gestanden, an den, wenn er ihn auch verloren habe, er sich erinnern könne. Sie habe nie Jemanden gehabt. Jetzt kenne sie nur ihn. Sie habe ihn beim ersten Sehen gleich als gut erkannt und als verschieden von allen Andern. Und wie sie bemerkt habe, daß er auf sie schaue — und wie er vor der Kirchenthür gestanden sei, und wie sie

erkannt habe, daß er nur darum daſtehe, daß er einen Blick auf ſie thun könne, ſo ſei die außerordentlichſte Freude in ihr Herz gekommen. Sie habe ſchwere, ſchwere Schickſale erlitten.

Beim Abſchiede bat ſie Hugo, ſie möchte ihm ihre Hand reichen. Sie hatte ſchon damals, als er ihr in der einſamen Gaſſe das verlorne Blättchen darreichte, keine Handſchuhe gehabt, ſpäter, da ſie ihm aus dem ſchwarzen Aermel hervor zum erſten Male die Hand gab, hatte ſie auch keine, und eben ſo hatte ſie die beiden Male keine, da er ſie beſuchte. Sie reichte ihm die Hand, und wie er dieſelbe in ſeine beiden faßte, herzlich drückte und zum Kuſſe an ſeine Lippen führte, rannen reichliche Thränen über ihre Wangen herab.

Wie das erſte Mal, führte ihn das Mädchen durch die Vorzimmer hinaus, er ging die Treppe hinab, ſah den alten Thürſteher, ging über den Sandweg des Gartens hervor und ſchritt durch das Eiſengitter auf die Straße hinaus. Der Gegenſatz des Alltäglichen mit Dem, was er ſo eben erlebt hatte, drängte ſich ihm auch heute auf. Sie war wieder ſehr ſchön geweſen und in dem ſchlanken, zarten, dunkelgrünen, ſeidenen Kleide, das die kleinen Fältchen auf dem Buſen hatte, ſehr edel. Es war ihm, wie ein Räthſel, daß ſich die Pracht dieſer Glieder aus der unheimlichen Kleiderwolke gelöſet habe, und daß ſie vielleicht ſein werden könne.

Er kam, wie es verabredet worden war, am dritten Tage nach dieſem Beſuche wieder. Es war, wie die beiden Male. Das Eiſengitter war eingeklinkt, er öffnete es, ging über den Sandweg, ſah den Pförtner ſitzen, ging über die Treppe empor, fand das gewöhnliche Mädchen in den Vorzimmern, trat von dieſen in die Wohnung ein und fand dort ſie. Sie empfing ihn jedes Mal, wie zu anfangs, mit derſelben Befangenheit. Ihre Kleider, wie ſie auch wechſelten, waren immer ſehr rein, ſehr ſchön und ſehr einfach. Vor-

züglich liebte sie Seide. Jedes Kleid schloß sich am Halse. Dann war, wie wir oben sagten, das Haupt mit den großen glänzenden Augen. Ihr Sinn für Reinheit erstreckte sich auch auf den Körper; denn das Haar, das sie einfach geordnet, als einzige Zierde, um das Antlitz trug, war so gänzlich rein gehalten, wie man es sehr selten finden wird. Auch die Hände und das Stückchen Arm, das etwa sichtbar wurde, waren rein und klar. Sie trug nie Handschuhe, an keinem Finger einen Ring, an dem schönen Arme, der sich, wenn die Aermel weit waren, am Knöchel zeigte, kein Armband und auf dem ganzen Körper kein Stückchen Schmuck. Unter dem langen Schooße des Kleides, wie sie häufig die vornehmeren Stände haben, sah die Spitze eines sehr kleinen Fußes hervor.

Sie saßen, wenn Hugo kam, beisammen und sprachen. Sie lernten sich immer mehr kennen — und sie, die auf der Gasse eigentlich schon viel bekannter gewesen waren, waren im Zimmer viel schüchterner, viel fremder und mußten das Geschäft gegenseitigen Erkennens beginnen. Wenn er fortging, standen sie wohl im zweiten Zimmer, wo er sie zum ersten Male hier gesehen hatte, und wo der Marmortisch ist, eine Weile bei einander stille, hielten sich an den Händen und wünschten sich dann eine recht freundliche gute Nacht.

Sie sprachen von verschiedenen Ereignissen des Tages. Am liebsten fragte sie ihn, was er in der Zeit, als sie ihn nicht gesehen, gethan habe. Er erzählte ihr mit der Unbefangenheit, die die Natur seines Wandels ihm eingab, wie er gelebt habe, wohin er gegangen sei, und was er in seiner Stube an seinen Arbeiten vollbracht habe. Sie horchte ihm bei diesen Schilderungen recht gerne, weil er vielleicht bei ihnen am reinsten und klarsten erschien. Einmal sagte sie ihm, sie habe ihn auf seinem Pferde gesehen, wie er durch die Stadt gegen das Freie hinausgeritten sei. Er erröthete heftig bei dieser Eröffnung; denn obwohl er sie

in der Kirche und in jener einsamen Gasse gesehen und auch gesprochen hatte, hatte er Dieses fast vergessen und konnte sich sie nur in dem Lindenhäuschen, nicht in der Stadt vorstellen, wie sie etwa gehe, oder fahre. Wenn sie so von seinen Arbeiten oder, wie man sie besser nennt, von seinen Vorübungen sprachen, geriethen sie nicht selten auf die Begebenheiten, die eben in jener Zeit vorfielen. Sie fragte ihn um seine Meinung, er setzte sie aus einander, und sie stimmten immer in ihren Ansichten überein. Vorzüglich hegte sie den Glauben und den Wunsch, daß die deutschen Waffen einmal sich vereinen, sich mit andern verstärken, schnell den Sieg und die Entscheidung erringen und den goldenen, sehnlich erwarteten Frieden herbeibringen möchten. Er sagte dann, daß er nicht bloß den Wunsch habe, sondern, daß Das ein Ereigniß sei, welches ganz gewiß eintreten müsse, daher er seine Lebensrichtung auf dasselbe allein genommen habe. Was sie sonst über die Dinge der Welt und der Menschen, über die Natur und ihre Schönheit sprachen, lautete bei Beiden gleich oder ähnlich.

Obwohl er, seinem Versprechen getreu, nie um ihre Verhältnisse fragen zu wollen, sich auch die Frage nicht erlaubte, ob er denn nicht öfter, als nur jeden dritten Tag, kommen dürfe, weil er diese Frage für eine verlarvte andere hielt, die das Wesen ihrer Verhältnisse berührte: so konnte er es sich doch nicht versagen, als sie wieder einmal, Abschied nehmend, bei einander standen, sich an den Händen hielten, und sie ihn bat: „Kommen Sie doch nach drei Tagen wieder" — die Worte auszusprechen, daß es ihm eine sehr große Freude, ein Glück sein würde, wenn er nicht bloß in drei Tagen, sondern öfter, ja täglich ihr Angesicht sehen und ihre Worte hören könnte.

„So kommen Sie alle Tage," sagte sie mit eben so sichtlicher Freude, mit der er es anhörte, „ach, es ist ja mir

auch ein Glück, daß ich Sie sehe und Ihre Worte höre. Aber kommen Sie täglich erst um vier Uhr, richten Sie Ihre Beschäftigungen so ein, wenn es nämlich geht, daß es sein kann."

„Es kann sein," sagte Hugo, „ich komme gerne, recht gerne."

Und er kam nun täglich. So wie der vierte Glockenschlag Nachmittags von den Thürmen fiel, ging er in der Straße der Vorstadt, öffnete das Gitter, und das weiße Häuschen schaute freundlich grüßend aus den dunklen Linden herüber.

Ihr Umgang wurde immer inniger und traulicher.

Was sich ihre Angesichter versprochen hatten, da sie sich noch vor der Kirche und dann in jener einsamen breiten Gasse angeschaut hatten, das war in Erfüllung gegangen. Aus beiden Herzen brach die Liebe hervor. Sie sagten es einander unverhohlen, waren freudig, als wenn eine Last von ihnen genommen wäre, und waren selig in diesem Gefühle und in seinen kleinen unbedeutenden Aeußerungen.

Es breitete sich von nun an eine heitere Freude, ein inneres Glück über sie aus, und Beide folgten recht gerne dem sanften Zuge dieser Tage.

Dennoch war es zuweilen, wenn Hugo fröhlich von seiner Zukunft sprach und offen sein unbefangenes Herz hinlegte, daß sie traurig wurde, daß sie wehmüthig dreinsah und mehr als ein Mal von ihm mit Thränen in den Augen angetroffen wurde. Er schrieb Dieses der Unklarheit ihres Verhältnisses zu und forschte nicht. Sie hatte Alles, was sich nur immer in seinem Leben zugetragen hatte, von ihm erfahren, er aber wußte von ihr nichts. In solchen Tagen gab er ihr nur treuere, innigere Beweise seiner Liebe, wodurch sie gewöhnlich nur noch mehr erschüttert wurde.

Er hielt auch sein Versprechen, daß er nie um ihre Schicksale fragen wolle, getreulich. Er entließ kein Wort und keine Anspielung auf diese Dinge. Er hätte wohl irgendwo in der Stadt fragen können, wem das Häuschen gehöre, das in dieser und jener Vorstadt in dem Garten, wo die vielen Linden sind, stehe, er hätte dann den Eigenthümer aufsuchen und ihn fragen können, wer das weibliche Wesen sei, das sein Haus bewohne, oder wenigstens in welchen Verhältnissen sie hier stehe — er hätte durch ihre Leute oder Andere hinter die Sache zu kommen suchen können, sie hat ihn in jenem Briefe nicht gebeten, es nicht zu thun; sie hat es ihm nicht zugetraut, und darum that er es auch nicht. So wie es nicht in ihrem Charakter lag, auf diesen Fall zu denken, so lag es nicht in dem seinen, ihn zu benützen, wenn er auch darauf dachte. Unter seinen Bekannten sagte er auch keinem Einzigen etwas von seinen Besuchen in dem weißen Häuschen, er erfuhr daher von dieser Seite ebenfalls nichts, und so war er an dem letzten Tage, nachdem er schon bedeutend lange zu ihr gekommen war, über ihre äußeren Verhältnisse eben so unwissend, wie er es an dem ersten Tage gewesen war.

Aber ihre inneren kannte er besser. Wie sie es einstens versprochen hatte, so geschah es. Ihre Seele lag in den vielen Gesprächen, die sie hielten, ohne Rückhalt und meistens unwillkürlich vor ihm — und diese Seele war seinem Sinne ganz recht. Er kam sehr gerne zu ihr, ward sehr gerne empfangen und blieb täglich länger. Beide wurden sie nach und nach immer seliger gegen einander gezogen. Sie neigte ihr süßes Angesicht zu ihm, und es zitterte Freude darin, so wie Freude in ihm zitterte. Wenn er durch die zarte Seide ihre Glieder fühlte, die er sich sonst kaum anzusehen getraut hatte, so floß es, wie ein Wunder, durch sein Leben.

Er fragte jetzt, da sie in dieser Lage mit einander waren, nicht, wie einstens in der einsamen Gasse, ob sie seine Gattin werden wolle, weil er seines Versprechens eingedenk war, und weil er dachte, sie werde schon einmal Alles, Alles enthüllen, wie sie es ja versprochen habe.

Das Einzige, was sie äußerte, bestand darin, daß sie schon ein paar Male gesagt hatte, er dürfe sie nie, unter gar keiner Bedingung verlassen, worauf er immer geantwortet hatte, was ihr denn beikomme, Das werde nie, nie geschehen. Solches sei ihm fremder, als sich nur immer Feuer und Wasser fliehen können.

Einmal, da sie wieder, während große Zärtlichkeit in ihrem Angesichte schimmerte, Dasselbe verlangt hatte, sagte er: „Eine Bedingung gibt es doch."

„Welche?" fragte sie.

„Diese kann ja nie eintreten," sagte er gütig.

„Ich möchte sie doch wissen," fragte sie.

„Wenn ich Untreue erführe," antwortete er.

„Nein, diese wird nicht eintreten," sagte sie. — —

Oft, wie die Zeit so dahinfloß, war es Hugo, als müsse nun ein Gutes, Frommes, Seliges kommen — — aber es kam nicht. Ein trauriges Herz Cölestens lag oft vor seiner Seele, und eine Unheimlichkeit dauerte fort, obgleich sie ihm mit ihrem ganzen Wesen ergeben war, und er ihr ganzes Wesen in sein tiefstes Herz aufgenommen hatte.

Auch andere Dinge fing er an zu bemerken. Wenn ihn in der Nacht die Unstätigkeit trieb, und er an ihrem Hause vorüberging, sah er nie ein Licht in den Fenstern. Wenn er sie besuchte, sah er, daß in ihrer Wohnung immer Alles auf dem alten Platze liege, und daß die Stickerei am Rahmen nicht vorrücke. Oft war eine Luft in den Zimmern, nicht wie die der Wohnlichkeit, sondern wie in verschlossenen Räumen. Wenn er im Laufe des Tages, etwa Vormittags,

da er nicht arbeiten konnte, vorbeiging oder ritt, sah er nie Rauch aus dem Schornsteine steigen, so wie er sich nicht erinnern konnte, je Küchenfeuer gesehen oder bemerkt zu haben. Daß er immer nur das Mädchen, welches sonst in grauer Kleidung der Gebieterin aus der Kirche gefolgt war, und im Stübchen unter dem Thorwege nur den alten Mann gesehen habe, war ihm schon früher aufgefallen, allein er dachte damals, die andern Leute und die andern zur Häuslichkeit gehörenden Räume werden schon in einem andern Theile der Wohnung sein. Jetzt fiel ihm Dieses wieder ein.

Eines Abends, da er zu lange geblieben war und spät in der Nacht unter einem gewitterzerrissenen Himmel nach Hause ging — schrie es in ihm auf: „Das ist die Liebe nicht, Das ist nicht ihr reiner, goldner, seliger Strahl, wie er immer vorgeschwebt, daß er aus einem Engelsherzen brechen werde und das andere verklären — — nein — nein, Das ist er nicht."

Er hörte in einem der nächtlichen Häuser einen Finken schlagen. Das Thier mußte eingesperrt, vielleicht geblendet sein und daher die Nacht, weil es sehr stille und gewitterwarm war, nicht kennen. Hugo mußte bei diesen Tönen an das alte Haus auf der Bergeshalde denken, wo diese Vögel am Glanze des Tages freudig auf freien Bäumen geschlagen hatten — und vor dem alten Hause mußte er sich den grauen, unschuldigen Vater stehend denken. — Er ging schneller in den Gassen, daß seine Tritte hallten. Obwohl es schon tief im Herbste war, so richtete sich doch ein seltsam verspätetes Gewitter am Himmel zusammen. Seine stillen, schwarzen Wolken hingen so tief, daß sie sich fast in die Thürme der Stadt drückten. In den Häusern waren keine Lichter, kein Wanderer ging, und von den Uhren der Kirchen fielen einzelne Glockenschläge, die die Stunde schlugen.

Als Hugo nach Hause gekommen war, saß er an dem Tische nieder, und ein Strom von Thränen floß aus seinen Augen.

Viele Wochen waren bis jetzt vergangen gewesen, seit denen er täglich das außerordentlich schöne Weib in dem weißen Häuschen besucht hatte, das ihm unschuldig, treu, willenlos, wie ein liebliches Kind, hingegeben war. An dem Tage aber, als das Gewitter in der Nacht seinen Regen über die Stadt geschüttet hatte, und nun eine kühle, reinliche Luft an dem Himmel stand, ging er zum ersten Male nicht zu ihr, obgleich sie ihn erwarten mußte.

Am zweiten und dritten Tage ging er auch nicht.

Am vierten, da die gewöhnliche Stunde schlug, ging er doch gegen das Gitterthor zu. Es war, wie sonst, nur eingeklinkt, er ging hindurch, ging über den Sandweg und kam zu dem Hause. Aber der erste Blick zeigte ihm, daß Alles geändert sei. Das Hausthor war gewöhnlich geschlossen, und nur ein in dasselbe geschnittener kleinerer Flügel war zum Oeffnen gewesen — heute stand das ganze Thor offen. Die Fenster des Stübchens, in welchem immer der Thürsteher gesessen war, standen ebenfalls offen, und das Stübchen war leer. Hugo ging nun über die Treppe hinauf, die Flügel der Thüren in die Vorzimmer waren offen, und durch die, die in die Wohnung führten, kam er leicht hindurch, weil sie dem ersten Drucke nachgaben — aber in den Vorzimmern war keine Dienerin, noch irgend ein Geräthe gewesen — und die Wohnung stand leer. Auf der Treppe hatte er Staub und Kehricht gefunden, durch die Zimmer, in denen er jetzt stand, wehte die Luft des Himmels; denn die Fenster waren offen, und die Wände, an denen sonst die Geräthe, der Marmortisch, der Spiegel und Anderes gewesen waren, standen nackt. — Hugo meinte, er müsse sich einen Augenblick die Augen zuhalten, bis dieses Blendwerk vorüber sei.

Aber es dauerte fort, und die Wohnung sah ihn immer mit derselben Unwirthlichkeit an. Er ging durch alle Räume, er sah jetzt auch die Küche und die anderen zum Hauswesen gehörenden Fächer. Aber die Küche war leer, der Herd kalt, und in den Fächern standen kaum einige der gewöhnlichen Gestelle. Er lief nun die Treppe hinab, um in dem Erdgeschosse nachzusehen: aber hier war es auch, wie oben. In dem ganzen leeren Hause war nicht ein einziger Mensch. Hugo ging nun in den Garten. Auf den Wegen lag das von dem Winde des letzten Gewitters herabgeschüttelte, sich schon herbstlich färbende Laub, und daneben standen die bereits gelb und röthlich schillernden Gesträuche — aber es war auch im Garten kein einziger Mensch. — Hugo blieb nun nichts übrig, als auf dem breiten, bekannten Sandwege, in welchem er heute Räderspuren sah, zurückzugehen und durch das Eisengitter hindurch das Freie zu suchen.

Er that es auch und fragte noch in mehreren Nebenhäusern rechts und links, ob sie nichts von dem Sachverhalte des weißen Häuschens wüßten. Allein sie wußten nichts. Nur den Namen und die Wohnung des Eigenthümers des Häuschens konnten sie ihm angeben. Er gedachte nun wohl seines Versprechens, nicht nach den Verhältnissen Cölestens forschen zu wollen, aber unter den gegebenen Umständen hielt er Forschen für erlaubt, ja vielleicht für geboten, da er ihr selber durch sein Ausbleiben den Weg der Eröffnung abgeschnitten hatte. Er nahm sofort einen Wagen, fuhr zu dem Eigenthümer des Häuschens und legte ihm Fragen über das weibliche Wesen vor, das in seinem Hause gewohnt habe.

Der Mann sagte, er wisse wohl, daß eine Dame sein Gartenhaus bewohnt habe, aber gestern seien von dem Haushofmeister derselben, den man Dionis genannt habe, die Geräthschaften fortgebracht worden. Heute habe er die Fenster und Thüren öffnen lassen, damit die Wohnung auslüfte,

dann denke er sie wieder zu vermiethen. Sonst wisse er nichts, Dionis habe gestern den Rest der Miethe bezahlt.

„Seit wann ist das Häuschen an die Dame vermiethet gewesen?" fragte Hugo.

„Seit dem Frühlinge," antwortete der Eigenthümer.

Hugo fuhr nach diesen Erkundigungen nach Hause und verbrachte den Rest des Tages in seiner Stube. Am andern Morgen um zehn Uhr ging er in die Kirche von Sanct Peter. Aber die schwarze Gestalt kniete nicht, wie gewöhnlich, an dem Altare. Die Messe wurde aus, Alle gingen fort — sie war nicht da gewesen. Den nächsten Tag ging er wieder in die Kirche, er wartete nach der Messe in der einsamen, breiten Gasse — aber er sah sie nicht. Dieß that er nun mehrere Wochen hindurch, ohne seinen Zweck zu erreichen. Er war unterdessen auch wieder einmal in dem Garten gewesen, in welchem das Lindenhäuschen stand — aber es wohnten jetzt bereits fremde Leute darinnen. Unter allen seinen Bekannten und unter andern Leuten forschte er herum, allein er hatte sein Geheimniß so gut bewahrt, und von der andern Seite war es so gut bewahrt worden, daß Niemand auch nicht die entfernteste Ahnung von der Bedeutung des Häuschens hatte.

Hugo meinte, es könne gar nicht anders möglich sein, er müsse das schöne, geliebte, durch so lange Zeit her täglich geschaute Angesicht wo sehen!

Aber er sah es nicht.

Nachdem schon das Forschen Monate gedauert hatte, nachdem schon der Winter seine Flocken und seine Eisdecke auf die Stadt herabgeworfen hatte, gab er seine Bemühungen auf. Er saß in seinem Zimmer und hielt das schöne, müde Haupt in seinen beiden Händen.

4.

Das Eichenschloß.

Wie ein warmer Tag des Herbstes die ganze Haide mit den unsichtbaren Fäden des Nachsommers überspinnt, der Morgen nach der Nacht aber, die ihre Thauperlen darauffallen ließ, das ganze Gewebe weithin sichtbar macht, grau, feucht, blitzend, über alle Gräser gespannt: so hatte sich ein Schleier gewoben durch das ganze deutsche Land, an jedem Jünglingsherzen war ein Faden angeknüpft — und längs dieses Fadens lief die Begeisterung. Wohl ahneten und wußten einzelne Herzen um den Schleier, aber es fehlte nur noch die Sonne, die da aufgehen, das Geschmeide plötzlich darlegen und Allen weithin sichtbar machen sollte, daß es da sei — gleichsam ein Kleinod für das Vaterland und ein verderbliches Todtenhemd für den Feind. Das Morgengrauen für diese Sonne war gekommen, man hatte nicht gewußt wie — und die Sonne stand endlich auch da, man hatte sie nicht aufgehen gesehen. Es kam eine sehr ernste Zeit. Alle Gefühle und Bestrebungen, die sonst gegolten hatten, waren jetzt klein und nichtsbedeutend. Je mehr die entschlossenen Herzen Opfer bringen, hier Vater und Mutter, dort Weib und Kind, oder Schwester und Braut verlassen und von sich ablösen mußten, desto ernster und heiliger wurde die Zeit — und desto ernster und heiliger wurden auch die Herzen. Eines derselben schlug auch in Lust und Bangigkeit in Hugo's Brust dem Augenblicke entgegen — in Lust und Bangigkeit — aber nicht mehr so rein. In trüber Trunkenheit war es befangen, und er hatte einst geglaubt, daß er den Tag ganz anders empfangen werde, als er ihn empfing. Wohl wurde auch ihm sein Kummer, den er in dem Gemüthe trug, gegenüber von den Ereignissen, die sich vor ihm auf-

richteten, klein und fast kindisch, aber ganz tilgen konnte er ihn nicht, und in völliger ungetrübter Freude und Entschlossenheit seinem Ziele entgegengehen konnte er nicht. Wohl war ihm die Nothwendigkeit der Thaten, wie ein helfender Gott, gekommen und hatte ihn auf seine Füße gestellt, aber einen Rest von seiner Vergangenheit und von seinen Schmerzen nahm er doch in die Thaten mit.

Es war endlich der Krieg ausgebrochen, und wie sich bald zeigte, er war einer des Volkes, nicht bloß der Mächte, und so wie Hugo, hatten Viele gefühlt und traten freiwillig gegen den Feind auf. Er ließ eines Morgens durch seinen Diener, der ein Soldat in mittleren Jahren war, alle nicht unmittelbar nothwendigen Sachen in einen Koffer packen und übergab den Koffer einem Freunde zur Aufbewahrung. Das Andere, insbesonders Bücher und Karten, wurden in einen Mantelsack geschnallt, die Pferde wurden gesattelt und gezäumt, die kleineren Waffen, Pistolen und Dergleichen, was leicht unterzubringen war, mitgenommen, und so ritten die zwei Männer aus der Stadt hinaus, in welcher Hugo jetzt so lange gewesen war, um den nächsten Platz zu gewinnen, an dem sie sich dem handelnden Heere zur Verfügung stellen konnten.

Es liegt nicht in unserem Zwecke, die einzelnen Thaten, die Hugo nun verrichtete, zu verfolgen, oder gar die Kriegsereignisse jener Zeiten zu beschreiben, sondern wir beschränken uns darauf, die fernere Entwicklung seines Lebens anzudeuten und dann Das zu erzählen, was mit Dem, was wir oben geschildert haben, wieder in wesentlicheren Zusammenhang tritt.

Was von Hugo's Vater und von vielen Andern vorausgesehen worden war, ist eingetroffen. Es hatte sich lange her vorbereitet. Gegen den einen Mann, der Europa's leuchtendster Kriegsstern und dessen größte Geißel geworden war, hatte sich nun fast dieses ganze Europa erhoben — und

Hugo stand mit dem glühenden Hasse gegen alles Unrecht, der ihm eigen war, unter der Zahl seiner Feinde.

Es waren große Schlachten vorgefallen, es waren Wunder des wechselnden Glückes geschehen — es hatten sich jene Großthaten ereignet, die das menschliche Herz zerreißen, und es waren düstere Schattenseiten des menschlichen Geschlechtes vorübergegangen. Hugo hatte oft mitten in dem Einen und dem Andern geschwebt. Dinge von ganz anderer Art und Wesenheit, als er je gedacht und geahnet, waren über sein Herz gegangen. Hatte er gleich nicht jene großen Thaten zu thun vermocht, welche ihm einst seine Kindeseinbildung vorgefabelt hatte, so war er doch ein wirksam Körnlein von dem Gebirge gewesen, das den Mann, der zu stark und gefürchtet geworden war, endlich erdrückte. Hatte sein Vater ein Recht gehabt, seine Waffen als Zeichen der Ehre in der alten Halle aufzubewahren, so hatte der Sohn ein noch größeres. Denn er hatte mehr gethan und war bei größeren Ereignissen ein wirkender Theil. Waren die Kriege durch Vervollständigung der Mittel leichter zu führen geworden, so ist ihr Kreis doch wieder durch den Geist des letzten Meisters so erweitert worden, daß der alte Vater, wenn er noch gelebt hätte, bei den Erzählungen Hugo's gestaunt haben würde, wie man denn Dieses oder Jenes habe ausführen können, ohne in das Aeußerste zu gerathen.

Unter den schweren Entwicklungen jener Zeit war Hugo ein Mann geworden — und jenes finstere Blatt Weltgeschichte, das damals abgehandelt wurde, hatte sein Herz gestählt, daß es jetzt in verhältnißmäßig viel jüngern Jahren fester, ernster und kälter gemacht worden war, als das des greisen Kriegers gewesen ist, der ihm als Lehrer und zu allen Zeiten als Muster gedient hatte. Sein einst so schönes, gutmüthiges Angesicht hatte einen leisen Zug von Härte bekommen, und sein Auge war strenge geworden. Aber dennoch wurde sein

hartes Antlitz und sein strenges Auge von den Untergebenen fast abgöttisch geliebt, weil er immer gerecht war, und von seinen Obern und seines Gleichen hochgeachtet und gefürchtet, weil er immer auf Ehre hielt.

So waren die Jahre, die zu Hugo's Thaten bestimmt gewesen waren, vorübergegangen, die große Begebenheit jener Zeiten war aus, der Feind war besiegt, Europa hatte den Frieden, und unsere Heere waren auf dem Rückzuge aus Frankreich begriffen. Hugo hatte nun kein anderes Ziel mehr vor Augen, als, wenn der deutsche Boden erreicht, und die Heere in ihre alten Standpunkte eingerückt wären, den Dienst zu verlassen, in das alte Haus auf der Berghalde zurückzukehren, dort sein Eigenthum zu bewirthschaften und Die zu beschützen und zu belehren, die ihm dort als Angehörige anvertraut waren. Sich zu vermählen, war er nicht gesonnen; theils hatte er in den Kriegslagern und in den stetigen Bewegungen jener Jahre nicht Zeit gehabt, irgend ein Mädchen kennen zu lernen, um sie zu wählen, theils hatte er eine gewisse Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Er war auf dem Rückwege aus Frankreich, und sein Diener, derselbe Soldat, den er in den Krieg mitgenommen hatte, war beschäftigt, die Sammlung alter und schöner Waffen, die Hugo auf seinen Zügen erworben hatte, in Ordnung zu bringen, um sie ohne Schaden und Verlust in die Heimath zu schaffen.

In einer kleinen Stadt Frankreichs, deren Namen wir nicht näher anzugeben vermögen, aber sie liegt schon sehr nahe an unserer deutschen Grenze, war es einmal im späten Herbste, daß Hugo mit mehreren Kriegsleuten höheren Ranges auf dem Balkone eines Hauses stand, in dem man ihnen ein unaufrichtiges Fest gegeben hatte. Sie standen, wie es nach einem Mahle gebräuchlich ist, müssig und ergötzten sich mit Herumschauen und Sprechen. Da fuhr unten ein Wagen vorbei, dessen schöne, braune Pferde bewundert wurden. Hugo

aber sah in dem Wagen jenen Greis sitzen, der ihn einstens in die Kirche von Sanct Peter zu gehen gebeten hatte. Er hatte den Mann längst vergessen gehabt, aber wie er ihn hier fahren sah, erkannte er ihn augenblicklich wieder. Er fragte die Umstehenden und Mehrere aus dem Hause, wem der Wagen gehöre, und wer der Mann sei, der darinnen gesessen ist. Die Einen wußten es nicht, und die Andern hatten keinen Wagen vorbeifahren gesehen.

Hugo achtete nicht weiter darauf; denn im Kriege war er an ganz andere und wunderlichere Zufälle gewöhnt worden, als daß er einem Dinge Bedeutung zugeschrieben hätte, das ihn nur in seiner Jugend angelockt hatte, eben weil er jung war.

Als man von dem Gespräche auf dem Balkone aus einander gegangen war, wo man noch die Nachricht empfangen hatte, daß in drei Tagen eine erwartete Abtheilung eintreffen, und man dann vereint den Marsch weiter fortsetzen werde — und als Hugo hierauf in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand er dort einen Diener mit einem Briefe auf sich warten. Der Mensch sagte, er müsse eine Antwort mit sich fortnehmen. Hugo öffnete das Blatt und erkannte die Schriftzüge Cölestens. Sie war zwar nicht unterschrieben, aber in den Worten: „wenn er noch an ein Häuschen denke, um welches viele Linden gestanden seien" erkannte er sie, wenn er auch an der Schrift noch gezweifelt hätte. Das Blatt enthielt die Bitte, er möchte, sobald es ihm möglich sei, zu dem Schreiber dieser Zeilen auf Schloß Pre zu Besuch kommen, wenn es auch nur kurz sei, er werde sehnlich erwartet.

Hugo schrieb auf ein Blatt, er werde morgen um drei Uhr Nachmittags, wo ihn der Dienst entlasse, von hier nach Schloß Pre hinüberreiten. Er siegelte das Blatt und gab es dem Diener.

Obgleich im tieferen Frankreich in der Abtheilung, bei der Hugo stand, schon zweimal der Fall vorgekommen war, daß deutsche Krieger auf unbegreifliche Weise verschwunden waren, weßhalb jedes einsame Ausgehen oder Ausreiten verboten war: so ritt er doch, da es drei Uhr des andern Tages Nachmittags schlug, zum Thore des Städtchens hinaus. Er kannte Furcht als Beweggrund nicht. Er ritt sogar ganz allein und hatte auch vorher Niemanden gesagt, wohin er sich begebe, damit er den Ruf des weiblichen Wesens, von dem er den Brief habe, nicht gefährde.

Außer dem Städtchen dehnte sich eine ziemlich breite Haide, über welche er sprengte, was nur sein Rappe auszugreifen vermochte. Hierauf kam er über die sanfte Wölbung eines baumlosen Rückens, jenseits dessen man ihm Schloß Pre bezeichnet hatte. Die Gegend war sehr öde, und weit und breit war kein Haus. Als er die Schneide des Rückens erreicht hatte, sah er in eine schöne Thalwiese hinab, auf welcher viele Eichen standen, und unter ihnen das Schloß. Es war ein wenig düster, und mit veralteter, schwerer Baupracht der Lehenszeiten blickte es auf die öde Landschaft hinaus. Hugo ließ sein Pferd den Abhang hinabgehen und kam an dem Schlosse an.

Unter einem leichten Schauer der Erwartung ritt er durch das schwarze Thor ein, das hinter ihm das Gitter fallen ließ, weil man sich noch immer vor streifendem Gesindel fürchtete. Er dachte, da er an dem Mauerwerke des Hofes emporschaute, ob nicht hinter jenen Fenstern oben eben so ein Herz poche, wie hier unten das seine. Derselbe Diener, der ihm den Brief gebracht hatte, nahm ihm das Pferd ab, zwei andere rissen die Thüren auf, dahinter erwartete ihn ein fein gekleideter Mann, der ihn die schönen Treppen hinaufgeleitete, durch prachtvolle Gemächer führte und endlich auf eine Thür wies, durch die er eintreten möge.

Er trat ein. Ein leichtes „Ach“ entglitt unwillkürlich seinen Lippen; denn es waren die vier Zimmer des Lindenhäuschens, in denen er sich befand — sie waren bis in die kleinste Kleinigkeit dieselben, nur daß statt der Linden ungeheure Eichen vor den Fenstern standen. Er ging durch das erste Zimmer — er ging durch das zweite — — im dritten stand eine Frau in grauer Seidenkleidung an dem Marmortische des Spiegels, wie einst — sie war etwas stärker geworden — bei dem Geräusche seiner Tritte wendete sie sich — sie war todtenblaß — ein Schrei — „Hugo!“ „Cöleste!“ — und sie lagen sich in den Armen — Alles war dahin: das ganze eherne Rad des Krieges war von seinem Herzen, und lange, lange Jahre von dem ihren. Die reinste, wärmste, süßeste Flamme des Kusses wurde gefühlt, der holde Druck des Armes wurde empfunden, wie sie die ihren um seinen Nacken, er die seinen um den ihrigen geschlungen hatte. Es war zuerst gar kein Laut — dann ein Stammeln, ein leises Seufzen zur Erleichterung der Freudenlast — Herz an Herz, Mund an Mund, so gepreßt, als sollten sie nie mehr von einander lassen. In diesem Augenblicke fühlte Hugo, daß er lange, lange nicht gelebt habe.

Da sie sich sanft seinem Arme entwandt, rief sie in dem schönen, klingenden Deutsch, das sie sonst immer geredet hatte: „Hugo, Hugo, wo bist Du gewesen — drei ganze lange Tage bist Du nicht gekommen — dann hab' ich Dich eilf Jahre — eilf völlige Jahre nicht gesehen! Ich habe Dich gesucht, fast durch unsern ganzen Welttheil habe ich Dich gesucht, mitten in Kriegen und Schlachten habe ich Dich gesucht, und hier, hier, wo Alles, was Du rund umher erblicken kannst, mein und Dein ist, hier mußte ich Dich finden. Dionis, der Dich heimlich von Paris her begleitete, schrieb mir erst vor fünf Tagen, daß Ihr in unser Städtchen kommen und hier einige Zeit verweilen werdet. Ich habe den gestrigen Tag, da Ihr Morgens kamt, kaum erwarten können.“

Mit diesen Worten führte sie ihn zu dem Sopha, über dem er ein altes Bild, einen Ritter in wallenden blonden Locken darstellend, hängen sah.

„Blicke nicht hinauf," sagte sie, „ich werde Dir Alles sagen. O Du theurer, Du heiß geliebter Mann! Alles, Alles hat sich gelöset. Komme, sitze neben mir, wie einst — — o Hugo, ich bin jetzt gut; seit jene Last von mir genommen ist, bin ich so fromm, wie einstens Du. — — Aber Du hast Dich geändert," unterbrach sie sich, „Du bist so ernst geworden."

Und sie sah ihn, da sie sich niedergesetzt hatten, mit den Augen so gut und so treu an, wie sie es sonst fast nie gethan hatte.

„Bin ich ernster geworden," sagte er, „so sind auch harte Jahre an mir vorübergegangen. Cöleste, sei gegrüßt, sei viele tausend Male gegrüßt!"

Bei diesen Worten hatte er zuerst ihre Hände gefaßt, und dann drückten sie sich wieder in die Arme. Hugo that es etwas zurückhaltender und mit noch feinerer Hochachtung, als sonst. Diese Scheu zierte den Mann nun unendlich schöner, als sie einstens den Jüngling geziert hatte.

Mit sehr weicher Stimme sagte Cöleste: „Ich bitte Dich, Hugo, jetzt höre mich an, ich kann es gar nicht erwarten, daß Du Alles wissest, was Du einst so großmüthig nicht gefragt hast — jetzt darf ich Alles sagen — — aber Du wirst nicht viel Zeit haben."

„Morgen um fünf Uhr beginnt mein Dienst wieder, von dem ich mich noch nicht verabschiedet habe," antwortete Hugo.

„Ich gebe Dir Leute mit," sagte Cöleste, „die Dich beschützen, wenn Du in der Nacht in das Städtchen zurückreiten mußt. Ach, in dieser Novemberzeit wird es ja kaum später, als in einer Stunde, schon Nacht werden."

„Ich beschütze mich selber," antwortete Hugo, „lasse diese Dinge mich machen, Cöleste, und verkümmere uns mit ihnen nicht die Minute des Beisammenseins."

„So höre Hugo, aber ich bitte Dich, höre mich bis zu Ende, sage nichts, kein Wort, bis Alles aus ist, dann rede. Ich bin aus einem, wie sie hier sagen, vornehmen Hause Lothringens. Meine Muttersprache war deutsch; aber nur sie kannte ich, nicht Vater und Mutter, Beide waren gestorben, ehe ich denken konnte. Mit fünfzehn Jahren befahl mein Vormund, daß ich vermählt würde, da sich eine Gelegenheit ergäbe, daß ein großes Vermögen zusammenkäme, und ein glänzendes Haus entstünde. Mein zukünftiger Gatte war fünfzig Jahre alt, und ich, die damals gar nicht wußte, was Liebe und Ehe sei, gehorchte dem Vormunde. — Hugo, höre mich ruhig. — Das glänzende Haus entstand aber nicht. Schon am ersten Tage unserer Ehe, weil damals in Frankreich eben die schweren, traurigen Zeiten waren, mußte er sich flüchten, und ich wurde später zu ihm über Eure Grenze geliefert. Seine Güter und auch die meinigen waren in den Händen seiner Gegner. Er war über diese Dinge sehr erbittert. Die große Summe, die er gerettet und mit sich genommen hatte, däuchte ihm nichts, und sein Groll wuchs täglich. Er verachtete seine Gegner unglaublich und war der Meinung, daß eine Herrschaft dieser Art nur kurz dauern könne, und die alte Ordnung der Dinge sich wieder herstellen werde. Darum sagte er oft, wenn ihn seine Lage peinigte: „Das Alles muß wieder kommen!" — Aber über Eines war er trostlos und verzweifelnd: ich blieb nämlich kinderlos — — ach, Hugo, dasselbe Weib, das Dein Entzücken und Deine Wonne war, mußte körperliche Mißhandlung dulden. — — Ich lag oft auf den Knieen vor der gebenedeiten Jungfrau, ich, ein wehrloses, unschuldiges Opfer, das nie etwas Anderes gekannt hatte, als die Mauern meines Erziehungshauses und

die starren Mienen meines Gatten, ich lag auf den Knieen und bat um die Erfüllung seines Wunsches — umsonst — da that ich das Gelübde, meine Schönheit, auf die ich sonst so eitel gewesen war, zu vertilgen; ich versprach der heiligen Jungfrau, daß ich täglich in den Kleidern einer Matrone und mit dichtem, herabgelassenem Schleier zu Fuße in die Messe gehen und vor dem Altare knieen wolle, bis kein Mensch mehr in der Kirche sei, damit der Himmel den Fluch von mir nehme. — Das that ich mehrere Jahre — allein der Fluch wurde nicht von mir genommen. Mein Gatte wurde immer härter — ach, Hugo, als ich Dein großes, schönes Herz kennen lernte, wußte ich erst, welch ein Tyrann er gewesen war — aber früher litt ich Alles, weil ich nicht anders wußte, als daß er mein Gemahl sei, und daß ich ihm gehorsamen müsse. Er wurde krank, langsam fiel er dem Grabe entgegen — und seine Ungeduld und sein Grimm wuchsen immer mehr. Zwei Dinge waren es, die vorzüglich an seinem Herzen fraßen: zuerst, daß in Frankreich die alte Ordnung immer nicht zurückkehren wollte — und zweitens, daß er mich auf's Tiefste verachtete."

„In jener Zeit geschah es, daß er eines Entwurfes willen, in den er sich eingelassen hatte, heimlich nach Frankreich reisen mußte. Er schnürte seine Sachen, bestieg den Wagen und ließ mich in Eurer Stadt zurück. Damals trat nun der Versucher an mich." — —

„Ach, Hugo, ich will Dir Alles, Alles sagen — aber an Dem, was Dionis vorschlug, war ich so wahrhaftig unschuldig, so wahrhaftig es eine ewige Seligkeit im Himmel gibt. — Dionis war der Haushofmeister meines Vaters gewesen, er wurde nach dem Tode desselben der meinige und war mein Rathgeber und Freund. Wenn ich sagen sollte, daß er mir bis dahin je das geringste Unrecht vorgeschlagen habe, würde es eine Lüge sein; aber

der inbrünstige Haß gegen meinen Gatten und die große Liebe gegen mich mußten den alten Mann verblendet haben. Da ich durch die Entfernung meines Gemahls allein in seiner Obhut zurückgelassen war, erzählte er mir eines Tages eine Geschichte von einer Frau, die an einen harten, greisen Mann geschmiedet gewesen war und vieles Unglück erduldet habe. Da sei ihr ein schöner Jüngling erschienen, sie habe schöne Kinder gehabt und habe das künftige Wohl des Hauses gegründet. Viel später sagte er einmal, daß er einen jungen blonden Mann kenne — weil mein Gatte auch blond war — der so schön und so unschuldig sei; wenn mich dieser einmal erblickte, so würde er gewiß in heißer innerster Liebe gegen mich entbrennen. — Da er aber sah, daß ich die Rede nicht verstand und befremdet war, schwieg er von da an stille, und ich bemerkte, daß er sich nun von mir zurückzog. — — O Hugo! seine Worte mochten eine Vorbedeutung gewesen sein."

Dem zuhörenden Manne öffneten sich seine inneren Augen, er sah auf das erzählende Weib, unterbrach es aber nicht.

Sie fuhr fort: „Wenige Wochen nach diesem Gespräche, das ich doch nicht ganz vergessen konnte, sah ich Dich! Ich habe an jenem Morgen ernstlich geglaubt, daß Niemand mehr in dem Gotteshause sei, und ging mit gehobenem Schleier, weil es unter demselben schwül war, gegen die Pforte zurück — da standest Du im hintern Theile des Chores — wir sahen uns — ich bemerkte gleich, daß Du mich anblicktest, und ließ den Schleier über das Gesicht fallen. — Damals dachte ich mir innerlich oft, wie süß, wie unendlich süß die Liebe sein müsse, und wie lohnend für alles Weh der Erde. Dann sah ich Dein Annähern — — Hugo, ich habe in jener Gasse nicht absichtlich das Blatt fallen gelassen, daß Du mir es bringest — oft hat mich der Gedanke gequält, daß Du Dieses glauben könntest — — aber, da Du es brachtest,

war mir die Handlung hold — — und es ist im Ernste wahr, wenn Du grüßtest, schwindelten mir die Häuser der Straße vor dem Blicke. Als Du mit mir endlich in der einsamen Gasse geredet hattest, entdeckte ich mich außer meinem Mädchen, das längst mein Inneres kannte, noch Dionis und fragte ihn um Rath. Der alte Mann zeigte viele Freude, er miethete das Gartenhäuschen, er borgte Geräthe und richtete es ein. Ich wohnte nicht dort, Hugo; jeden Vormittag ging ich meinem Gelübde nach in die Kirche, aber es war nicht mehr die von Sanct Peter, in der Du mich zum ersten Male gesehen hast, sondern eine andere; im Nachmittage war ich in dem Häuschen, und Du warst bei mir. Mein Herz, das mir so viel versprochen hatte, belog mich nicht. Ach! — warum mußtest Du denn mehrere Tage nicht kommen?! In der Nacht des dritten, an dem ich Dich nicht gesehen hatte, mußte ich fort. Mein Gatte war in Genf todtkrank geworden, er sandte einen Freund, mich augenblicklich zu holen; dieser kam in der Nacht, wechselte die Pferde, ließ mir so viel Zeit, daß das Nöthigste gepackt wurde, und nahm mich fort. Ich konnte bloß auswirken, daß mir Dionis erst am nächsten Tage folgen dürfe, damit er Dir Alles sage, und damit er mit dem Eigenthümer des Häuschens in's Reine käme. Das Letzte that er, aber ach, das Erste nicht, damit Du nicht etwa auf die Spur kämest, wer ich wäre. Wenn sich die Sache wie immer wendete, sagte er, da er mich eingeholt hatte, so kämen wir entweder bald in die Stadt zurück oder könnten Dir auf eine geschickte Weise Nachricht geben. Der alte Mann fürchtete in der schwebenden Lage für meine Erbschaft. Die Sache wendete sich auch bald. Ich kam nach Genf, mein Gatte starb und machte mich zur Erbin seines und meines Vermögens. Ich weinte bitterlich an seinem Grabe; denn er war ein sehr armer, armer Mann gewesen. — Als sich meine Lebengeister wieder gesammelt hatten, richtete

ich sogleich Alles in Ordnung und wollte wieder zurückreisen. Allein es war indessen der Krieg ausgebrochen und hatte sich beinahe mit den Flügeln des Windes über alle Länder ausgebreitet. Ich konnte nicht durch. Mit vieler Mühe und nach langer Zeit verschaffte ich mir Pässe aller Art — die Reise war sehr langsam, da oft keine Pferde waren, oft die Leute sie verläugneten. — — Endlich kam ich an, aber Du warst fort. Wie ich dachte, hattest Du Dich in die Reihe der Krieger gestellt. — Nun forschten wir Jahr nach Jahr, wir wußten nicht, bei welcher Macht, und in welcher Abtheilung Du stündest — — die Kriege wälzten sich hierhin und dorthin — — Hugo, viele lange Jahre haben wir geforscht — endlich fanden wir Dich — — Du bist da." — —

Das Weib hatte das Letzte fast mit Angst gesagt, und dann hauchte sie beinahe nur noch die Worte hinzu: „Nun, Hugo, rede."

„Wie sieht denn Dionis aus?" fragte er.

„Es ist ein sehr alter, hagerer Mann mit weißen Haaren und blauen Augen," antwortete sie.

„Ein wenig vorgebeugt?"

„Ein wenig vorgebeugt."

„Traue ihm nicht mehr," sagte Hugo, „er war falsch gegen uns Beide."

„Lasse jetzt Dionis," antwortete sie, „und rede" — — Aber er redete nicht, seine Augen waren zu Boden geheftet — sie schwieg auch und wartete.

Endlich sagte er: „Heißest Du auch wirklich Cöleste?"

„Ja, ich heiße Cöleste," antwortete sie.

„Siehe, Cöleste, Das hast Du nicht gut gemacht, nicht gegen Deinen Gatten und gegen mich. Ich kann Dir nicht mehr trauen."

„O meine Ahnung," kreischte das Weib, indem sie ihr Angesicht in die Kissen des Sopha's verbarg, — „eilf Jahre habe ich ihn gefürchtet, diesen Augenblick."

Eine Zeit lang hielt sie die Gluth des Antlitzes gegen die bergenden Kissen gedrückt. Dann hob sie das Haupt wieder, um in seine Züge zu schauen. Er war aufgestanden, sein Angesicht war entfärbt, aber sie konnte nicht erkennen, was in ihm vorgehe.

„Hugo, Hugo," rief sie, „blicke nicht so," — und halb knieend flehte sie zu ihm: „Lerne mich nun auch als rein kennen, ich bin es — ich werde es sein — o rechtfertige mich vor mir und lerne mich kennen, daß ich gut bin." — —

Hugo wurde noch bläßer und sagte: „Ich habe gedacht, ein anderes Leben führen zu wollen, als der Gatte einer Witwe zu sein, von dem sie sagen, daß er schon vor dem Tode ihres Mannes mit ihr im Einverständnisse gewesen sei."

„Sie werden es nicht sagen, Hugo," antwortete sie, „denn kein Mensch weiß es."

„Ich selber würde es sagen," erwiederte er.

„Du wirst es nicht sagen: denn Du bist unschuldig," antwortete sie; „weißt Du? Du hattest nie eine Ahnung, daß Du Jemand andern liebest, als ein Mädchen."

„Dann bist Du desto schuldiger," sagte er. „Siehe, Cöleste, hättest Du mir gesagt, daß Du ein vermähltes Weib bist — ich wäre Dir ferne gestanden, ich hätte nie eine Andere geliebt, und wenn der Himmel unsere Verbindung möglich gemacht hätte, ohne daß wir schuldig waren, wären wir frei eingegangen vor Gott und der Welt."

„Ich hatte Angst, Dich zu verlieren," sagte sie schüchtern. — — „Wenn Du verziehest."

„Das verstehst Du nicht, Cöleste," antwortete er. „Ich verzeihe Dir von Herzen und beklage uns. Wärest Du die

niedrigste Magd, wärest Du die Tochter einer Stalldirne: auf diesen Händen trüg' ich Dich — — aber wie könnte ich jetzt vor mir stehen, der ich nie mit Wissen ein Unrecht an mir litt, wie könnt' ich vor den Andern stehen, die mich scheuten und verehrten, und die mir nie die kleinste Makel sagen durften?!"

„Also könntest Du der sogenannten Ehre das warme, ewige, klare Leben opfern?" fragte sie.

Hugo antwortete nicht, sondern er preßte die Hände an einander, und in dem ganzen Baue seines Körpers war eine Erschütterung, wie wenn Thränen ausbrechen sollten.

Sie sah ihn einige Augenblicke mit den großen Augen an — dann aber sagte sie sehr ernst: „Ich habe Dich nicht umsonst gefürchtet — gehe — möge Dir Gott im Himmel diese harte Tugend lohnen, aber mein Herz verflucht sie: denn es wird gebrochen. — Ja, ich war eine Sünderin, aber die Sünde wurde mir nicht leicht; Du hast nur ihre holde Frucht gesehen, ihre Kämpfe trug ich allein. Meine Sünde ist menschlicher, als Deine Tugend — geh — so lange die Erde steht, wurde Niemand abgöttischer geliebt, als Du. — — Nun gehe, Mann, gehe!"

„Wir sind Beide zu erregt," sagte Hugo, „wir sehen uns wieder, und ich werde Dir die Sache aus einander setzen."

„Setze nichts mehr aus einander," sagte sie, „es ist ja deutlich. Gehe nur."

Und wie Hugo in Verwirrung sich gegen die Stelle hinwendete, wo sein kriegerischer Hut lag, trat über die Thürschwelle ein Kind, ein wundervoll blond gelocktes Mädchen, herein und rief mit kindlich klarer Stimme: „Mutter!" — Aber wie sie diese in Aufregung sah und den fremden Mann vor ihr stehen, schwieg sie betroffen. Cöleste warf sich, als wäre jetzt erst der fürchterlichste Schlag gefallen, plötzlich mit

einem lauten und ausschweifenden Schluchzen in die Kissen des Sopha's, als müßte ihr das Herz zerstoßen werden. — Hugo betrachtete das Kind einen Augenblick, dann ging er auf dasselbe zu und legte unter unendlichen Thränen, die aus seinen Augen flossen, den Arm um den dichten, seidenweichen Lockenwald desselben, beugte sich und küßte es heftig auf den Scheitel.

Das erschreckte Kind hatte es gelitten — auf dem Sopha hatte das Weinen aufgehört, Cöleste hatte das Haupt emporgehoben und lauschte hin; aber wie er den Arm von des Kindes Locken löfete, seinen Hut nahm und sanft hinausging — da fiel sie mit dem verzweiflungsvollen Schrei zurück: „Er kennt sie nicht, er kennt sie nicht."

Hugo hatte kein Wort mehr gesagt, kein einziges; es ist unbekannt, ob er nicht konnte, oder ob er nicht wollte. Unten ließ er sich sein Pferd vorführen, bestieg es und ritt zu dem Thore hinaus. Es war bereits schon dunkel geworden, und ein harter Novemberwind ging durch seine noch immer schönen blonden Locken, die sein ganzes Schicksal eingeleitet hatten. Als er auf die Anhöhe gekommen war, von der aus man das Schloß erblickt, und hinter welcher die Haide anfängt, hielt er ein wenig stille — die Thränen, welche während der Besteigung des Pferdes und während dem Anfange des Rittes versiegt waren, flossen wieder, und er sagte, gleichsam laut zu sich: „Wo in dieser weiten, in dieser großen Welt mag das herrliche, das reine Herz schlagen, das mich beglückt hätte, und das ich beglücken hätte können!?" — —

Aber draußen lagen die kaltblauen, schweren Wolken, unter denen er die Landschaft, namentlich den gehauchten, blassen Streifen des Ardenerwaldes, den er im Herreiten gesehen hatte, nicht mehr erblicken konnte, und neben ihm säuselte das dürre, herbstliche Gras.

Mit den Worten: „Verzeihe Dir Gott, Du armer, verblendeter Greis, daß Du in Deiner Leidenschaft zwei Menschen unglücklich gemacht hast, wie ich Dir verzeihe, sie erfahre nie, was Du eingeleitet hast," setzte er seinem Pferde die Sporen ein und ritt langsam den sanften Hang hinunter. In dem nächsten Augenblicke darauf konnte man die hallenden Hufschläge vernehmen, wie er auf der festen Straße der Haide davonritt und in die ihn umgebende Nacht hineinjagte.

Er kam spät zu Hause an, legte sich aber nicht nieder, sondern schrieb bis zu dem Morgen an einem Briefe an Cöleste. Was er ihr in demselben schrieb, wie sanfte, gute oder starke Worte er in demselben an sie richtete, ist nie bekannt geworden. Als er mit dem Schreiben fertig war und das Papier gefaltet und gesiegelt hatte, blickte er auf die Buchstaben des Siegels, die in dem zweifelhaften Scheine des Morgens und seiner Kerze düster da standen und in dem feinen rothen Wachse die Worte bildeten: „Servandus tantummodo honos." Dann löschte er die Kerze aus, da der Tag immer klarer hereinbrach, rief seinen Diener und sagte ihm, daß er diesen Brief sogleich nach Schloß Pre bringen möchte, dann soll er sich im Zurückreiten sputen, damit er einpacken könne. Denn er selber wolle sich indessen bemühen, daß sie die Erlaubniß bekämen, ihrer Heeresabtheilung vorausreisen zu dürfen.

Der Diener brachte den Brief nach Schloß Pre, kam zurück, packte ein, da Hugo die angesuchte Erlaubniß erhalten hatte, und in einer Stunde darauf reiseten sie ab.

Zwei Tage nachher folgte ihnen ihre Heeresabtheilung, und da diese fort war, wurde es wieder so einsam und öde um Schloß Pre, wie es zuvor gewesen war.

Aber auch einsam und öde war es in dem alten Hause, das auf der Gebirgshalde stand.

Hugo war aus dem Kriegsdienste getreten, da in der ganzen Welt der ersehnte Friede herangekommen war, er hatte sich auf sein Besitzthum begeben und verwaltete es nun. Er blieb, wie ein Jahr nach dem andern verging, auf demselben allein und vermählte sich nicht. Er versammelte seine Knechte und Leute um sich, gab ihnen Befehle, verbesserte sein Anwesen und that den Leuten, die in der Gegend wohnten, Gutes. — Später rang er mit Gewissensbissen, und da er alt geworden, da sich die Härte des Krieges verloren hatte, und da er weichherzig geworden war, hat er oft bitterlich geweint und gesagt: „Wie *sie* ist doch Keine — wie *sie* ist doch Keine."

Einmal, da seine Haare schon so weiß waren, wie einstens die seines Vaters, ging er durch die Gerölle gegen den Morigletscher hinan, den er sonst in der Jugend gerne besucht hatte, und warf das alte Siegel in eine unzugängliche Schlucht. Als er todt war, kam das Erbe kraft seines Testamentes in den Besitz fremder Menschen, die außer Deutschland wohnten. Es erschien, um den Besitz der Liegenschaften auf sich schreiben zu lassen, eine äußerst schöne, junge, blonde Frau auf der Gebirgshalde. Man hatte ihr Hugo's Grab zeigen müssen, und sie war lange mit vielen Thränen vor demselben gestanden. Später kam sie noch zweimal in zwei verschiedenen Sommern mit ihrem Gemahle und zwei Kindern und wohnte einige Wochen auf der Halde. Nachher aber erschien sie nie mehr, das Haus kam unter die Hände von Miethlingen und begann zu verfallen.

Das Frühglöcklein tönt noch, wie sonst, der Bach rauscht, wie sonst — aber auf dem alten Hause ist es heutzutage ein trauriger, betrübter Anblick unter den Trümmern der verkommenden Reste.

Nur die Berge stehen noch in alter Pracht und Herrlichkeit — ihre Häupter werden glänzen, wenn wir und an-

dere Geschlechter dahin sind, so wie sie geglänzt haben, als der Römer durch ihre Thale ging, und dann der Allemanne, dann der Hunne, und dann Andere und wieder Andere. — — Wie viele werden noch nach uns kommen, denen sie Freude und sanfte Trauer in das betrachtende Herz senken, bis auch sie dahin sind und vielleicht auch die schöne, freundliche Erde, die uns doch jetzt so fest gegründet und für Ewigkeiten gebaut scheint.

Brigitta.

1843.

1.

Steppenwanderung.

Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menschlichen Leben, die uns nicht sogleich klar sind, und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervorzuziehen vermögen. Sie wirken dann meistens mit einem gewissen schönen und sanften Reize des Geheimnißvollen auf unsere Seele. In dem Angesichte eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines Andern kalt und leer sind, von denen Alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen. Eben so fühlen wir uns manchmal zu Einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns seine Bewegungen, es gefällt uns seine Art, wir trauern, wenn er uns verlassen hat, und haben eine gewisse Sehnsucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in späteren Jahren seiner gedenken: während wir mit einem Andern, dessen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht in's Reine kommen können, wenn wir auch jahrelang mit ihm umgegangen sind. Daß zuletzt sittliche Gründe vorhanden sind, die das Herz herausfühlt, ist kein Zweifel, allein wir können sie nicht immer mit der Wage des Bewußtseins und der Rechnung hervorheben und anschauen. Die Seelenkunde hat Manches beleuchtet und

erklärt, aber Vieles ist ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel ist, wenn wir sagen, es sei für uns noch ein heiterer, unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen; aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Zu diesen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in sehr jungen Jahren auf dem Gute eines alten Majors erlebte, da ich noch eine sehr große Wanderlust hatte, die mich bald hier bald dort ein Stück in die Welt hineintrieb, weil ich noch weiß Gott was zu erleben und zu erforschen verhoffte.

Ich hatte den Major auf einer Reise kennen gelernt, und schon damals lud er mich wiederholt ein, ihn einmal in seiner Heimath zu besuchen. Allein ich hielt Dieß für eine bloße Redeformel und Artigkeit, wie Reisende wohl oft zu wechseln pflegen, und hätte der Sache wahrscheinlich keine weitere Folge gegeben, wenn nicht im zweiten Jahre unserer Trennung ein Brief von ihm gekommen wäre, in welchem er sich angelegentlich um mein Befinden erkundigte und zuletzt wieder die alte Bitte hinzufügte, doch einmal zu ihm zu kommen und einen Sommer, ein Jahr, oder fünf oder zehn Jahre bei ihm zuzubringen, wie es mir gefällig wäre; denn er sei jetzt endlich gesonnen, auf einem einzigen winzigen Punkte dieser Erdkugel kleben zu bleiben und kein anderes Stäubchen mehr auf seinen Fuß gelangen zu lassen, als das der Heimath, in welcher er nunmehr ein Ziel gefunden habe, das er sonst vergeblich auf der ganzen Welt gesucht hatte.

Da es nun eben Frühling war, da ich neugierig war, sein Ziel kennen zu lernen, da ich eben nicht wußte, wo ich

hinreisen sollte, beschloß ich, seiner Bitte nachzugeben und seiner Einladung zu folgen.

Er hatte sein Gut im östlichen Ungarn — zwei Tage schlug ich mich mit Plänen herum, wie ich die Reise am geschicktesten machen sollte, am dritten Tage saß ich im Postwagen und rollte nach Osten, während ich mich, da ich das Land nie gesehen hatte, bereits mit Bildern von Haiden und Wäldern trug — und am achten wandelte ich bereits auf einer Pußta, so prachtvoll und öde, als sie nur immer Ungarn aufzuweisen haben mag.

Anfangs war meine ganze Seele von der Größe des Bildes gefaßt: wie die endlose Luft um mich schmeichelte, wie die Steppe duftete, und ein Glanz der Einsamkeit überall und allüberall hinauswebte: — aber wie Das morgen wieder so wurde, übermorgen wieder — immer gar nichts, als der feine Ring, in dem sich Himmel und Erde küßten, gewöhnte sich der Geist daran, das Auge begann zu erliegen und von dem Nichts so übersättigt zu werden, als hätte es Massen von Stoff auf sich geladen — es kehrte in sich zurück, und wie die Sonnenstrahlen spielten, die Gräser glänzten, zogen verschiedene einsame Gedanken durch die Seele, alte Erinnerungen kamen wimmelnd über die Haide, und darunter war auch das Bild des Mannes, zu dem ich eben auf der Wanderung war — ich griff es gerne auf, und in der Oede hatte ich Zeit genug, alle Züge, die ich von ihm erfahren hatte, in meinem Gedächtnisse zusammenzusuchen und ihnen neue Frische zu geben.

In Unteritalien, beinahe in einer eben so feierlichen Oede, wie die war, durch die ich heute wandelte, hatte ich ihn zum ersten Male gesehen. Er war damals in allen Gesellschaften gefeiert, und obwohl schon fast fünfzig Jahre alt, doch noch das Ziel von manchen schönen Augen; denn nie hat man einen Mann gesehen, dessen Bau und Antlitz schöner genannt werden konnte, noch einen, der dieses Aeußere edler zu tragen

verstand. Ich möchte sagen, es war eine sanfte Hoheit, die um alle seine Bewegungen floß, so einfach und so siegend, daß er mehr als einmal auch Männer bethörte. Auf Frauenherzen aber, ging die Sage, soll er einst wahrhaft sinnverwirrend gewirkt haben. Man trug sich mit Geschichten von Siegen und Eroberungen, die er gemacht haben soll, und die wunderbar genug waren. Aber ein Fehler, sagte man, hänge ihm an, der ihn erst recht gefährlich mache; nämlich, es sei noch Niemanden, selbst der größten Schönheit, die diese Erde trage, gelungen, ihn länger zu fesseln, als es ihm eben beliebte. Mit aller Lieblichkeit, die ihm jedes Herz gewann und das der Erkornen mit siegreicher Wonne füllte, benahm er sich bis zu Ende, dann nahm er Abschied, machte eine Reise und kam nicht wieder. — Aber dieser Fehler, statt sie abzuschrecken, gewann ihm die Weiber nur noch mehr, und manche rasche Südländerin mochte glühen, ihr Herz und ihr Glück, sobald als nur immer möglich, an seine Brust zu werfen. Auch reizte es sehr, daß man nicht wußte, woher er sei, und welche Stellung er unter den Menschen einnehme. Obwohl sie sagten, daß die Grazien um seinen Mund spielen, setzten sie doch hinzu, daß auf seiner Stirne eine Art Trauer wohne, die der Zeiger einer bedeutenden Vergangenheit sei — aber Das war am Ende das Lockendste, daß Niemand diese Vergangenheit wußte. Er soll in Staatsbegebenheiten verwickelt gewesen sein, er soll sich unglücklich vermählt, er soll seinen Bruder erschossen haben — und was dieser Dinge mehr waren. Das aber wußten Alle, daß er sich jetzt sehr stark mit Wissenschaften beschäftigte.

Ich hatte schon sehr Viel von ihm gehört und erkannte ihn augenblicklich, als ich ihn einmal auf dem Vesuve Steine herabschlagen und dann zu dem neuen Krater hinzu gehen und freundlich auf das blaue Ringeln des Rauches schauen sah, der noch sparsam aus der Oeffnung und aus den Ritzen quoll. Ich ging über die gelb glänzenden Knollen zu ihm hin und

redete ihn an. Er antwortete gerne, und ein Wort gab das andere. Wirklich war damals eine furchtbar zerworfene, dunkle Oede um uns, die so schroffer wurde, als der unsäglich anmuthige, tiefblaue Südhimmel gerade über ihr stand, zu dem die Rauchwölkchen traulich seitwärts zogen. Wir sprachen damals lange mit einander, gingen dann aber Jeder allein von dem Berge.

Später fand sich wieder Gelegenheit, daß wir zusammenkamen, wir besuchten uns dann öfter und waren endlich bis zu meiner Heimreise fast unzertrennt bei einander. Ich fand, daß er an den Wirkungen, die sein Aeußeres machen sollte, ziemlich unschuldig war. Aus seinem Innern brach oft so etwas Ursprüngliches und Anfangsmäßiges, gleichsam als hätte er sich, obwohl er schon gegen die fünfzig Jahre ging, seine Seele bis jetzt aufgehoben, weil sie das Rechte nicht hatte finden können. Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß diese Seele das Glühendste und Dichterisch'ste sei, was mir bis dahin vorgekommen ist, daher es auch kommen mochte, daß sie das Kindliche, Unbewußte, Einfache, Einsame, ja oft Einfältige an sich hatte. Er war sich dieser Gaben nicht bewußt und sagte in Natürlichkeit die schönsten Worte, die ich je aus einem Munde gehört habe, und nie in meinem Leben, selbst später nicht, als ich Gelegenheit hatte, mit Dichtern und Künstlern umzugehen, habe ich einen so empfindlichen Schönheitssinn angetroffen, der durch Ungestalt und Rohheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm. Diese unbewußten Gaben mochten es auch sein, die ihm alle Herzen des andern Geschlechtes zufliegen machten, weil dieses Spielen und Glänzen an Männern in vorgerückten Jahren gar so selten ist. Eben daher mochte es auch kommen, daß er mit mir als einem ganz jungen Menschen so gerne umging, so wie ich meinerseits in jenen Zeiten eigentlich auch noch nicht recht diese Dinge zu würdigen vermochte, und mir dieselben erst

recht einleuchtend wurden, da ich älter war und daran ging, die Erzählung seines Lebens zusammenzustellen. Wie weit es mit seinem sagenhaften Glücke bei Weibern ging, habe ich nie erfahren können, da er niemals über diese Dinge sprach, und sich auch nie Gelegenheit zu Beobachtungen vorfand. Von jener Trauer, die auf seiner Stirne sitzen sollte, konnte ich ebenfalls nichts wahrnehmen, so wie ich auch von seinen früheren Schicksalen damals nichts erfuhr, als daß er einst beständige Reisen gemacht habe, jetzt aber schon jahrelang in Neapel sei und Lava und Alterthümer sammle. Daß er in Ungarn Besitzungen habe, erzählte er mir selber und lud mich, wie ich oben sagte, wiederholt dahin ein.

Wir lebten ziemlich lange neben einander und trennten uns zuletzt, da ich fort ging, nicht ohne Theilnahme. Aber mancherlei Gestalten von Ländern und Menschen drangen nachher noch durch mein Gedächtniß, so daß es mir endlich nicht im Traume beigekommen wäre, daß ich einmal auf einer ungarischen Haide zu diesem Manne unterwegs sein würde, wie ich es nun wirklich war. Ich malte mir sein Bild in Gedanken immer mehr aus und senkte mich so hinein, daß ich oft Mühe hatte, nicht zu glauben, ich sei in Italien; denn so heiß, so schweigsam war es auf der Ebene, auf der ich wandelte, wie dort, und die blaue Dunstschichte der Ferne spiegelte sich mir zum Trugbilde der pomptinischen Sümpfe.

Ich ging aber doch nicht in gerader Richtung auf das mir in dem Briefe bezeichnete Gut des Majors los, sondern ich machte mehrere Kreuz- und Querzüge, um mir das Land zu besehen. So wie mir das Bild desselben früher immer meines Freundes wegen mit Italien zusammengeflossen war, so webte es sich nun immer mehr und immer eigenthümlicher als Selbstständiges und Ganzes heraus. Ich war über hundert Bächlein, Bäche und Flüsse gegangen, ich hatte oft bei Hirten und ihren zottigen Hunden geschlafen, ich hatte aus jenen ein-

samen Haidebrunnen getrunken, die mit dem furchtbar hohen Stangenwinkel zum Himmel sehen, und ich hatte unter manchem tief herabgehenden Rohrdache gegessen — dort lehnte der Sackpfeifer, dort flog der schnelle Fuhrmann über die Haide, dort glänzte der weiße Mantel des Roßhirten — — oft dachte ich mir, wie denn mein Freund in diesem Lande aussehen werde; denn ich hatte ihn nur in Gesellschaft gesehen und in dem Getriebe, wo sich alle Menschen, wie die Bachkiesel, gleichen. Dort war er im Aeußern der glatte, feine Mann gewesen — hier aber war Alles anders, und oft, wenn ich ganze Tage nichts sah, als das ferne, röthlich blaue Dämmern der Steppe und die tausend kleinen, weißen Punkte darinnen, die Rinder des Landes, wenn zu meinen Füßen die tiefschwarze Erde war und so viel Wildheit, so viel Ueppigkeit, trotz der uralten Geschichte so viel Anfang und Ursprünglichkeit, dachte ich, wie wird er sich denn hier benehmen. Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in seine Art und Weise und in seine Eigenthümlichkeiten hinein, und es war mir, als hörte ich den Hammer schallen, womit die Zukunft dieses Volkes geschmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf kommende Zeiten, alles Vergehende ist müde, alles Werdende feurig, darum sah ich recht gerne seine endlosen Dörfer, sah seine Weinhügel aufstreben, sah seine Sümpfe und Röhrichte und weit draußen seine sanft blauen Berge ziehen.

Nach monatlangem Herumwandern glaubte ich endlich eines Tages, ich müsse mich nun in sehr großer Nähe bei dem Gute meines Freundes befinden, und des vielen Schauens doch etwas müde, beschloß ich, dem Pilgern ein Ziel zu setzen und gerade auf die Besitzung meines künftigen Beherbergers zuzulenken. Ich war den ganzen Nachmittag durch ein heißes Steinfeld gegangen; links stiegen fernblaue Berghäupter am Himmel auf — ich hielt sie für die Karpathen — rechts stand zerrissenes Land mit jener eigenthümlich röthlichen Färbung, wie sie so

oft der Hauch der Steppe gibt: Beide aber vereinigten sich nicht, und zwischen Beiden ging das endlose Bild der Ebenen fort. Endlich, wie ich eben aus einer Mulde, in der das Bette eines ausgetrockneten Baches lief, emporstieg, sprang rechts ein Kastanienwald und ein weißes Haus herüber — eine Sandwehe hatte mir Beides bisher gedeckt. — Drei Meilen, drei Meilen — so hatte ich fast den ganzen Nachmittag gehört, wenn ich nach Uwar fragte — so hieß das Schloß des Majors — drei Meilen: aber da ich die ungarischen Meilen aus Erfahrung kannte, so war ich gewiß ihrer fünfe gegangen und wünschte daher sehnlich, das Haus möchte Uwar heißen. In nicht großer Ferne stiegen Felder gegen einen Erddamm empor, auf denen ich Menschen sah. Diese wollte ich fragen und durchschritt zu dem Zwecke einen Flügel des Kastanienwaldes. Hier sah ich nun, was ich, durch die vielen Gesichtstäuschungen dieses Landes belehrt, sogleich geahnet, nämlich, daß das Haus nicht an dem Walde liege, sondern erst hinter einer Ebene, die von den Kastanien weglief, und daß es ein sehr großes Gebäude sein müsse. Ueber die Ebene aber sah ich eine Gestalt herübersprengen, gerade auf jene Felder zu, auf denen die Leute arbeiteten. Auch sammelten sich alle Arbeiter um die Gestalt, da sie bei ihnen angekommen war, wie um einen Herrn — aber meinem Major sah das Wesen ganz und gar nicht ähnlich. Ich ging langsam gegen die Erdlehne empor, die auch weiter entfernt war, als ich dachte, und kam eben an, als bereits die ganze Gluth der Abendröthe um die dunkeln, wogenden Maisfelder und die Gruppen bärtiger Knechte und um den Reiter loderte. Dieser aber war nichts Anderes, als ein Weib, etwa vierzig Jahre alt, welches, sonderbar genug, die weiten, landesmäßigen Beinkleider anhatte und auch, wie ein Mann, zu Pferde saß. Da die Knechte schon aus einander gingen, und sie fast allein auf dem Flecke war, richtete ich mein Anliegen an sie. Meinen Wanderstab unter das Ränzlein

stützend, zu ihr emporschauend und mir gleichsam die Strahlen der Abendröthe, die schief hereinkamen, aus dem Gesichte streichend, sagte ich deutsch zu ihr: „Guten Abend, Mutter."

„Guten Abend," antwortete sie in derselben Sprache.

„Gewährt mir eine Bitte und sagt: heißt jenes Gebäude Uwar?"

„Jenes Gebäude heißt nicht Uwar. Seid Ihr nach Uwar bestellt?"

„Allerdings. Ich habe dort meinen Reisefreund, den Major, zu besuchen, der mich dahin eingeladen hat."

„So geht nur ein wenig neben meinem Rosse her."

Mit diesen Worten setzte sie ihr Pferd in Schritt und ritt langsam, damit ich ihr folgen konnte, zwischen den hohen, grünen Maisbüscheln den Abhang hinan. Ich ging hinter ihr her und hatte Gelegenheit, meine Blicke auf die Umgebung richten zu können — und in der That, ich bekam immer mehr Ursache, mich zu verwundern. Wie wir höher kamen, öffnete sich zusehends das Thal hinter uns, ein ganzer ungeheurer Gartenwald lief von dem Schlosse in die Berge hinein, die hinter ihm begannen, Alleen streckten sich gegen die Felder, ein Wirthschaftsstück nach dem andern legte sich bloß und schien in trefflichem Stande. Ich habe nie dieses lange, fette, frische Blatt des Maises gesehen, und nicht ein Gräschen war zwischen seinen Stängeln. Der Weinberg, an dessen Rande wir eben ankamen, erinnerte mich an die des Rheins, nur habe ich am Rheine nicht dieses derbe Trotzen und Strotzen von Blatt und Reben gesehen, wie hier. Die Ebene zwischen den Kastanien und dem Schlosse war eine Wiese, so rein und sanft, als wäre Sammet gebreitet, sie war mit eingehegten Wegen durchschnitten, in denen die weißen Rinder des Landes wandelten, aber glatt und schlank, wie Hirsche. Das Ganze hob sich wunderbar von dem Steinfelde ab, das ich heute durchwandelt hatte, und das jetzt in der Abendluft draußen lag und in den

röthlich spinnenden Strahlen heiß und trocken hereinsah zu dieser kühlen, grünen Frische.

Indessen waren wir zu einem jener weißen Häuschen gelangt, wie ich mehrere im Grün der Rebengelände zerstreut wahrgenommen hatte: und das Weib sagte zu einem jungen Manne, der trotz des heißen Juniabends in seinem zottigen Pelze stak und vor der Thür des Häuschens Allerlei hantirte: „Milosch, der Herr will heute noch nach Uwar, wenn Du etwa die zwei Weidebraunen nähmest, ihm einen gäbest und ihn bis zum Galgen geleitetest."

„Ja," erwiderte der Bursche und stand auf.

„Jetzt geht nur mit ihm, er wird Euch schon richtig führen," sagte das Weib und wendete ihr Pferd, um des Weges zurückzureiten, den sie mit mir gekommen war.

Ich hielt sie für eine Art Schaffnerin und wollte ihr ein namhaftes Geldstück für den Dienst geben, den sie mir so eben geleistet hatte. Sie aber lachte nur und zeigte hiebei eine Reihe sehr schöner Zähne. Durch den Weinberg ritt sie langsam hinab, dann hörten wir aber bald darauf die schnellen Hufschläge ihres Pferdes, wie sie über die Ebene flog.

Ich steckte mein Geld wieder ein und wendete mich zu Milosch. Dieser hatte einstweilen zu seinem Pelze einen breiten Hut aufgesetzt und führte mich um eine Strecke in den Weinpflanzungen fort, bis wir in eine Thalkrümme stiegen und auf Wirthschaftsgebäude stießen, aus denen er zwei jener kleinen Rosse zog, wie man sie auf den Haiden dieses Landes antrifft. Meines sattelte er, seines bestieg er, wie es war, und sofort ritten wir in die Abenddämmerung hinein, dem dunkeln Osthimmel entgegen. Es mochte ein sonderbarer Anblick gewesen sein: der deutsche Wandersmann, sammt Ränzlein, Knotenstock und Kappe zu Pferde sitzend, neben ihm der schlanke Ungar mit rundem Hute, Schnurbart, Zottelpelz und flatternden weißen Beinkleidern — Beide in Nacht und Wüste reitend.

In der That war es eine Wüste, in die wir jenseits der Weinberge geriethen, und die Ansiedelung war, wie eine Fabel, darinnen. Eigentlich war die Wüste wieder mein altes Steinfeld, und zwar sich selber so gleich geblieben, daß ich wähnte, wir reiten denselben Weg zurück, den ich gekommen bin, wenn mich nicht das schmutzige Roth, das noch hinter meinem Rücken am Himmel glühte, belehrt hätte, daß wir wirklich gegen Morgen reiten.

„Wie weit ist noch nach Uwar?“ fragte ich.

„Es sind noch anderthalb Meilen,“ antwortete Milosch.

Ich fügte mich in die Antwort und ritt hinter ihm her, so gut ich konnte. Wir ritten an denselben unzähligen grauen Steinen vorbei, wie ich sie heute den ganzen Tag zu Tausenden gezählt habe. Sie glitten mit falschem Lichte auf dem dunklen Boden hinter mich, und weil wir eigentlich auf trocknem sehr festen Moore ritten, hörte ich keinen Hufschlag unserer Pferde, außer wenn zufällig das Eisen auf einen der Steine schlug, die sonst diese Thiere, an derlei Wege gewöhnt, sehr gut zu vermeiden wissen. Der Boden war immer eben, nur daß wir wieder zwei oder drei Mulden hinab- und hinangestiegen waren, in deren jeder ein starrer Strom von Kieselgerölle lag.

„Wem gehört denn das Anwesen, das wir verlassen haben?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Maroshely,“ antwortete er.

Ich wußte nicht, weil er die Worte, schnell vor mir reitend, gesprochen hatte, ob Dieß der Name des Besitzers sei, oder ob ich überhaupt recht verstanden habe; denn die Bewegung erschwerte das Sprechen und Hören.

Endlich ging ein blutrothes Stück Mond auf, und in seinem schwachen Lichte stand auch schon das schlanke Gerüste auf der Haide, das ich für das Ziel meiner Begleitung hielt.

„Hier ist der Galgen,“ sagte Milosch, „dort unten, wo es glänzt, rinnt ein Bach, daneben ist ein schwarzer Haufen,

auf den geht zu, es ist eine Eiche, auf der sonst die Uebelthäter aufgehängt worden sind. Jetzt darf Das nicht mehr sein, weil ein Galgen ist. Von der Eiche beginnt ein gemachter Weg, an welchem junge Bäume zu beiden Seiten stehen. Auf dem Wege geht etwas weniger, als eine Stunde, fort, dann zieht an der Glockenstange des Gitters. Hört, wenn auch nicht zugesperrt ist, geht doch nicht hinein; es ist wegen der Hunde. Zieht nur an der Glockenstange. So, jetzt steigt ab und macht den Rock besser zu, daß Ihr nicht das Fieber bekommt."

Ich stieg ab, und obwohl ich mit meiner Belohnung bei der Schaffnerin nicht gut angekommen war, bot ich Milosch doch auch wieder eine. Er nahm sie an und steckte sie in den Pelz. Dann haschte er nach dem Zügel meines Pferdes, wandte sich und flog eilends davon, ehe ich nur sagen konnte, er möge dem Herrn der Pferde meinen Dank melden, daß ich so unbedingt auf einem in der Nacht fortreiten durfte. Offenbar hatte er von dem Orte weggetrachtet. Ich blickte hin. Es standen zwei Säulen, und darauf war ein Querbalken. So ragte es in das gelbe Mondlicht empor. Oben lag etwas, wie ein Kopf. In der That aber mochte es irgend eine Erhöhung sein. Ich ging weiter, gleichsam, als ob das Gras der Haide hinter mir lispelte, und sich etwas am Fuße des Galgens rührte. Von Milosch war nicht mehr das geringste zu vernehmen, als sei er gar nie dagewesen. Ich kam sogleich zu der Todeseiche. Der Bach schillerte und glänzte und ringelte sich um Binsen, wie eine todte Schlange. Daneben war der schwarze Bau des Baumes. Ich ging um ihn herum, und jenseits war ein gerader weißer Weg, von dem Monde beschienen. Der Weg war gestampft und hatte Gräben und eine Allee junger Pappeln. Es that mir wohl, daß ich wieder meine Schritte schallen hörte, wie es daheim in unserem Lande auf den Wegen der Fall ist.

Ich ging langsam dahin. Der Mond hob sich mehr und mehr und stand endlich klar an dem warmen Sommerhimmel. Die Haide lief, wie eine fahle Scheibe, unter ihm weg. Endlich, da eine gute Stunde vergangen sein mochte, hoben sich vor mir schwarze Klumpen, wie ein Wald oder ein Garten, und in kurzer Frist stieß der Weg an ein Gitter, das in einer Mauer stand, die außer dem Walde hinlief und hinter sich riesengroße Wipfel hatte, die todesstille in dem Silber der Nachtluft emporstanden. An dem Gitter war ein Glockengriff, ich zog, und es schellte von Innen. Gleich darauf ertönte nicht etwa ein Bellen, sondern zwei Stöße jenes tiefen, entschloss'nen und neugierigen Schnaufens edler Hunde — ein dumpfer Sprung — und der größte, schönste Hund, den ich in meinem Leben gesehen habe, stand von Innen an dem Gitter. Er stellte sich auf die Hinterfüße, faßte mit den vorderen die eisernen Stangen und sah auf mich heraus, ohne nur den geringsten Laut zu geben, wie es die ernste Art dieser Thiere gewohnt ist. Bald kamen, murrend und jagend, noch zwei kleinere und jüngere derselben Gattung, glatte Bulldoggen, und alle schauten unverwandt auf mich. Nach einer Weile hörte ich auch nahende Menschentritte, und ein Mann im zottigen Pelze kam und fragte um mein Begehren. Ich entgegnete, ob ich in Uwar sei, und nannte meinen Namen. Er mußte Weisung haben; denn sofort beschwichtigte er mit ungarischen Worten die Hunde und öffnete dann das Gitter.

„Der Herr hat Briefe von Euch und erwartet Euch schon lange," sagte der Mann, als wir weiter gingen.

„Ich habe ihm ja geschrieben, daß ich mir Euer Land ansehen wolle," antwortete ich.

„Und das habt Ihr lange angesehen," sagte er.

„Freilich," antwortete ich. „Ist der Herr Major noch wach?"

„Er ist gar nicht zu Hause, sondern in der Sitzung, Morgen früh wird er herüberreiten. Für Euch hat er drei Zimmer richten lassen und gesagt, daß wir Euch hineinführen sollen, wenn Ihr in seiner Abwesenheit kämet."

„Nun so führt mich hinein."

„Wohl."

Diese Worte waren die einzigen, die wir auf dem langen Wege wechselten, den wir meiner Meinung nach eher durch einen Urwald, als durch einen Garten, machten. Riesige Tannen streckten sich gegen den Himmel, und mannsdicke Eichenäste griffen herum. Der größere Hund ging ruhig neben uns, die andern schnoberten in meinen Kleidern und jagten sich dann gelegentlich. Als wir so den Hain durchschritten hatten, kamen wir zu einer baumlosen Erhöhung, auf welcher das Schloß stand — so viel ich jetzt erkennen konnte — ein großes, viereckiges Gebäude. Aber die Erhöhung führte eine breite Steintreppe empor, auf der das schönste Mondlicht starrte. Hinter der Treppe war ein etwas ebener Platz und dann ein großes Gitter, das statt des Thores des Hauses diente. Als wir an dem Gitter angekommen waren, sprach mein Begleiter einige Worte zu den Hunden, worauf sie in den Garten zurückschossen. Nun schloß er das Gitter auf und führte mich in das Gebäude.

Auf der Treppe brannte noch Licht und beglänzte hohe, seltsame Steinbilder mit weiten Stiefeln und schleppenden Gewändern. Es mochten ungarische Könige sein. Dann empfing uns im ersten Geschosse ein langer, mit Rohrmatten belegter Gang. Wir gingen ihn entlang und stiegen dann noch eine Treppe hoch. Hier war wieder ein solcher Gang, und einen der Thürflügel, die in demselben waren, öffnend, sagte mein Begleiter, hier seien meine Zimmer. Wir gingen hinein. Nachdem er in jedem mehrere Kerzen angezündet hatte, wünschte er mir gute Nacht und ging fort. In einer Weile

wurde von einem Anderen Wein, Brod und kalter Braten gebracht, worauf mir von ihm, wie von seinem Vorgänger, gute Nacht geboten wurde. Ich erkannte hieraus und aus der völligen Einrichtung der Zimmer, daß ich nun allein bleiben würde, und ging daher an die Thüren und schloß mich ab.

Hierauf aß ich und musterte dabei meine Wohnung. Das erste Zimmer, in welchem die Speisen auf einen großen Tisch gestellt wurden, war sehr geräumig. Die Kerzen strahlten hell und beleuchteten Alles. Die Geräthe waren anders, als sie bei uns gebräuchlich sind. In der Mitte stand eine lange Tafel, an deren einem Ende ich aß. Um die Tafel waren Bänke von Eichenholz gestellt, nicht eigentlich wohnlich aussehend, sondern wie zu Sitzungen bestimmt. Sonst war nur noch hie und da ein Stuhl zu sehen. An den Wänden hingen Waffen aus verschiedenen Zeiten der Geschichte. Sie mochten einst der ungarischen angehören. Es waren noch viele Bogen und Pfeile darunter. Außer den Waffen hingen auch Kleider da, ungarische, die man aus früheren Zeiten aufgehoben hatte, und dann jene schlotternden seidenen, die entweder Türken oder gar Tartaren angehört haben mochten.

Als ich mit meinem Nachtmahle fertig war, ging ich in die zwei Nebenzimmer, die auf diesen Saal folgten. Sie waren kleiner, und wie ich gleich bei dem ersten Blicke, da ich eingeführt wurde, bemerkt hatte, wohnlicher eingerichtet, als der Saal. Es waren Stühle, Tische, Schränke, Waschgeräthe, Schreibzeug und Alles da, was ein einsamer Wanderer in seiner Wohnung nur immer wünschen kann. Selbst Bücher lagen auf dem Nachttische, und sie waren sämmtlich in deutscher Sprache. In jedem der zwei Zimmer stand ein Bett, aber statt der Decke war auf ein jedes das weite, volksthümliche Kleidungsstück gebreitet, welches sie Bunda heißen. Es ist Dieß gewöhnlich ein Mantel aus Fellen, wobei die rauhe Seite nach Innen, die glatte weiße nach Außen gekehrt ist.

Letztere hat häufig allerlei farbiges Riemzeug und ist mit aufgenähten farbigen Zeichnungen von Leder verziert.

Ehe ich mich schlafen legte, ging ich noch, wie es immer an fremden Orten meine Gewohnheit ist, an das Fenster, um zu schauen, wie es draußen aussähe. Es war nicht Viel zu sehen. Das aber erkannte ich im Mondlichte, daß die Landschaft nicht deutsch sei. Wie eine andere, nur riesengroße Bunda, lag der dunkle Fleck des Waldes oder Gartens unten auf die Steppe gebreitet — draußen schillerte das Grau der Haide — dann waren allerlei Streifen, ich wußte nicht, waren es Gegenstände dieser Erde, oder Schichten von Wolken.

Nachdem ich meine Augen eine Weile über diese Dinge hatte gehen lassen, wendete ich mich wieder ab, schloß die Fenster, entkleidete mich, ging zu dem nächst besten Bette und legte mich nieder.

Als ich das weiche Pelzwerk der Bunda über meine ermüdeten Glieder zog, und als ich schon fast die Augen zuthat, dachte ich noch: „So bin ich nun begierig, was ich in dieser Wohnung Freundliches oder Häßliches erleben werde."

Dann entschlummerte ich, und Alles war todt, was schon in meinem Leben gewesen ist, und was ich sehnlichst wünschte, daß noch in dasselbe eintreten möchte.

2.

Steppenhaus.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht, aber daß es nicht fest und gut war, Das wußte ich. Es mußte die allzu große Müdigkeit daran Schuld sein. Die ganze Nacht ging ich auf dem Vesuve herum und sah den Major bald in einem Pilgeranzuge in Pompeji sitzen, bald im Fracke zwischen den

Schlacken stehen und Steine suchen. In meinem Morgentraum tönte Pferdegewieher und Hundegebell, dann schlief ich einige Zeit fest, und als ich erwachte, war heller Tag in dem Zimmer, und ich sah hinaus in den Saal, in dem die Waffen und Kleider von der Sonne beschienen hingen. Unten erbrauf'te der dunkle Park von dem Lärmen der Vögel, und als ich aufgestanden und an eines der Fenster getreten war, funkelte die Haide draußen in einem Netze von Sonnenstrahlen. Da ich noch kaum angekleidet war, klopfte es an meine Thür, ich öffnete, und es trat mein Reisefreund herein. Ich war immer die Tage her begierig gewesen, wie er aussehen möge, und er sah nicht anders aus, als er eben aussehen konnte, nämlich so zu der ganzen Umgebung stimmend, daß es schien, ich hätte ihn immer so gesehen. Auf der Oberlippe hatte er den gebräuchlichen Bart, der die Augen noch funkelnder machte, das Haupt deckte ein breiter, runder Hut, und von den Lenden fiel das weite, weiße Beinkleid hinab. Es war ganz natürlich, daß er so sein mußte, ich konnte plötzlich nicht mehr denken, wie ihm der Frack stehe, seine Tracht schien mir reizend, daß mir mein deutscher Flaus, der bestaubt und herabgeschunden auf einer Bank unter dem verschossenen Seidenkleide eines Tartaren lag, fast erbärmlich vorkam. Sein Rock war kürzer, als sie gewöhnlich in Deutschland sind, stand aber sehr gut zu dem Ganzen. Mein Freund schien zwar gealtert; denn seine Haare mischten sich mit Grau, und sein Antlitz war voll von jenen feinen und kurzen Linien, die bei wohlgebildeten Menschen, die sich lange erhalten, doch endlich die wachsende Zahl der Jahre anzeigen; aber er erschien mir so angenehm und einnehmend, wie immer.

Er grüßte mich sehr freundlich, sehr herzlich, ja fast innig — und als wir eine halbe Stunde geplaudert hatten, waren wir schon wieder so bekannt, wie zuvor. Es schien, als hätten wir uns seit unserer italienischen Reise gar nicht ge-

trennt. Da ich mich ankleidete und dazu bemerkte, daß ein Koffer mit meinen andern Sachen ankommen werde, schlug er vor, ich möchte bis dahin, oder wenn ich wollte, in der Zeit meines ganzen Hierseins ungarische Kleider anziehen. Ich ging in die Sache ein, und die nöthigen Bestandstücke waren bald herbeigeschafft, wobei er bemerkte, daß er in den nächsten Tagen schon für Abwechslung sorgen werde. Wie wir nun so in den Hof hinunterkamen zu den mit uns gleich gekleideten Knechten, und wie diese aus den finstern Schnurbärten und den buschigen Augenbraunen so beifällig auf uns blickten und uns die Pferde zu einem Morgenritte zuführten, war etwas so Edles und Beruhigendes in dem Schauspiele, daß ich mich innerlichst recht davon erquickt fühlte.

Wir ritten, von der großen, sanften Dogge begleitet, in den Besitzungen des Majors herum. Er zeigte mir Alles und gab gelegentlich Befehle und Lobsprüche. Der Park, durch den wir zuerst ritten, war eine freundliche Wildniß, sehr gut gehegt, rein gehalten und von Wegen durchschnitten. Als wir hinaus auf die Felder kamen, wogten sie im dunkelsten Grün. Nur in England habe ich ein Gleiches gesehen; aber dort, schien es mir, war es zarter und weichlicher, während dieses hier kräftiger und sonnedurchdrungener erschien. Wir ritten hinter dem Parke sachte bergan, und an dem Kamme dieser sanften Höhe, die gegen die Haide ging, zogen sich die Weinpflanzungen dahin. Ueberall war ein dunkles, breites Blatt, die Pflanzungen nahmen einen großen Strich ein, an allen Stellen waren Pfirsichbäume eingestreut, und von den gehörigen Orten blickten, wie in Maroshely, die weißen, leuchtenden Punkte der Wächterhäuschen herüber. Auf die Haide gekommen, sahen wir seine Rinder, eine große, zerstreute, fast unübersehbare Heerde. Eine Stunde Reitens führte uns dann zu den Gestütten und Schäfereien. Da wir über die Haide kamen, zeigte er auf einen schmalen schwarzen Streifen, der

sehr weit im Westen das hingehende Grau der Steppe schnitt, und sagte: „Das sind die Weinberge von Maroshely, von wo Ihr gestern die Pferde hattet."

Den Rückweg nahmen wir auf einer andern Seite, und hier zeigte er mir seine Gärten, seine Obstanlagen und seine Glashäuser. Ehe wir dazu kamen, ritten wir an einem sehr unansehnlichen Landstriche vorbei, auf dem bedeutend viele Menschen beschäftigt waren. Auf meine Frage sagte er, Dieß seien Bettler, Herumstreicher, selbst Gesindel, die er durch pünktliche Bezahlung gewonnen habe, daß sie ihm arbeiten. Sie trocknen eben einen sumpfigen Strich und legen eine Straße an.

Zu Mittage, da wir nach Hause gekommen waren, aßen wir mit allen Knechten und Mägden in einer Art Vorhalle, oder vielmehr unter einem ungeheuren Vordache, an dem ein riesiger Nußbaum stand. An dem hölzernen Brunnengerüste musizirten eben durchziehende Zigeuner. — Es war zu Tische auch ein Fremder gekommen, ein Jüngling in frühesten Jahren. Er fiel mir durch seine außerordentliche Schönheit auf. Er hatte Briefe aus der Nachbarschaft gebracht und war nach dem Essen wieder fortgeritten. Von dem Major war er sehr achtungsvoll, fast zärtlich behandelt worden.

Den heißen Nachmittag verbrachten wir in den kühlen Zimmern. Abends zeigte mir mein Gastfreund das Abendroth der Haide. Wir ritten eigens zu dem Zwecke hinaus, nachdem er mir gerathen hatte, so wie er, gegen die Fieberluft der Ebene einen Pelz umzuthun, wenn ihn auch die noch warme Luft entbehrlich zu machen scheint. Wir warteten, da wir hinausgekommen waren, an dem von ihm angegebenen Punkte, bis die Sonne untergegangen war. Und in der That, es war ein prachtvoller Anblick, der nun folgte: auf der ganzen schwarzen Scheibe der Haide war die Riesenglocke des brennend gelben, flammenden Himmels gestellt, so sehr in die Augen

wogend und sie beherrschend, daß jedes Ding der Erde schwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Haide steht, wie ein Balken, gegen die Gluth, ein gelegentlich vorübergehendes Thier zeichnet ein schwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund, und arme Wachholder- und Schlehenbüsche malen ferne Dome und Paläste. Im Osten fängt dann nach wenigen Augenblicken das feuchte, kalte Blau der Nacht heraufzusteigen an und schneidet mit trübem und undurchsichtigem Dunste den eigentlichen Glanz der Kuppel des Himmels.

Die Erscheinung dauert vorzüglich in den Junitagen, wo die Sonne hoch steht, sehr lange. Als wir schon zu Hause waren, als wir schon das Abendmahl eingenommen und einige Zeit mit einander verplaudert hatten, als ich dann in meinem Schlafzimmer war, an dem Fenster stand, und bereits fast die Mitternacht herankam, stand noch ein trüb gelbes Stückchen Licht im Westen, während schon im blauen Osten die rothe Scheibe des Halbmondes glühte.

Ich nahm mir an diesem Abende vor, morgen oder übermorgen, oder wenn sich immer in den nächstfolgenden Tagen eine Gelegenheit ergäbe, den Major um das Ziel zu fragen, von dem er mir geschrieben hatte, daß er es endlich gefunden habe, und daß es ihn auf immerwährende Zeiten an die Heimath binde.

Des andern Morgens weckte er mich vor Sonnenaufgang und fragte, ob ich den Tag für mich zubringen, oder ob ich ihn mit ihm theilen wolle. Beides stehe mir auch in der Zukunft frei. Wenn ich an den Geschäften und Bestrebungen des Hauses Theil nehmen wollte, so dürfe ich nur an dem Tage, an dem ich Solches im Sinne habe, beim Klange der Hofglocke, die jeden Morgen geläutet werde, aufstehen und mich zu dem gemeinschaftlichen Frühmahle einfinden. Hätte ich aber an einem Tage abgesonderte Pläne, so seien schon seine Leute, falls er selber nicht da wäre, angewiesen, mir mit

Pferden, mit Begleitung oder mit anderm Nöthigen an der Hand zu sein. Lieb wäre es ihm, wenn ich ihn von solchen Dingen, vorzüglich, wenn sie weitere Entfernungen von Hause beträfen, immer vorher in Kenntniß setzte, damit er mich vor Umwegen, Schwierigkeiten und vielleicht auch vor kleinen Gefahren, die eintreten könnten, bewahre. Ich war ihm für seine Bereitwilligkeit dankbar und erklärte, daß ich heute und morgen und überhaupt so lange, bis es mir anders einfiele, seine Zeit theilen wolle.

Ich stand daher auf, kleidete mich an und begab mich unter das Vordach zu dem Frühmahle. Die Leute waren schon fast fertig und trennten sich, um zu ihren verschiedenen Arbeiten zu gehen. Der Major hatte meiner geharrt und wartete, bis ich mit der Einnahme meines Frühstückes fertig war. Dann wurden die gesattelten Pferde vorgeführt. Ich fragte nicht, was er thun werde, sondern folgte ihm, wohin er ritt.

Wir ritten heute nicht mehr so im Allgemeinen herum, daß er mir überhaupt seine Besitzungen und Beschäftigungen zeige, sondern er sagte, er wolle Das, was der heutige Tag von ihm fordere, thun, und ich möge ihm zusehen, falls es mir nicht Langeweile mache.

Wir kamen zu gedehntem Wiesenlande, auf dem Heu gemacht wurde. Der schöne ungarische Braune, den der Major ritt, trug ihn tanzend auf dem schönen, weichen, geschorenen Rasengrün hin. Er stieg ab, während ein Knecht das Pferd hielt, und besah an verschiedenen Schobern das Heu. Es wurde von dem Knechte bemerkt, daß es auf den Nachmittag zum Einführen bestimmt sei. Der Major ordnete, so lange die Wiese geschoren sei, das Schlagen mehrerer Gräben an, damit überflüssiges Wasser abgehe, und an andern Stellen, damit es gesammelt werde. Von der Wiese schlug er den Weg zu den Gewächshäusern ein, die nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, in der Nähe des Wohnhauses waren, sondern auf einem

geeigneten Platze, wo ein sanfter Erdhang seine Dachung gegen Aufgang und Mittag zeigte. Es war an diesen Häusern ein kleiner, reiner Stall angebracht, wohin der Major und seine Begleitung, wenn zufällig eine da war, ihre Pferde thun konnten; denn es war nicht selten der Fall, daß er sich hier lange aufhalten mußte, und wenn Besuch da war, der die Gewächsanlagen besehen wollte, geschah es wohl auch, daß mehrere Stunden darüber hingingen. Wir thaten unsere Pferde gesattelt in den Stall, und er ging zuerst daran, mehrere Gewächsstücke und Pflanzen, die auf Begehren zu Versendungen geordnet wurden, zu besichtigen, dann ging er in die Gärtnerstube, wo Schreibereien lagen, und brachte ziemlich lange Zeit an dem Tische bei denselben zu. Ich sah indessen die Dinge um mich an, von denen ich aber gerade so viel und so wenig verstand, als ein unaufhörlich Reisender, welcher unzählige Gewächshäuser besah, verstehen kann. Als ich aber später in seinem Bücherzimmer die Werke und Abbildungen über diesen Zweig ein wenig durchging, erkannte ich, wie wenig ich eigentlich von dem Kerne dieser Sache wußte.

„Wenn man von diesen reizenden Dingen, sagte der Major zu einer andern Zeit einmal, die so gerne vom Hundertsten in's Tausendste führen, wirklich Früchte haben soll, so muß man sie vom Grunde aus betreiben und die Andern, die darin arbeiten, bedeutend zu übertreffen suchen."

Von der Gärtnerstube herauskommend, sah er eine Weile mehreren Weibern zu, die mit Abstauben und Reinigen der grünen Camellienblätter beschäftiget waren. Diese Pflanze war damals noch selten und theuer. Er untersuchte auch die gereinigten und machte seine Bemerkungen. Von da kamen wir an den vielen reinen, weißen Sandbeeten der Glashäuser vorüber, in denen die ganz jungen Pflänzchen standen, dann an all den Blumen und Gewächsen, deren Zucht er sich zur Aufgabe gemacht hatte. An dem entgegengesetzten Ausgange

der Anlagen warteten unsere Pferde, die ein Gärtnerbursche indessen hinten herumgeführt hatte. Hier waren die Stellen zur Bereitung und Mischung der Erden, die von Eseln in Körben aus verschiedenen Gegenden und oft von weit entfernten Nadelwaldungen das ganze Jahr hindurch herbeigebracht werden. Selbst zum Brennen der Erde waren bestimmte Orte, und in der Nähe war das Eichenholz aufgeschichtet, das im Winter zur Erwärmung dient.

Da, wie ich schon gestern bemerkt hatte, von den Gewächsanlagen nicht weit auf die Haide war, so ritten wir nun auf dieselbe hinaus. Der gute Lauf unserer schlanken Pferde trug uns bald so weit auf die einförmige morgenduftige Ebene hinaus, daß wir das Schloß und den Park nur mehr als einen dunklen Fleck in der Ferne liegen sahen. Hier stießen wir zu seinen Hirten. Einige Stangen, so mager, daß von ihnen als Schutzwerken gar keine Rede sein kann, bildeten eine Hütte, oder vielleicht gar nur ein Zeichen, welches in der Steppe leicht gesehen und gefunden werden kann. Unter diesen Stangen brannte, oder glimmte vielmehr ein Feuer, das von den zähen Aesten oder den Wurzeln der Wachholder- und Schlehen- und anderer Krüppelsträuche unterhalten wurde. Hier bereiteten die Hirten, die um eilf Uhr schon Mittag hielten, ihr Mahl. Braune Gestalten, deren Pelze auf der Erde umherlagen, standen in schmutzig weißen Beinkleidern und Hemdärmeln um den Major herum und antworteten auf seine Fragen. Andere, da sie seine Ankunft auf der weithin gedehnten Fläche wahrgenommen hatten, jagten auf kleinen, unscheinbaren Rossen herbei, die weder Sattel, noch Decke und statt Zügel und Halfter oft nur einen Strick hatten. Sie stiegen ab, hielten ihre Thiere an der Hand und umringten den Major, der ebenfalls abgestiegen war und sein Pferd zu halten gab. Sie sprachen nicht bloß von ihrer Beschäftigung mit ihm, sondern auch von andern Dingen, und er kannte sie

fast Alle mit Namen. Er war so leutselig mit ihnen, als wäre er Einer aus ihrer Mitte, und Dieß, wie ich glaubte, erweckte eine Art Begeisterung unter den Menschen. Wie bei uns in den Bergen, so waren auch hier die Thiere den ganzen Sommer über im Freien. Es waren jene weißen langgehörnten Rinder, welche in dem Lande vorkommen und sich von den Kräutern der Steppe nähren, die eine Würze und einen Blumengeruch haben, die wir Alpenländler ihnen kaum zutrauen sollten. Bei diesen Thieren bleiben die Menschen, die ihnen zugegeben sind, ebenfalls im Freien und haben oft gar nichts über sich, als den Himmel und die Sterne der Haide, oft nur, wie wir eben gesehen hatten, einige Stangen, oder eine gegrabene Hütte von Erde. Sie standen vor dem Major, dem Grundherrn, wie sie ihn hier hießen, und hörten seinen Anordnungen zu. Als er wieder aufstieg, hielt ihm Einer, der blitzende Augen aus dem Schwarz seines Gesichtes und seiner Braunen herauszeigte, das Pferd, während sich ein Anderer mit langen Haaren und dichtem Schnurbarte bückte und ihm die Steigbügel hielt.

„Lebt wohl, Kinder," sagte er beim Fortreiten, „ich werde Euch bald wieder besuchen, und wenn die Nachbarn herüberkommen, werden wir einen Nachmittag auf der Haide liegen und bei Euch essen."

Er hatte diese Worte auf ungarisch gesagt und sie mir auf meine Bitte verdeutscht.

Im Fortreiten sagte er zu mir: „Wenn es Euch ergötzt, diese Haidewirthschaft einmal im Einzelnen genau anzuschauen, und Ihr etwa einmal allein herauskommen wolltet, um mit diesen Leuten gleichsam zu leben, müßt Ihr auf die Hunde achten, die sie haben. Sie sind nicht immer so zahm und geduldig, wie Ihr sie heute gesehen habt, sondern sie würden Euch strenge mitfahren. Ihr müßt es mir vorher sagen, daß ich Euch hingeleite, oder wenn ich nicht kann, daß ich Euch

einen bekannten Hirten mitgebe, der Euch führe, und den die Hunde lieben."

Ich hatte in der That, da wir bei dem Hirtenfeuer waren, die ungemein großen, schlanken, zottigen Hunde bewundert, derlei ich auf meiner ganzen Wanderung nicht angetroffen habe, und die so sittsam neben und unter uns am Feuer herumsaßen, als verstünden sie etwas von der Verhandlung und nähmen daran Theil.

Wir wendeten uns, da wir fortritten, dem Schlosse wieder zu, da bereits die Zeit zum Mittagessen heranrückte. Als wir, so wie gestern, in der Nähe der Strecke vorüberkamen, auf der die Leute arbeiteten, um den Sumpf zu trocknen und die Grundrisse einer Straße zu ziehen, sagte er, indem er auf ein Weizenfeld zeigte, an dem wir ziemlich nahe vorbeiritten, und auf welchem die Frucht außerordentlich schön stand: „Diese guten Schollen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun, müssen uns das Geld herbeischaffen, daß wir auch an andern Stellen etwas verrichten können. Die Leute arbeiten da drüben in der Oede das ganze Jahr. Sie haben ihren Taglohn und kochen gleich neben ihren Geschäften im Freien. Zum Schlafen gehen sie in jene hölzernen Hütten, die Ihr seht. Im Winter, wenn sich Eis bildet, gehen wir den tiefern Stellen zu, denen wir jetzt wegen zu großer Weiche des Bodens nicht ankönnen, und füllen Gerölle der Haide und Steine, die wir von den Weinpflanzungen nehmen, hinein."

Wirklich erblickte ich, da ich auf die eigenthümliche Anlage hinüberschaute, die hölzernen Hütten, von denen er gesprochen hatte, und sah an verschiedenen Stellen des Haiderückens schwachen Rauch aufgehen, der die kunstlosen Herde anzeigen mochte, auf denen die Leute ihr Mittagessen kochten.

Als wir in den Park einritten, umsprungen von den großen und kleinen Doggen, läutete in dem Herrenhause eben die Glocke, die uns und die anderen Leute zum Mahle rief.

Ich fragte an dem Abende dieses Tages meinen Reisefreund nicht um sein Ziel, wie ich mir Tags vorher beim Schlafengehen so fest vorgenommen hatte.

Der Nachmittag verging, wie gewöhnlich, zu Hause, nur daß der Major gegen fünf Uhr auf dem gebahnten Wege mit der Pappelallee, auf dem ich in der Nacht gekommen war, ich weiß nicht wohin, fuhr, während ich die Bücher musterte, die er mir in immer größerer Anzahl aus seinem Bücherzimmer auf meine Stube bringen ließ.

Des folgenden Tages hatte der Major Viel zu schreiben, und ich brachte schier den ganzen Tag damit zu, seine Pferde, die er zu Hause hatte, zu besehen und mit seinen Leuten Bekanntschaft zu machen.

An dem Tage, der nachher folgte, war ich mit ihm in der Schäferei, die zwei Stunden Reitens entfernt ist, und in welcher wir den ganzen Tag zubrachten. Er hat einige Leute dort, die bedeutende Bildung verrathen und mit ihm in das Wesen der Sache, die sie lieben, einzugehen scheinen. Hier sah ich auch, daß alle Zweige seiner Thätigkeit ihre eigene Geldverwaltung haben, indem er den Schäfereien eine Summe vorstreckte, die aus einem andern Bereiche genommen war. Die Sache wurde sehr genau und richtig in die Papiere aufgenommen und verbrieft. Die Anlagen sind sehr weitschichtig, und die Zuchten nach ihrem Bedürfniß geordnet.

Ein anderes Mal sah ich die Gestütte, und wir waren auf der Weide, auf welcher seine Füllen und die jüngeren Pferde gewöhnlichen Schlages unter Hirten stehen, wie anderswo die Rinder.

Auf diese Weise lernte ich nach und nach den ganzen Kreis seiner Thätigkeit kennen, welcher wahrhaftig nicht geringfügig war. Ich wunderte mich, daß er diesen Sachen eine solche Aufmerksamkeit und Umsicht zuwendete, da ich ihn doch

früher mehr als träumend und in Wissenschaften herumdichtend und forschend gekannt habe.

„Ich glaube," sagte er einmal, „daß man es so mit dem Boden eines Landes beginnen müsse. Unsere Verfassung, unsere Geschichte ist sehr alt, aber noch Vieles ist zu thun; wir sind in ihr, gleichsam wie eine Blume in einem Gedenkbuche, aufgehoben worden. Dieses weite Land ist ein größeres Kleinod, als man denken mag, aber es muß noch immer mehr gefaßt werden. Die ganze Welt kömmt in ein Ringen, sich nutzbar zu machen, und wir müssen mit. Welcher Blüthe und Schönheit ist vorerst noch der Körper dieses Landes fähig, und Beide müssen hervorgezogen werden. Ihr müßt es ja gesehen haben, da Ihr zu mir kamt. Diese Haiden sind der feinste schwarze Ackergrund, in diesen Anhöhen voll glitzernden Gesteins bis zu jenen blauen Bergen hin, die Ihr im Norden sehet, schläft der feurige Fluß des Weines, und dämmert, von Erde umflort, der Glanzblick des Metalles. Zwei sehr edle Ströme ziehen durch unser Land, über ihnen ist, so zu sagen, die Luft noch todt und harret, daß unzählige bunte Wimpel in ihr flattern. Vielerlei Volk ist in dem Lande, manches ist ein Kind, dem man vormachen muß, was es beginnen soll. Seit ich in der Mitte meiner Leute lebe, über die ich eigentlich mehr Recht habe, als Ihr Euch denket, seit ich mit ihnen in ihrer Kleidung gehe, ihre Sitten theile und mir ihre Achtung erworben habe, ist es mir eigentlich, als hätte ich dieses und jenes Glück errungen, das ich sonst immer in der einen oder der andern Entfernung gesucht habe."

Ich fragte den Mann nun gar nicht mehr um sein Ziel, dessen er in seinem Briefe an mich erwähnt hatte.

Vorzugsweise waren es die Getreidearten, denen er seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Und sie standen aber auch in einer Fülle und Schönheit, daß ich schon neugierig war,

wenn sich diese Aehren der Reife zuwenden, und wenn wir sie heimführen würden.

Die Einsamkeit und Kraft dieser Beschäftigungen erinnerte mich häufig an die alten starken Römer, die den Landbau auch so sehr geliebt hatten, und die wenigstens in ihrer früheren Zeit auch gerne einsam und kräftig waren.

„Wie schön und ursprünglich," dachte ich, „ist die Bestimmung des Landmannes, wenn er sie versteht und veredelt. In ihrer Einfalt und Mannigfaltigkeit, in dem ersten Zusammenleben mit der Natur, die leidenschaftlos ist, grenzt sie zunächst an die Sage von dem Paradiese."

Da ich einmal längere Zeit auf der Besitzung des Majors war, da ich die Theile derselben übersah und verstehen lernte, da die Dinge vor mir wuchsen und ich an dem Gedeihen derselben Antheil nahm: hatte mich das gleichförmig sanfte Abfließen dieser Tage und Geschäfte so eingesponnen, daß ich mich wohl und ebenmäßig angeregt fühlte und auf unsere Städte vergaß, gleichsam, als wäre Das ein Kleines, was in ihnen bewegt wird.

Da wir wieder einmal unter den Pferden gewesen waren, die auf der Haide sind, und da sich zu den Hirten derselben auch Die gesellt hatten, die das Geschäft der Rinder über sich haben, so daß zufällig eine größere Menge dieser Menschen auf der Haide beisammen und bei uns waren, sagte der Major im Nachhausefahren zu mir — denn dieses Mal hatte er ein schönes Haidegespann mit Riemengeschirr vor einem Wagen gespannt, der mit großer Spurweite sicher auf dem Grase der Haide dahinrollte: „Diese würde ich sogar zum Blutvergießen führen können, sobald ich mich nur an ihre Spitze stellte. Sie sind mir unbedingt zugethan. Auch die Andern, die Knechte und die Arbeiter, die ich zu Hause habe, würden sich eher ihre Glieder zerschlagen lassen, ehe Einer zugäbe, daß mir ein Haar gekrümmt würde. Wenn ich nun Die dazurechne, die

mir wegen dem Verhältnisse der Grundherrlichkeit unterthan sind, und die mir, wie ich bei vielen Gelegenheiten erfahren konnte, vom Grunde des Herzens zugethan sind, so würde ich, wie ich glaube, eine ziemlich große Zahl von Menschen zusammenbringen, die mich lieben. — — Seht nur, und ich bin erst zu ihnen gekommen, als mein Haupt schon grau geworden war, und als ich viele Jahre auf sie vergessen hatte. Wie müßte es sein, so Hunderttausende zu leiten und sie zum Guten zu führen; denn meistens, wenn sie vertrauen, sind sie, wie Kinder, und folgen zum Guten, wie zum Bösen."

„Einmal," fuhr er nach einer Weile fort, „habe ich geglaubt, ich werde ein Künstler oder Gelehrter werden. Ich habe aber eingesehen, daß Diese ein tiefes, ernstes Wort zu der Menschheit sagen müssen, das sie begeistert und edler und größer macht — oder daß wenigstens der Gelehrte Dinge zu Tage schaffe und erfinde, welche die Menschen in dem irdischen Gute, in den Mitteln fördern und weiterbringen. In beiden Fällen aber ist es nothwendig, daß ein solcher Mann zuerst selber ein einfaches und großes Herz habe. Aber da ich Dieß nicht besitze, so ließ ich Alles wieder fahren, und es ist nun vorbei."

Mir war es, da er diese Worte sagte, als ginge ein sanfter Schatten über sein Auge, und als blicke es in diesem Augenblicke noch immer mit jener Schwärmerei in die Luft hinaus, wie einstens, wenn wir manchmal müssig auf dem Epomeo saßen, ein ganzes Meer von Himmelsbläue um uns feierte, unten die See glänzte, und er von allerlei Wünschen und Träumen junger Herzen redete. Darum kam mir auch plötzlich der Gedanke, ob etwa das Glück, von dem er mir sagte, daß er es gefunden habe, doch noch nicht ganz da sei.

Das war das einzige Mal gewesen, daß er seit unserer Bekanntschaft auf seine Vergangenheit angespielt hatte, vorher in unserem ganzen Umgange nie. Ich habe auch nie gefragt,

so wie ich später nicht fragte. Wer viel reiset, lernt schon die Menschen schonen und läßt sie in dem inneren Haushalte ihres Lebens gewähren, der sich nicht aufschließt, wenn es nicht freiwillig ist. Ich war nun schon ziemlich lange auf Uwar und war gerne da, weil ich an den Beschäftigungen des Ortes mit Aufmerksamkeit und öfter auch mit wirklicher Thätigkeit Antheil nahm, und weil ich zu andern Zeiten an dem Tagebuche meiner Reisen und Erfahrungen weiterschrieb: aber Das glaubte ich zu erkennen, daß in dem reinen, beschäftigten Leben des Majors irgend ein Bodensatz liege, der es nicht zur völligen Abklärung kommen ließ, und mir war, als sei doch irgend eine Art Trauer da, die sich natürlich bei einem Manne nur durch Ruhe und Ernst ausdrückt.

Sonst war er in seinem Leben und in seinem Umgange mit mir sehr einfach, und von einer Zurückhaltung oder Verstellung war nicht im Geringsten die Rede. So stand auf dem Tische seines Schreibzimmers, in das ich sehr oft kam, und in dem wir an heißen Nachmittagen oder Abends bei der Kerze, wenn wir noch nicht schlafen gingen, von verschiedenen Dingen plauderten, ein Bild — es war in schönem Goldrahmen das verkleinerte Bild eines Mädchens von vielleicht zwanzig — zwei und zwanzig Jahren — aber sonderbar war es, wie auch der Maler die Sache verschleiert haben mochte, es war nicht das Bild eines schönen, sondern eines häßlichen Mädchens — die dunkle Farbe des Angesichtes und der Bau der Stirne waren seltsam, aber es lag etwas, wie Stärke und Kraft, darinnen, und der Blick war wild, wie bei einem entschlossenen Wesen. Daß dieses Mädchen etwa in seinem früheren Leben eine Rolle gespielt habe, wurde mir klar, und mir fiel der Gedanke ein, warum sich denn dieser Mensch nicht vermählt habe, so wie mir dieser Gedanke auch schon bei unserer italienischen Bekanntschaft gekommen war; aber nach meinen Grundsätzen hatte ich damals nicht gefragt und fragte auch

jetzt nicht. Er durfte freilich das Bild ruhig auf dem Tische stehen lassen; denn es kam Niemand von seinen Leuten in das Schreibgemach, sondern sie mußten im Vorzimmer, wo ein Glöcklein beim Eintritte läutete, stehen bleiben, wenn ihm Einer etwas zu sagen hatte. Auch von seinen Bekannten und von Besuchenden kam Niemand in das Zimmer, da er sie immer in seiner anderen Wohnung empfing. Es war also schon ein Grad Vertraulichkeit, daß ich da hinein durfte und Alles besehen konnte, was da stand und lag. Diese Vertraulichkeit mochte ich wohl dem Umstande zu verdanken haben, daß ich nie forschte und grübelte.

Mittlerweile war die Ernte gekommen, und nie werde ich jener heitern, vergnüglichen Zeit vergessen.

Der Major mußte unterdessen auch einige Male kleine Reisen in die Nachbarschaft machen und lud mich dazu ein. In keinem Lande sind die Entfernungen zwischen den bewohnten Punkten oft so groß, wie hier, aber mit den schnellen Rossen legt man sie, reitend, oder mit den leichten Wägen über die Haide fahrend, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück. Einmal hatte der Major das eng anliegende ungarische Volkskleid an, er war in großem Schmucke, mit dem Säbel an der Seite. Es stand ihm sehr wohl. Er hielt in einer Versammlung seiner Gespanschaft über gemeinsame Angelegenheiten eine ungarische Rede. Da es von jeher meine Gewohnheit war, in jedem Lande, in das ich kam, schnell so viel von der Sprache zu lernen, als mir nur immer möglich war, so hatte ich auch bereits von den Leuten des Majors und Allen, die mich umgaben, etwas Ungarisch gelernt, daher verstand ich Manches von der Rede, die bei einem Theile heftige Bewunderung, bei dem andern heftigen Tadel hervorrief; im Nachhausefahren übersetzte er sie mir vollständig in's Deutsche. Nachmittag bei Tische sah ich ihn in jenem Tage im Fracke, wie einstens in Italien, so wie die meisten der Anwesenden

ihre Volkskleidung abgelegt hatten und in dem gemeinschaftlichen europäischen Fracke waren.

Auch zu anderen Besuchen, die er in der Nachbarschaft machte, hatte ich ihn begleitet. Hier erfuhr ich nun, daß Vier solcher Sitze bestehen, wie der Major einen hatte. Man hatte vor einigen Jahren einen Bund geschlossen, den Landbau und die Hervorrufung der ursprünglichen Erzeugnisse dadurch zu heben, daß man Dieß zuerst in dem besten Maßstabe auf den eigenen Besitzungen thue und so den Andern mit einem Beispiele vorangehe, namentlich wenn sie sehen, daß Wohlhabenheit und besseres Leben sich aus dem Dinge entwickle. Der Bund hatte auch seine Gesetze, und die Beigetretenen hielten landwirthschaftliche Versammlungen. Außer diesen vier großen Musterhöfen, die eigentlich bis jetzt erst nur die einzigen Mitglieder des Bundes waren, hatten schon einige kleinere Besitzer angefangen, das Verfahren ihrer größeren Nachbarn nachzuahmen, ohne daß sie deßwegen eigentlich Glieder des Bundes waren. Zur Sitzung, aber nur als Zuhörer, oder gelegentlich als Rathfrager, durften alle Landwirthe und andere Menschen kommen, wenn sie sich nur vorher angemeldet hatten. Und sie nahmen nicht sparsam Theil, wie ich aus einer Versammlung abnahm, die vier Stunden Reitens von Uwar entfernt bei dem Mitgliede Gömör abgehalten wurde, wo von Mitgliedern nur der Major und Gömör, aber von Zuhörern eine ziemliche Menge war.

Ich bin nach der Hand noch zweimal ganz allein bei Gömör gewesen und habe das letzte Mal sogar mehrere Tage bei ihm zugebracht.

Da die Ernte sich zu ihrem Ende neigte, und die Arbeiten etwas weniger wurden, sagte der Major eines Tages zu mir: „Weil wir jetzt ein wenig Muße bekommen werden, werden wir in der nächsten Woche zu meiner Nachbarin Brigitta Maroshely hinüberreiten und ihr einen Besuch machen.

Sie werden in meiner Nachbarin Maroshely das herrlichste Weib auf dieser Erde kennen lernen."

Zwei Tage nach diesem Ausspruche stellte er mir Brigitta's Sohn vor, der zufällig herübergekommen war. Es war Dieß derselbe junge Mann, der am ersten Tage meines Aufenthaltes in Uwar mit uns zu Mittag gespeis't hatte, und der mir wegen seiner außerordentlichen Schönheit damals aufgefallen war. Er blieb schier den ganzen Tag bei uns und war mit uns auf verschiedenen Punkten der Besitzungen. Er war, wie ich schon das erste Mal bemerkte, in den früheſten Jahren des Jünglings, kaum bei dem Uebergange vom Knaben zum Jünglinge, und er gefiel mir sehr wohl. Sein dunkles, sanftes Auge sprach so schön zu mir, und wenn er zu Pferde saß, so kraftvoll und so demüthig: neigte sich mein ganzes Wesen zu ihm. Ich hatte einen Freund, der so war und in den früheſten Jahren seiner Jugend in das kalte Grab mußte. Gustav, so hieß der Sohn Brigitta's, erinnerte mich lebhaft an ihn.

Seit der Major den Ausspruch über Brigitta gethan hatte, und seit ich ihren Sohn kannte, war ich sehr neugierig, sie nun auch persönlich zu sehen.

Ueber die Vergangenheit meines Gastfreundes, des Majors, hatte ich ein Weniges von Gömör, als ich bei ihm war, erfahren. Gömör ist, wie Mancher seiner Freunde, die ich bei ihm kennen gelernt hatte, von offener, freundlicher Zunge und sagte mir unaufgefordert, was er wußte. Der Major sei nicht in der Gegend geboren. Er stamme von einer sehr reichen Familie. Er sei seit seiner Jugend fast immer auf Reisen gewesen, man wisse eigentlich nicht recht, wo, so wie man auch nicht wisse, in welchen Diensten er sich den Majorsrang verdient habe. Auf seiner Besitzung Uwar ist er in seinem ganzen früheren Leben nicht gewesen. Vor einigen Jahren kam er, machte sich in Uwar ansässig und schloß sich dem Bunde der Landwirthschaftsfreunde an. Damals waren nur erst zwei

Glieder des Bundes: er, Gömör, selber und Brigitta Maroshely. Eigentlich war es kein Bund; denn die Zusammenkünfte und die Gesetze kamen erst später auf, sondern die zwei Nachbarn, er und Brigitta, haben einstimmig die bessere Bewirthschaftung ihrer Güter in dieser öden Gegend begonnen. Im Grunde sei es Brigitta gewesen, welche den Anfang gemacht habe. Weil sie eher unschön als angenehm zu nennen sei, so habe sie ihr Gatte, ein junger, leichtsinniger Mensch, dem sie in ihren jüngeren Jahren angetraut worden war, verlassen und sei nicht wieder gekommen. Damals erschien sie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe, wie ein Mann, umzuändern und zu wirthschaften begonnen und sei bis jetzt noch gekleidet und reite, wie ein Mann. Sie halte ihre Dienerschaft zusammen, sei thätig und wirthschafte vom Morgen bis in die Nacht. Man könne hier sehen, was unausgesetzte Arbeit vermöge; denn sie habe auf dem Steinfelde fast Wunder gewirkt. Er sei, als er sie kennen gelernt habe, ihr Nachahmer geworden und habe ihre Art und Weise auf seiner Besitzung eingeführt. Bis jetzt habe er es nicht bereut. Der Major sei anfangs, da er sich in Uwar niedergelassen hatte, mehrere Jahre nicht zu ihr hinübergekommen. Dann sei sie einmal todtkrank geworden: da sei er zu ihr über die Haide geritten und habe sie gesund gemacht. Von der Zeit an kam er dann immer zu ihr. Die Leute sagten damals, er habe die Heilkräfte des Magnetismus angewendet, deren er theilhaftig sei, aber Niemand weiß eigentlich in der Sache etwas Rechtes zu sagen. Es hat sich ein ungewöhnlich inniges und freundschaftliches Band entwickelt — der höchsten Freundschaft sei das Weib auch würdig — aber ob die Leidenschaft, die der Major zu der häßlichen und bereits auch alternden Brigitta gefaßt habe, natürlich sei, Das sei eine andere Frage — und Leidenschaft sei es ganz gewiß, das erkenne ein Jeder, der hinüber komme. Der Major würde gewiß Brigitta heirathen, wenn er

könnte — er gräme sich offenbar tief, daß er es nicht könne; aber weil man von ihrem angetrauten Manne nichts wisse, so könne kein Todtenschein und kein Trennungsschein herbeigebracht werden. Es spreche diese Thatsache recht sehr zu Gunsten Brigitta's und verurtheile ihren Gemahl, der einst so leichtsinnig von ihr gegangen sei, während nun ein so ernster Mann sich sehne, sie zu besitzen.

Diese Dinge hatte mir Gömör über den Major und Brigitta gesagt, und ich kam noch ein paar Male mit Gustav, ihrem Sohne, bei Gelegenheit eines Besuches, den wir bei Nachbarn machten, zusammen, ehe der Tag erschien, der bestimmt war, daß wir zu seiner Mutter hinüberreiten sollten.

Am Vorabende dieses Tages, da schon das tausendstimmige Zirpen der abendlichen Haidegrillen in meine schlaftrunkenen Ohren fiel, dachte ich noch an sie. Dann träumte mir Allerlei von ihr, vorzüglich kam ich von dem Traume nicht los, daß ich auf der Haide vor der seltsamen Reiterin stehe, die mir damals die Pferde mitgegeben hatte, daß sie mich mit schönen Augen banne, daß ich immer stehen müsse, daß ich keinen Fuß heben könne, und daß ich alle Tage meines Lebens nicht mehr von dem Flecke der Haide wegzukommen vermöge. Dann schlief ich fest ein, erwachte des andern Tages frisch und gestärkt, die Pferde wurden vorgeführt, und ich freute mich, nun Die auch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die heute so vielfach im Traume bei mir gewesen war.

3.

Steppenvergangenheit.

Ehe ich entwickle, wie wir nach Maroshely geritten sind, wie ich Brigitta kennen gelernt habe, und wie ich noch recht

oft auf ihrem Gute gewesen bin, ist es nöthig, daß ich einen Theil ihres früheren Lebens erzähle, ohne den das Folgende nicht verständlich wäre. Wie ich zu so tief gehender Kenntniß der Zustände, die hier geschildert werden, gelangen konnte, wird sich aus meinen Verhältnissen zu dem Major und zu Brigitta ergeben und am Ende dieser Geschichte von selbst klar werden, ohne daß ich nöthig hätte, vor der Zeit zu enthüllen, was ich auch nicht vor der Zeit, sondern durch die natürliche Entwicklung der Dinge erfuhr.

Es liegt im menschlichen Geschlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Wir alle sind gezogen von der Süßigkeit der Erscheinung und können nicht immer sagen, wo das Holde liegt. Es ist im Weltall, es ist in einem Auge, dann ist es wieder nicht in Zügen, die nach jeder Regel der Verständigen gebildet sind. Oft wird die Schönheit nicht gesehen, weil sie in der Wüste ist, oder weil das rechte Auge nicht gekommen ist — oft wird sie angebetet und vergöttert und ist nicht da: aber fehlen darf sie nirgends, wo ein Herz in Inbrunst und Entzücken schlägt, oder wo zwei Seelen an einander glühen; denn sonst steht das Herz stille, und die Liebe der Seelen ist todt. Aus welchem Boden aber diese Blume bricht, ist in tausend Fällen tausendmal anders; wenn sie aber da ist, darf man ihr jede Stelle des Keimens nehmen, und sie bricht doch an einer andern hervor, wo man es gar nicht geahnet hatte. Es ist nur dem Menschen eigen und adelt nur den Menschen, daß er vor ihr kniet — und Alles, was sich in dem Leben lohnt und preiset, gießt sie allein in das zitternde beseligte Herz. Es ist traurig für Einen, der sie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem sie kein fremdes Auge finden kann. Selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr, ob auch nur einen einzigen Schimmer dieses Strahles an ihm zu entdecken vermag.

So war es mit dem Kinde Brigitta geschehen. Als es geboren ward, zeigte es sich nicht als der schöne Engel, als der das Kind gewöhnlich der Mutter erscheint. Später lag es in dem schönen, goldenen Prunkbettchen in den schneeweißen Linnen mit einem nicht angenehm verdüsterten Gesichtchen, gleichsam, als hätte es ein Dämon angehaucht. Die Mutter wandte, von sich selber unbemerkt, das Auge ab und heftete es auf zwei kleine schöne Engel, die auf dem reichen Teppiche des Bodens spielten. Wenn fremde Leute kamen, tadelten sie das Kind nicht, lobten es nicht und fragten nach den Schwestern. So wurde es immer größer. Der Vater ging öfter durch das Zimmer nach seinen Geschäften, und wenn die Mutter wohl manchmal, gleichsam aus verzweiflungsvoller Brünstigkeit, die andern Kinder herzte, sah sie nicht das starre schwarze Auge Brigitta's, das sich hinheftete, als verstünde das winzige Kind schon die Kränkung. Wenn sie weinte, half man ihrem Bedürfnisse ab; weinte sie nicht, ließ man sie ruhig liegen, Alle hatten für sich zu thun, und sie richtete die großen Augen auf die Vergoldung des Bettchens, oder auf die Schnörkel der Wandtapeten. Da die Glieder stark geworden waren, und ihre Wohnung nicht mehr in dem engen Bettchen bestand, saß sie in einem Winkel, spielte mit Steinchen und sagte Laute, die sie von Niemanden gehört hatte. Als sie in ihren Spielen vorrückte und behender ward, verdrehte sie oft die großen wilden Augen, wie Knaben thun, die innerlich bereits dunkle Thaten spielen. Auf die Schwestern schlug sie, wenn sie sich in ihre Spiele einmischen wollten — und wenn jetzt die Mutter in einer Anwandlung verspäteter Liebe und Barmherzigkeit das kleine Wesen in die Arme schloß und mit Thränen benetzte, so zeigte dasselbe keineswegs Freude, sondern weinte und wand sich aus den umfassenden Händen. Die Mutter aber wurde dadurch noch mehr zugleich liebend und erbittert, weil sie nicht wußte, daß die kleinen

Würzlein, als sie einst den warmen Boden der Mutterliebe suchten und nicht fanden, in den Fels des eigenen Herzens schlagen mußten und da trotzen.

So ward die Wüste immer größer.

Als die Kinder emporwuchsen, und schöne Kleider in's Haus kamen, waren jene Brigitta's immer recht, die der Schwestern wurden mannigfach geändert, bis sie paßten. Die andern bekamen Verhaltungsregeln und Lob, sie nicht einmal Tadel, wenn sie auch ihr Kleidchen beschmutzt, oder zerdrückt hatte. Da das Lernen kam, und die Stunden des Vormittags ausgefüllt waren, saß sie unten an und starrte mit dem einzigen Schönen, das sie hatte, mit den in der That schönen, düstern Augen auf die Ecke des fernen Buches, oder der Landkarte; und wenn der Lehrer eine seltene rasche Frage an sie that, erschrak sie und wußte keine Antwort. Aber an langen Abenden, oder sonst, wenn man im Gesellschaftszimmer saß und sie nicht vermißte, lag sie auf der Erde über durch einander geworfenen Büchern, oder über Bildern und zerrissenen Karten, die die Andern nicht mehr brauchten. Sie mochte eine phantastische, verstümmelte Welt in ihr Herz hineinbrüten. Sie hatte von den Büchern ihres Vaters, da der Schlüssel immer stak, beinahe die Hälfte gelesen, ohne daß man es ahnte. Darunter waren die meisten, die sie nicht verstehen konnte. In der Wohnung fand man oft Papiere, auf denen seltsame, wilde Dinge gezeichnet waren, die von ihr sein mußten.

Als die Mädchen in das Jungfrauenalter getreten waren, stand sie, wie eine fremde Pflanze, unter ihnen. Die Schwestern waren weich und schön geworden, sie bloß schlank und stark. In ihrem Körper war fast Manneskraft, was sich dadurch erwies, daß sie eine Schwester, wenn sie ihr Tändeleien sagen, oder sie liebkosen wollte, mit dem schlanken Arme bloß ruhig wegbog, oder daß sie, wie sie gerne that, Hand an

knechtliche Arbeit legte, bis ihr die Tropfen auf der Stirne standen. Musik machen lernte sie nicht, aber sie ritt gut und kühn, wie ein Mann, lag oft mit dem schönsten Kleide auf dem Rasen des Gartens und that halbe Reden und Ausrufungen in das Laub der Büsche. Nun kam es auch, daß der Vater begann, ihr Ermahnungen über ihr störriges und stummes Wesen zu geben. Dann, wenn sie auch eben redete, hörte sie plötzlich auf, wurde noch stummer und noch störriger. Es half nichts, daß ihr die Mutter Zeichen gab und zur Kundgebung ihres Unmuthes in bittrer Rathlosigkeit die Hände rang. Das Mädchen redete nicht. Als sich der Vater einmal so weit vergaß, daß er sie, die Erwachsene, weil sie durchaus nicht in das Gesellschaftszimmer gehen wollte, körperlich strafte, sah sie ihn bloß mit den heißen, trockenen Augen an und ging doch nicht hinüber, er hätte ihr thun können, was er wollte.

Wenn nur Einer gewesen wäre, für die verhüllte Seele ein Auge zu haben und ihre Schönheit zu sehen, daß sie sich nicht verachte. — Aber es war Keiner: die Andern konnten es nicht, und sie konnte es auch nicht.

Ihr Vater lebte in der Hauptstadt, wie es überhaupt seine Gewohnheit war, und gab sich einem glänzenden Wohlleben hin. Als seine Mädchen herangewachsen waren, verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit durch das Land, Viele kamen herbei, sie zu sehen, und die Versammlungen und Gesellschaften in dem Hause wurden noch zahlreicher und belebter, als sie es bisher gewesen waren. Manches Herz schlug heftig und trachtete nach dem Besitze der Kleinode, welche dieses Haus beherbergte — aber die Kleinode achteten nicht darauf, oder sie waren noch zu jung, solche Huldigungen zu verstehen. Desto mehr gaben sie sich den Vergnügungen hin, die solche Gesellschaften mit sich führten, und ein Putzkleid, oder die Anordnung eines Festes konnte sie tagelang auf das Ergrei-

fendste und Innigste beschäftigen. Brigitta, als die Jüngste, wurde nicht gefragt, als verstünde sie die Sache nicht. Sie war manchmal in den Versammlungen gegenwärtig, und dann trug sie immer ein weites schwarzseidenes Kleid, das sie sich selber zusammengemacht hatte — oder sie mied dieselben, saß indessen auf ihrem Zimmer, und man wußte nicht, was sie dort that.

So gingen ein paar Jahre hin.

Gegen Ende derselben erschien ein Mann in der Hauptstadt, der in den verschiedenen Kreisen derselben Aufsehen erregte. Er hieß Stephan Murai. Sein Vater hatte ihn auf dem Lande auferzogen, um ihn für das Leben vorzubereiten. Als seine Erziehung vollendet war, mußte er zuerst Reisen machen, und dann sollte er die gewählte Gesellschaft seines Vaterlandes kennen lernen. Dieß war die Ursache, daß er in die Hauptstadt kam. Hier wurde er bald der fast einzige Gegenstand der Gespräche. Einige rühmten seinen Verstand, Andere sein Benehmen und seine Bescheidenheit, wieder Andere sagten, daß sie nie etwas so Schönes gesehen hätten, als diesen Mann. Mehrere behaupteten, er sei ein Genie, und wie es an Verläumdungen und Nachreden auch nicht fehlte, sagten Manche, daß er etwas Wildes und Scheues an sich habe, und daß man es ihm ansehe, daß er in dem Walde auferzogen worden sei. Einige meinten auch, er besitze Stolz, und wenn es darauf ankomme, gewiß auch Falschheit. Manches Mädchenherz war im Mindesten doch neugierig, ihn einmal erblicken zu können. Brigitta's Vater kannte die Familie des neuen Ankömmlings sehr gut, er war in früheren Jahren, da er noch Ausflüge machte, öfter auf ihre Besitzungen gekommen und war nur später, da er immer in der Hauptstadt lebte, und sie nie, mit ihr außer Berührung gerathen. Da er sich um den Stand der Güter, der einst ein vortrefflicher gewesen war, erkundigte und erfuhr, daß derselbe jetzt noch

bedeutend besser sei und bei der einfachen Lebensweise der Familie sich noch immer verbessere: dachte er, wenn der Mann sonst auch noch in seinem Wesen nach seinem Sinne wäre, so könnte er einen erwünschten Bräutigam für Eine seiner Töchter abgeben. Da aber Dasselbe mehrere Väter und Mütter dachten, so beeilte sich Brigitta's Vater, ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Er lud den jungen Mann in sein Haus, dieser sagte zu und war schon mehrere Male in einer Abendgesellschaft desselben gewesen. Brigitta hatte ihn nicht gesehen, weil sie gerade in jener Zeit schon seit länger her nicht in das Gesellschaftszimmer gekommen war.

Einmal ging sie zu ihrem Oheime, der eine Art Fest veranstaltet und sie dazu geladen hatte. Sie war auch schon in früheren Zeiten manchmal nicht ungern zu der Familie des Oheims gegangen. An jenem Abende saß sie in ihrem gewöhnlichen schwarzseidenen Kleide da. Um das Haupt hatte sie einen Kopfputz, den sie selber gemacht hatte, und den ihre Schwestern häßlich nannten. Wenigstens war es in der ganzen Stadt nicht Sitte, einen solchen zu tragen, aber er stand zu ihrer dunklen Farbe sehr gut.

Es waren viele Menschen zugegen, und da sie einmal durch eine Gruppe derselben hindurchblickte, sah sie zwei dunkle, sanfte Jünglingsaugen auf sie geheftet. Sie blickte gleich wieder weg. Da sie später noch einmal hinschaute, sah sie, daß die Augen wieder gegen sie gerichtet gewesen seien. Es war Stephan Murai, der sie angeblickt hatte.

Ungefähr acht Tage darnach wurde bei ihrem Vater getanzt. Murai war auch geladen und kam, da schon die Meisten zugegen waren, und der Tanz bereits begonnen hatte. Er schaute zu, und da man sich zum zweiten Tanze zusammengestellt hatte, ging er gegen Brigitta hin und bat sie mit bescheidener Stimme um einen Tanz. Sie sagte, daß sie nie tanzen gelernt habe. Er verbeugte sich und

mischte sich wieder unter die Zuschauer. Später sah man ihn tanzen. Brigitta setzte sich hinter einem Tische auf ein Sopha und sah dem Treiben zu. Murai sprach mit verschiedenen Mädchen, tanzte und scherzte mit ihnen. Er war an diesem Abende besonders lieb und verbindlich gewesen. Endlich war die Unterhaltung aus, man zerstreute sich nach allen Richtungen, um seine Behausung zu suchen. Als Brigitta in ihr Schlafgemach gekommen war, das sie mit vielen Bitten und Trotzen ihren Eltern abgerungen hatte, daß sie es allein bewohnen durfte, und als sie sich dort entkleidete, schoß sie im Vorbeistreifen einen Blick in den Spiegel und sah die braune Stirne durch denselben gleiten und die rabenschwarze Locke, die sich um die Stirne schlang. Dann ging sie, da sie weder beim Anziehen, noch beim Ausziehen ein Dienstmädchen um sich litt, gegen ihr Bett, deckte es selber ab, schlug die schneeweißen Linnen von ihrem Lager, das sie sich immer sehr hart machen ließ, zurück, legte sich darauf, that den schlanken Arm unter ihr Haupt und schaute mit den schlaflosen Augen gegen die Decke des Zimmers.

Als nun in der Folge öfters Gesellschaften waren, und Brigitta denselben beiwohnte, wurde sie wieder von Murai bemerkt, sie wurde von ihm sehr ehrfurchtsvoll gegrüßt, und wenn sie ging, brachte er ihr das Tuch, und wenn sie fort war, hörte man auch gleich darauf seinen Wagen unten rollen, der ihn nach Hause führte.

Dieß dauerte längere Zeit.

Einmal war sie wieder bei dem Oheime, und da sie wegen der großen Hitze, die in dem Saale herrschte, auf den Balkon, dessen Thüren immer offen standen, hinausgetreten war, und dichte Nacht um sie lag: vernahm sie seinen Tritt zu ihr und sah dann auch in der Dunkelheit, daß er sich neben sie stellte. Er sprach nichts, als gewöhnliche Dinge, aber wenn man auf seine Stimme horchte, so

war es, als sei etwas Furchtsames in derselben. Er lobte die Nacht und sagte, daß man ihr Unrecht thue, wenn man sie schelte, da sie doch so schön und milde sei, sie allein umhülle, sänftige und beruhige das Herz. Dann schwieg er, und sie schwieg auch. Als sie wieder in das Zimmer getreten war, ging er auch hinein und stand lange an einem Fenster.

Da Brigitta in dieser Nacht zu Hause angelangt war, da sie sich in ihr Zimmer begeben hatte und den Putzflitter Stück um Stück von dem Leibe nahm, trat sie im Nachtgewande vor den Spiegel und sah lange, lange hinein. Es kamen ihr Thränen in die Augen, die nicht versiegten, sondern mehreren Platz machten, die hervordrangen und herabrannen. Es waren die ersten Seelenthränen in ihrem ganzen Leben gewesen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müßte sie das ganze versäumte Leben nachholen, und als müßte ihr um Vieles leichter werden, wenn sie das Herz herausgeweint hätte. Sie war in die Knie gesunken, wie sie es öfters zu thun gewohnt war, und saß auf ihren eigenen Füßen. Auf dem Boden neben ihr lag zufällig ein Bildchen, es war ein Kinderbildchen, auf dem dargestellt war, wie sich ein Bruder für den andern opfere. Dieses Bildchen drückte sie an ihre Lippen, daß es zerknittert und naß wurde.

Da endlich die Quellen nachgelassen hatten, und die Kerzen herabgebrannt waren, saß sie noch auf der Erde vor dem Spiegeltische, gleichsam, wie ein ausgeweintes Kind, und sann. Es lagen die Hände in dem Schooße, die Schleifen und Krausen des Nachtgewandes waren feucht und hingen ohne Schönheit um den keuschen Busen. Sie ward stiller und unbeweglicher. Endlich schöpfte sie ein paar Mal frischen Athem, fuhr mit der flachen Hand über die Augenwimpern und ging zu Bette. Als sie lag, und die Nachtlampe, die

sie nach ausgelöschten Kerzen hinter einen kleinen Schirm gestellt hatte, düster brannte, sagte sie noch die Worte: „Es ist ja nicht möglich, es ist ja nicht möglich!“

Dann entschlummerte sie.

Als sie in der Zukunft wieder mit Murai zusammenkam, war es, wie früher: er zeichnete sie nur noch mehr aus, aber sonst war sein Benehmen scheu, fast zaghaft. Er redete beinahe nichts mit ihr. Sie selber that ihm keinen einzigen, auch nicht den kleinsten Schritt entgegen.

Als sich nach einiger Zeit wieder einmal eine Gelegenheit ergab, mit ihr allein zu sprechen, deren manche früher schon ungenützt vorübergegangen waren, nahm er sich den Muth, er redete sie an und sagte, daß ihm erscheine, daß sie ihm abgeneigt sei — und wenn Dieß so wäre, so habe er die einzige Bitte, sie möchte ihn doch kennen lernen, vielleicht sei er doch ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth, vielleicht habe er Eigenschaften, oder könne sich dieselben erwerben, die ihm ihre Hochachtung gewännen, wenn auch nichts, das er noch heiliger wünschte.

„Nicht abgeneigt, Murai,“ antwortete sie, „o nein, nicht abgeneigt; aber ich habe auch eine Bitte an Sie: thun Sie es nicht, thun Sie es nicht, werben Sie nicht um mich, Sie würden es bereuen.“

„Warum denn, Brigitta, warum denn?“

„Weil ich,“ antwortete sie leise, „keine andere Liebe fordern kann, als die allerhöchste. Ich weiß, daß ich häßlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern, als das schönste Mädchen dieser Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir ist, als sollte sie ohne Maß und Ende sein. Seh'n Sie — da nun Dieß unmöglich ist, so werben Sie nicht um mich. Sie sind der Einzige, der darnach fragte, ob ich auch ein Herz habe, gegen Sie kann ich nicht falsch sein.“

Sie hätte vielleicht noch mehr gesagt, wenn nicht Leute herzugekommen wären; aber ihre Lippe bebte vor Schmerz.

Daß Murai's Herz durch diese Worte nicht beschwichtigt, sondern nur noch mehr entflammt wurde, begreift sich. Wie einen Engel des Lichtes, verehrte er sie, er blieb zurückgezogen, sein Auge ging an den größten Schönheiten, die ihn umringten, vorüber, das ihre mit sanfter Bitte zu suchen. So war es unabänderlich fort. Auch an ihr begann nun die dunkle Macht und die Größe des Gefühles in der verarmten Seele zu zittern. An Beiden erschien es offen. Die Umgebungen begannen das Unglaubliche zu ahnen, und man erstaunte unverhohlen. Murai legte seine Seele entschieden vor dem Angesichte aller Welt dar. Eines Tages, in einem einsamen Zimmer, da die Musik, zu deren Anhörung man zusammengekommen war, von ferne her erscholl, da er vor ihr stand und nichts redete, da er ihre Hand faßte, sie sanft gegen sich ziehend, widerstand sie nicht, und da er sein Angesicht immer mehr gegen sie neigte, und sie seine Lippen plötzlich auf den ihrigen empfand, drückte sie süß entgegen. Sie hatte noch nie einen Kuß gefühlt, da sie selbst von ihrer Mutter und ihren Schwestern nie geküßt worden war — und Murai hat nach vielen Jahren einmal gesagt, daß er nie mehr eine solche reine Freude erlebt habe, als damals, da er zum ersten Male diese vereinsamten, unberührten Lippen auf seinem Munde empfand.

Der Vorhang zwischen den Beiden war nun zerrissen, und das Schicksal ging seine Wege. In wenigen Tagen war Brigitta die erklärte Braut des gefeierten Mannes, die Eltern beider Theile hatten eingewilligt. Es wurde nun ein freundlicher Umgang. Aus dem tiefen Herzen des bisher unbekannten Mädchens ging ein warmes Dasein hervor, anfangs unscheinbar und unbedeutend, dann in reicher, heiterer Entwickelung. Der Instinkt, der den Mann an dieses Weib gezogen, hatte

ihn nicht getäuscht. Sie war stark und keusch, wie kein anderes Weib. Weil sie ihr Herz nicht durch Liebesgedanken und Liebesbilder vor der Zeit entkräftet hatte, wehte der Odem eines ungeschwächten Lebens in seine Seele. Auch ihr Umgang war reizend. Weil sie stets allein gewesen war, hatte sie auch allein ihre Welt gebaut, und er wurde in ein neues, merkwürdiges, nur ihr angehörendes Reich eingeführt. Wie sich dann ihr Wesen vor ihm entfaltete, erkannte er zu allem Dem noch ihr inniges und heißes Lieben, das, wie ein goldner Strom, in vollen Ufern quoll, in vollen, aber auch in einsamen; denn wie das Herz der andern Menschen zwischen eine halbe Welt getheilt ist, war das ihre beisammengeblieben, und da es nur ein Einziger erkannt hat, war es nun auch Eigenthum dieses Einzigen. Er lebte so in Freude und Gehobenheit die Tage des Brautstandes durch.

Es ging die Zeit mit rosenfarbnen Flügeln, und in ihr das Geschick mit seinen dunkeln Schwingen.

Der Vermählungstag war endlich gekommen. Murai hatte seine schweigende Braut, da die heilige Handlung vorüber war, auf der Schwelle der Kirche in die Arme geschlossen, sie dann in seinen Wagen gehoben und in seine Wohnung geführt, die er, da die jungen Leute beschlossen hatten, in der Stadt zu bleiben, aus dem Reichthume seines Vaters, der ihm alles Ersparte zur Verfügung stellte, auf das Schönste und Glänzendste hatte einrichten lassen. Murai's Vater war zur Vermählung von seinem Landsitze, den er zum bleibenden Aufenthaltsorte gewählt hatte, hereingekommen. Seine Mutter konnte leider die Freude nicht theilen; denn sie war schon längst gestorben. Von Seite der Braut waren Vater und Mutter, dann die Schwestern, der Oheim und mehrere nahe Verwandte zugegen. Murai, so wie Brigitta's Vater, hatte gewollt, daß der Tag öffentlich und mit großem Glanze gefeiert werde, und so war er auch vorübergegangen.

Als sich endlich die letzten Gäste entfernt hatten, führte Murai seine Gattin durch eine Reihe beleuchteter Zimmer, da sie sich bisher immer mit einem hatte begnügen müssen, bis in das Wohngemach zurück. Dort saßen sie noch, und er sagte die Worte: „Wie gut und herrlich ist Alles abgegangen, und wie schön hat es sich erfüllt. Brigitta! Ich habe Dich erkannt. Da ich Dich das erste Mal sah, wußte ich schon, daß mir dieses Weib nicht gleichgültig bleiben werde; aber ich erkannte noch nicht, werde ich Dich unendlich lieben, oder unendlich hassen müssen. Wie glücklich ist es gekommen, daß es die Liebe ward!"

Brigitta sagte nichts, sie hielt ihn an der Hand und ließ die glänzenden Augen in sanfter Ruhe durch das Zimmer blicken.

Dann befahlen sie, daß die Reste des Festes weggeräumt würden, daß die Menge der überflüssigen Lichter ausgethan, und die Festgemächer eine gewöhnliche Wohnung würden. Dieß geschah; die Diener begaben sich in ihre Zimmer, und auf die neue Wohnung und auf die neue Familie, die aus Zweien bestand und erst einige Stunden alt war, senkte sich die erste Nacht hernieder.

Von nun an lebten sie in ihrer Wohnung fort. So wie sie, da sie sich kennen gelernt hatten, nur in Gesellschaften zusammengetroffen waren, und so wie sie im Brautstande nur immer öffentlich erschienen waren, so blieben sie nun immer zu Hause. Sie dachten nicht, daß etwas Aeußerliches zu ihrem Glücke erforderlich sei. Obgleich die Wohnung im Allgemeinen mit Allem versehen war, was ihr nur immer Noth that, so blieb doch im Einzelnen noch so Vieles zu verbessern und zu verschönern übrig. Sie klügelten Dieses heraus, sie überlegten, was man dort und da noch anbringen könnte, ginger einander mit Rath und That an die Hand, daß sich der Raum immer mehr und mehr und reiner ordnete und die Eintre-

tenden mit klarer Wohnlichkeit und einfacher Schönheit empfing.

Ueber Jahresfrist gebar sie ihm einen Sohn, und dieses neue Wunder hielt sie wieder und noch mehr zu Hause. Brigitta pflegte ihr Kind, Murai versah seine Geschäfte; denn der Vater hatte ihm einen Theil der Güter abgetreten, und diese verwaltete er von der Stadt aus. Dieß machte manche Umwege nöthig und häufte manche Dinge, die sonst zu entrathen gewesen wären.

Als der Knabe so weit entwickelt war, daß unmittelbare Pflege nicht gar so sehr mehr Noth that, als Murai seine Geschäfte schon geordnet und in einen gleichen Gang gebracht hatte, fing er an, seine Gattin häufiger auf öffentliche Plätze, in Gesellschaften, auf Spaziergänge, in das Schauspiel zu führen, als er es sonst zu thun gewohnt war. Hiebei bemerkte sie, daß er sie vor Leuten noch zarter und noch aufmerksamer behandle, als selber zu Hause.

Sie dachte: „Jetzt weiß er, was mir fehlt," und hielt das erstickende Herz an sich.

Im nächsten Frühlinge nahm er sie und sein Kind auf eine Reise mit, und da sie gegen den Herbst zurückkamen, schlug er vor, lieber für Beständig auf dem Lande, auf einem seiner Güter zu wohnen; denn auf dem Lande sei es doch viel schöner und viel annehmlicher, als in der Stadt.

Brigitta folgte ihm auf das Landgut.

Hier fing er an zu wirthschaften und umzuändern und den Rest der Zeit, der ihm übrig war, zum Jagen zu verwenden. Und hier führte ihm das Schicksal ein ganz anderes Weib entgegen, als er es immer zu sehen gewohnt war. Auf einer der einsamen Jagden, die er jetzt häufig that, wo er nämlich mit seiner Büchse allein durch die Gegend ging, oder ritt, hatte er sie erblickt. Als er einmal sein Pferd langsam durch einen Weidebruch ein wenig abwärts leitete, hatte er

plötzlich durch das dichte Gebüsch her zwei Augen gegenüber, erschrocken und schön, wie die einer fremdländischen Gazelle, und neben den grünen Blättern hatte das süßeste Morgenroth der Wangen geglüht. Es war nur ein Augenblick; denn ehe er recht hinsehen konnte, hatte das Wesen, das ebenfalls zu Pferde war und in dem Gebüsche stand, das Pferd gewendet und flog über die Ebene zwischen den leichten Büschen davon.

Es war Gabriele gewesen, die Tochter eines greisen Grafen, der in der Nachbarschaft wohnte, ein wildes Geschöpf, das ihr Vater auf dem Lande erzog, wo er ihr alle und jede Freiheit ließ, weil er meinte, daß sie sich nur so am naturgemäßesten entfalte und nicht zu einer Puppe gerathe, wie er sie nicht leiden konnte. Die Schönheit dieser Gabriele war schon weithin berühmt geworden, nur zu Murai's Ohren war der Ruf noch nicht gedrungen, weil er bisher nie auf diesem seinem Landgute gewesen war und in letzter Zeit sich auf seiner großen Reise befunden hatte.

Nach mehreren Tagen trafen die Beiden schier auf derselben Stelle wieder zusammen und dann öfter und öfter. Sie fragten nicht, wer und woher sie seien, sondern das Mädchen, gleichsam ein Abgrund von Unbefangenheit, scherzte, lachte, neckte ihn und trieb ihn meistens zu kühnen, übermüthigen Wettreiten an, wo sie, wie ein himmlisches, tolles, glühendes Räthsel, neben ihm her flog. Er scherzte mit und ließ sie meistens siegen. Eines Tages aber, als sie, vor Erschöpfung athemlos, nur durch wiederholtes Haschen nach seinem Zügel andeuten konnte, daß sie wolle, daß er halten solle, und als sie beim Herabheben vom Pferde schmachtend geflüstert hatte, sie sei besiegt — damals, nachdem er ihren Steigbügelriemen, an dem etwas gebrochen war, wieder hergestellt hatte, und sie nun verglühend an einem Baumstamme stehen sah — riß er sie plötzlich an sich, preßte sie an sein Herz, und ehe er sehen konnte, ob sie zürne, oder

frohlocke, sprang er auf sein Pferd und jagte davon. — Es war Uebermuth gewesen, aber ein Taumel unbeschreiblichen Entzückens war in jenem Augenblicke in ihm, und vor seiner Seele, wie er heim ritt, hing das Bild der sanften Wange, des süßen Athems und der spiegelnden Augen.

Sie hatten sich von da an nicht mehr gesucht, aber da sie sich einmal zufällig auf einen Augenblick in dem Saale eines Nachbars sahen, wurden Beider Wangen von einem tiefen Scharlache übergossen.

Murai ging dann auf eine seiner ferneren Besitzungen und änderte dort alle Verhältnisse um, die er vorfand.

Brigitta's Herz aber war zu Ende. Es war ein Weltball von Scham in ihrem Busen emporgewachsen, wie sie so schwieg und, wie eine schattende Wolke, in den Räumen des Hauses herumging. Aber endlich nahm sie das aufgequollne, schreiende Herz gleichsam in ihre Hand und zerdrückte es.

Als er von seinen Umänderungen auf dem entfernten Landgute zurückkam, ging sie in sein Zimmer und trug ihm mit sanften Worten die Scheidung an. Da er heftig erschrak, da er sie bat, da er ihr Vorstellungen machte, sie aber immer dieselben Worte sagte: „Ich habe es Dir gesagt, daß es Dich reuen wird, ich habe es Dir gesagt, daß es Dich reuen wird," — sprang er auf, nahm sie bei der Hand und sagte mit inniger Stimme: „Weib, ich hasse Dich unaussprechlich, ich hasse Dich unaussprechlich!"

Sie sagte kein Wort, sondern sah ihn bloß mit den trockenen, entzündeten Augen an — aber als er nach drei Tagen seine Reisekoffer gepackt und fortgeschickt hatte — als er nun selber in Reisekleidern gegen Abend fortgeritten war: so lag sie, wie einst, da sie die Dichtungen ihres Herzens den Büschen des Gartens zugerufen hatte, auch jetzt vor Schmerz auf dem Teppiche ihres Zimmerbodens, und so heiße Tropfen

rannen aus ihren Augen, als müssen sie ihr Gewand, den Teppich und das Getäfel des Bodens durchbrennen — es waren die letzten, die sie dem noch immer Heißgeliebten nachsandte, dann keine mehr. Er ritt indessen auf der finstern Ebene und hatte hundertmal im Sinne, sich mit der Sattelpistole das siedende Gehirn zu zerschmettern. Er war bei seinem Ritte, da es noch Tag war, an Gabrielen vorübergekommen, sie stand auf dem Balkon ihres Schlosses, aber er hatte nicht hinaufgesehen und war weiter geritten.

Nach einem halben Jahre sandte er die Einwilligung zur Scheidung und trat ihr auch den Knaben ab, war es nun, daß er ihn in ihren Händen besser aufgehoben meinte, war es noch die alte Liebe, die ihr nicht Alles rauben wollte, ihr, die nun ganz allein sei, während ihm die weite Welt vor Augen lag. In Bezug auf das Vermögen hatte er für sie und den Knaben am günstigsten gesorgt, wie es nur immer möglich war. Er sandte die Papiere, die diese Sache enthielten, mit. Dieß war das erste und letzte Zeichen, das Murai von seinem Dasein gegeben hatte, nachher kam keines mehr, und er erschien auch nicht wieder. Die Summen, die er brauchte, waren an ein Antwerpner Haus angewiesen. Dieß sagte später sein Verwalter, mehr wußte der auch nicht.

Um diese Zeit waren kurz nach einander Brigitta's Vater, ihre Mutter und die beiden Schwestern gestorben. Murai's Vater, der ohnedem schon sehr alt war, starb auch in kurzer Zeit darnach.

So war Brigitta im strengen Sinne des Wortes ganz allein mit ihrem Kinde.

Sie hatte sehr weit von der Hauptstadt ein Haus auf einer öden Haide, wo sie Niemand kannte. Das Gut hieß Maroshely, woher auch der Name der Familie stammte. Nach der Scheidung nahm sie ihren ursprünglichen Namen Maros-

hely wieder an und begab sich in das Haidehaus, um sich dort zu verbergen.

So wie sie einstens, wenn man ihr wohl aus Mitleiden eine schöne Puppe gegeben hatte, dieselbe nach kurzer Freude wieder wegwarf und schlechte Dinge in ihr Bettchen trug, als Steine, Hölzchen und Dergleichen; so nahm sie jetzt auch ihr größtes Gut, das sie hatte, nach Maroshely mit, ihren Sohn, pflegte und hütete ihn, und ihr Auge hing einzig und allein über dem Bettchen desselben.

Wie er größer wurde, und sein kleines Auge und sein Herz sich erweiterte, that es auch das ihre mit; sie begann die Haide um sich zu sehen, und ihr Geist fing an, die Oede rings um sich zu bearbeiten. Sie nahm Männerkleider, stieg wieder, wie einst in ihrer Jugend, zu Pferde und erschien unter ihrem Gesinde. Wie der Knabe sich nur auf einem Pferde halten konnte, war er überall mit, und die thätige, schaffende, heischende Seele seiner Mutter floß allgemach in ihn. Diese Seele griff immer weiter um sich, der Himmel des Erschaffens senkte sich in sie; grüne Hügel schwellten sich, Quellen rannen, Reben flüsterten, und in das öde Steinfeld war ein kraftvoll weiterschreitend Heldenlied gedichtet. Und die Dichtung trug, wie sie thut, auch ihren Segen. Manche ahmten nach, es erhob sich der Verein, Entferntere wurden begeistert, und hie und da auf der öden, blinden Haide schlug sich ein menschlich freies Walten, wie ein schönes Auge, auf.

Nach fünfzehn Jahren, während welchen Brigitta auf Maroshely hauf'te, kam der Major, indem er seinen Landsitz Uwar, wo er sonst nie gewesen war, bezog. Von diesem Weibe lernte er, wie er mir selber sagte, Thätigkeit und Wirken — und zu diesem Weibe faßte er jene tiefe und verspätete Neigung, von der wir oben erzählt haben.

Nachdem nun, wie am Eingange des Abschnittes erwähnt wurde, dieser Theil aus Brigitta's früherem Leben erzählt ist,

gehen wir wieder in der Entwicklung der Zustände weiter, wo wir sie gelassen.

4.

Steppengegenwart.

Wir ritten nach Maroshely. Brigitta ist wirklich jenes reitende Weib gewesen, das mir die Pferde mitgegeben hatte. Sie erinnerte sich mit freundlichem Lächeln an unsere alte Bekanntschaft. Meine Wangen wurden roth, weil ich auf das Trinkgeld dachte. Es war Niemand anderer zum Besuche da, als der Major und ich. Er stellte mich als einen Reisebekannten vor, mit dem er einmal viel zusammengewesen sei, und von dem er sich schmeichle, daß er nun von einem Bekannten in einen Freund überzugehen im Begriffe sei. Ich erlebte die Freude — und es war mir wirklich keine unbedeutende — daß sie fast alle Dinge wußte, die sich auf mein früheres Zusammensein mit ihm bezogen, daß er ihr also Viel von mir erzählt haben mußte, daß er noch mit Vorliebe bei jenen Tagen verweile, und daß sie es der Mühe werth hielt, sich diese Sache zu merken.

Sie sagte, sie wolle mich nicht in ihrem Schlosse und in ihren Feldern herumführen, ich werde Das gelegentlich sehen, wenn wir spazieren gehen, und wenn ich oft genug von Uwar werde herübergekommen sein, wozu sie mich höflich einlade.

Dem Major machte sie einen Vorwurf, warum er denn so lange nicht herübergekommen sei. Er entschuldigte sich mit den vielen Geschäften und hauptsächlich damit, daß er ohne mich nicht herüberreiten wollte, und daß er doch vorher erst sehen wollte, wie sehr, oder wie wenig ich zu seiner Freundin passe.

Wir gingen in einen großen Saal, in dem wir ein wenig ausruhten. Der Major zog eine Schreibtafel hervor und fragte sie um mehrere Dinge, die sie klar und einfach beantwortete, und von denen er sich manche aufzeichnete. Auch sie fragte dann um Verschiedenes, was sich auf manchen Nachbar, auf die Geschäfte des Augenblickes, oder auf den künftigen Landtag bezog. Ich sah bei dieser Gelegenheit, mit welch tiefem Ernste sie die Dinge behandelten, und welche Aufmerksamkeit der Major auf ihre Meinungen legte. Wo sie in etwas unsicher war, gestand sie ihre Unwissenheit und bat den Major um Berichtigung.

Als wir ausgeruht hatten, und der Major die Schreibtafel einsteckte, standen wir auf, um in den Besitzungen einen Spaziergang zu machen. Hier redete man häufig von den Veränderungen, die erst jüngst in ihrem Hause entstanden waren. Wenn sie hiebei auf Dinge seines Hauses kam, war es mir, als läge eine Art Zärtlichkeit darinnen, wie sie sich um dieselben bekümmerte. Sie zeigte ihm den neuen hölzernen Säulengang am Gartengeschosse des Hauses und fragte, ob sie Reben hinanziehen solle; an seinen Hoffenstern, meinte sie, ließe sich auch so ein Ding anbringen, wo es sich in der Spätherbstsonne recht angenehm sitze. Sie führte uns in den Park, der vor zehn Jahren ein wüster Eichenwald gewesen war; jetzt gingen Wege durch, flossen eingehägte Quellen, und wandelten Rehe. Sie hatte durch unsägliche Ausdauer um den ungeheuren Umfang desselben eine hohe Mauer gegen die Wölfe aufführen lassen. Das Geld hiezu zog sie langsam aus ihrem Viehstande und aus den Maisfeldern, deren Pflege sie sehr emporgebracht hatte. Als die Einhägung fertig war, ging man in einem geschlossenen Jagen Schritt für Schritt durch jede Stelle des Parkes, um zu sehen, ob man nicht etwa einen Wolf zu künftiger Brut mit eingemauert habe. Aber es war Keiner zugegen. Dann erst wurden Rehe in die Einhägung

gesetzt, und für Anderes Vorkehrungen gemacht. Die Rehe schien es, wußten das Alles und dankten ihr dafür; denn, wenn wir manches bei unserem Gange sahen, war es nicht scheu und blickte mit den dunkeln, glänzenden Augen gegen uns herüber. Brigitta führte ihre Gäste und Freunde recht gerne durch den Park, weil sie ihn liebte. Wir kamen oben auch zur Anlage der Fasanen. Wie wir so durch die Wege gingen, und weiße Wolken durch die Eichenwipfel hereinschauten, gewann ich Gelegenheit, Brigitta zu betrachten. Ihre Augen, schien es mir, waren noch schwärzer und glänzender, als die der Rehe, und mochten heute besonders hell strahlen, weil der Mann an ihrer Seite ging, der ihr Wirken und Schaffen zu würdigen verstand. Ihre Zähne waren schneeweiß, und der für ihre Jahre noch geschmeidige Wuchs zeigte von unverwüstlicher Kraft. Da sie den Major erwartet hatte, war sie in Frauenkleidern und hatte ihre Geschäfte bei Seite gesetzt, weil sie den Tag für uns widmete.

Unter Gesprächen der verschiedensten Art, von der Zukunft des Landes, von Hebung und Verbesserung des gemeinen Mannes, von Bearbeitung und Benützung des Bodens, von Ordnung und Einschränkung des Donaustromes, von ausgezeichneten Persönlichkeiten der Vaterlandsfreunde, kamen wir durch den größten Theil des Parkes, da sie uns, wie ich schon oben sagte, nicht durch ihre Besitzungen herumführen, sondern uns nur Gesellschaft leisten wollte. Da wir zu dem Hause zurückkehrten, war es Essenszeit. Zum Mahle kam auch Gustav, der Sohn Brigitta's, mit ziemlich verbrannten Wangen, ein lieblich schlanker Jüngling, eine Blume von Gesundheit. Er hatte heute an der Stelle der Mutter die Felder besucht und die Arbeiten eingetheilt und berichtete ihr jetzt Manches mit kurzen Worten. Bei Tische saß er horchend und bescheiden unten an; in seinen schönen Augen lag Begeisterung für die Zukunft und unendliche Güte für die Gegenwart. Da auch,

wie bei dem Major, das Gesinde mit an dem Tische saß, so bemerkte ich meinen Freund Milosch, der mich zum Zeichen alter Bekanntschaft grüßte.

Der größte Theil des Nachmittages verging mit Besichtigung mehrerer Veränderungen, die dem Major neu waren, mit einer Runde im Garten und mit einem Gange durch den Weinberg.

Gegen Abend nahmen wir Abschied. Da wir unsere Kleider zusammensuchten, machte Brigitta dem Major einen Vorwurf, daß er neulich in der Nachtluft von Gömör weg in leichten Kleidern nach Hause geritten sei — ob er denn nicht wisse, wie tückisch die Thauluft dieser Ebene sei, daß er sich so aussetze?! Er vertheidigte sich nicht und sagte, er werde in Zukunft schon vorsichtiger sein. Ich aber wußte recht gut, daß er damals seine Bunda Gustav aufgenöthigt hatte, der ohne eine gekommen war, und dem er vorgelogen hatte, daß er noch eine andere im Stalle liegen habe. Dieses Mal aber schieden wir mit Allem hinlänglich versorgt und verwahrt. Brigitta selbst bekümmerte sich um Jedes und ging erst in das Haus zurück, als wir schon in unsern dichten Oberkleidern zu Pferde saßen, und der Mond aufging. Sie hatte dem Major noch ein paar Aufträge gegeben und beurlaubte sich dann mit einfacher, edler Freundlichkeit.

Die Gespräche der zwei Menschen waren den ganzen Tag über ruhig und heiter gewesen, aber mir schien es, als zitterte eine heimliche Innigkeit durch, der sich Beide schämten, Raum zu geben, wahrscheinlich, weil sie sich für zu alt hielten. Auf dem Rückwege aber sagte der Major zu mir, als ich mich einiger wahrhafter, aufrichtiger Lobesworte auf diese Frau nicht enthalten konnte: „Freund! ich bin oft in meinem Leben heiß begehrt worden, ob auch so geliebt, weiß ich nicht; aber die Gesellschaft und die Achtung dieser Frau ist mir ein größeres

Glück auf dieser Welt geworden, als jedes andere in meinem Leben, das ich für eines gehalten habe."

Er hatte diese Worte ohne alle Leidenschaft gesagt, aber mit einer solchen Ruhe der Gewißheit, daß ich in meinem Herzen von der Wahrheit derselben vollständig überzeugt war. Mir geschah es in diesem Augenblicke beinahe, was sonst nicht meine Art ist, daß ich den Major um diese Freundschaft und um sein häusliches Wirken beneidete; denn ich hatte damals recht auf der ganzen Welt nichts Festes, um mich daran zu halten, als etwa meinen Wanderstab, den ich wohl in Bewegung setzte, dieses und jenes Land zu sehen, der aber doch nicht recht nachhalten wollte.

Als wir nach Hause kamen, trug mir der Major an, daß ich noch den Sommer und Winter bei ihm zubringen möchte. Er hatte begonnen, mich mit größerer Vertraulichkeit zu behandeln und mich tiefer in sein Leben und sein Herz blicken zu lassen, daß ich eine große Liebe und Neigung zu dem Manne faßte. Ich sagte also zu. Und da ich Dieses nun einmal gethan hätte, sagte er, so wolle er mir auch sogleich einen Geschäftszweig seines Hauses auftragen, den ich ständig besorgen sollte — es würde mich nicht reuen, sagte er, und würde mir gewiß in der Zukunft von Nutzen sein. Ich willigte ebenfalls ein, und in der That, es war mir von Nutzen. Daß ich nun einen Hausstand habe, daß ich eine liebe Gattin habe, für die ich wirke, daß ich nun Gut um Gut, That um That in unsern Kreis hereinziehe, verdanke ich dem Major. Als ich einmal ein Theil jenes einträchtigen Wirkens war, das er entfaltete, wollte ich doch die Sache so gut machen, als ich konnte, und da ich mich übte, machte ich sie immer besser, ich war nütze und achtete mich — und da ich die Süßigkeit des Schaffens kennen lernte, erkannte ich auch, um wie Viel mehr werth sei, was ein gegenwärtig Gutes setzt, als das bisherige Hinschlendern, das ich

Erfahrungen sammeln nannte, und ich gewöhnte mich an Thätigkeit.

So ging die Zeit nach und nach hin, und ich war unendlich gerne in Uwar und seiner Umgebung.

Ich kam in diesen Verhältnissen öfter nach Maroshely. Man achtete mich, und ich war fast wie ein Glied der Familien und lernte die Sachlage immer besser kennen. Von einer unheimlichen Leidenschaft, von einem fieberhaften Begehren, oder gar von Magnetismus, wie ich gehört hatte, war keine Spur. Dagegen war das Verhältniß zwischen dem Major und Brigitta von ganz merkwürdiger Art, daß ich nie ein ähnliches erlebt habe. Es war ohne Widerrede Das, was wir zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes Liebe nennen würden, aber es erschien nicht als Solches. Mit einer Zartheit, mit einer Verehrung, die wie an die Hinneigung zu einem höheren Wesen erinnerte, behandelte der Major das alternde Weib; sie war mit sichtlicher innerlicher Freude darüber erfüllt, und diese Freude, wie eine späte Blume, blühte auf ihrem Antlitze und lezte einen Hauch von Schönheit darüber, wie man es kaum glauben sollte, aber auch die feste Rose der Heiterkeit und Gesundheit. Sie gab dem Freunde dieselbe Achtung und Verehrung zurück, nur daß sich zuweilen ein Zug von Besorgniß um seine Gesundheit, um seine kleinen Lebensbedürfnisse und Dergleichen einmischte, der doch wieder dem Weibe und der Liebe angehörte. Ueber Dieses hinaus ging das Benehmen Beider nicht um ein Haar — und so lebten sie neben einander fort.

Der Major sagte einmal zu mir, daß sie in einer Stunde, wo sie, wie es selten zwischen Menschen geschieht, mit einander inniger über sich selber sprachen, festgesetzt haben, daß Freundschaft der schönsten Art, daß Aufrichtigkeit, daß gleiches Streben und Mittheilung zwischen ihnen herrschen sollte, aber weiter nichts; an diesem sittlich festen Altare wollen sie stehen bleiben,

vielleicht glücklich bis zum Lebensende — sie wollen keine Frage weiter an das Schicksal thun, daß es keinen Stachel habe und nicht wieder tückisch sein möge. Dieß sei nun schon mehrere Jahre so und werde so bleiben.

Das hatte der Major zu mir gesagt — allein in einiger Zeit darauf that das ungefragte Schicksal von selber eine Antwort, die Alles schnell und auf unerwartete Art löfete.

Es war schon sehr spät im Herbste, man könnte sagen, zu Anfang Winters, ein dichter Nebel lag eines Tages auf der bereits fest gefrornen Haide, und ich ritt eben mit dem Major auf jenem neugebauten Wege mit der jungen Pappelallee, wir hatten vor, vielleicht ein wenig zu jagen, als wir plötzlich durch den Nebel herüber zwei dumpfe Schüsse fallen hörten.

„Das sind meine Pistolen und keine andern," rief der Major.

Ehe ich etwas begreifen und fragen konnte, sprengte er schon die Allee entlang, so furchtbar, wie ich nie ein Pferd habe laufen gesehen, ich folgte ihm nach, weil ich ein Unglück ahnete, und als ich wieder zu ihm kam, traf ich auf ein Schauspiel, so gräßlich und so herrlich, daß noch jetzt meine Seele schaudert und jauchzt: an der Stelle, wo der Galgen steht, und der Binsenbach schillert, hatte der Major den Knaben Gustav gefunden, der sich nur noch matt gegen ein Rudel Wölfe wehrte. Zwei hatte er erschossen, einen, der vorne an sein Pferd gesprungen war, wehrte er mit seinem Eisen, die andern bannte er für den Augenblick mit der Wuth seiner vor Angst und Wildheit leuchtenden Augen, die er auf sie bohrte; aber harrend und lechzend umstanden sie ihn, daß eine Wendung, ein Augenzucken, ein Nichts Grund werden könne, mit Eins auf ihn zu fallen — da, im Augenblicke der höchsten Noth, erschien der Major. Als ich ankam, war er schon, wie ein verderblich Wunder, wie ein Meteor, mitten unter ihnen

— der Mann war fast entsetzlich anzuschauen, ohne Rücksicht auf sich, fast selber wie ein Raubthier, warf er sich ihnen entgegen. Wie er von dem Pferde gekommen war, hatte ich nicht gesehen, da ich später ankam; den Knall seiner Doppelpistole hatte ich gehört, und wie ich auf dem Schauplatze erschien, glänzte sein Hirschfänger gegen die Wölfe, und er war zu Fuß. Drei — vier Secunden mochte es gedauert haben, ich hatte bloß Zeit, mein Jagdgewehr unter sie abzudrücken, und die unheimlichen Thiere waren in den Nebel zerstoben, als wären sie von ihm eingetrunken worden.

„Ladet," schrie der Major, „sie werden gleich wieder hier sein."

Er hatte die weggeschleuderten Pistolen aufgerafft und stieß die Patronen hinein. Wir luden auch, und in dem Augenblicke, da wir ein wenig still waren, vernahmen wir den unheimlichen Trab um die Galgeneiche herum. Es war klar, die hungrigen, geängsteten Thiere umkreis'ten uns, bis ihnen wieder etwa der Muth zum Angriffe gewachsen sein würde. Eigentlich sind diese Thiere, wenn sie nicht von dem Hunger gespornt werden, feig. Wir waren zu einer Wolfsjagd nicht gerüstet, der unselige Nebel lag dicht vor unsern Augen, daher schlugen wir den Weg zu dem Schlosse ein. Die Pferde schossen in Todesangst dahin, und da wir so ritten, sah ich es mehr, als einmal, wie einen jagenden Schatten neben mir, grau im grauen Nebel. In unsäglicher Geduld eilte die Heerde neben uns. Wir mußten in steter Bereitschaft sein. Von dem Major fiel einmal links ein Schuß, aber wir erkannten nichts, zum Reden war keine Zeit, und so langten wir an dem Parkgitter an, und wie wir hineindrangen, brachen die edlen, schönen, dahinter harrenden Doggen neben uns heraus, und in demselben Augenblicke scholl auch schon aus dem Nebel ihr wüthendes Heulen, hinter den Wölfen haidewärts schweifend.

„Sitzt Alle auf," rief der Major den entgegeneilenden Knechten zu, „laßt alle Wolfshunde los, daß meine armen Doggen nichts leiden. Bietet die Nachbarn auf und jagt, so viel Tage Ihr wollt. Ich gebe für jeden todten Wolf das doppelte Schußgeld, Die ausgenommen, die an der Galgeneiche liegen; denn Die haben wir selbst getödtet. An der Eiche liegt vielleicht auch eine der Pistolen, die ich voriges Jahr an Gustav geschenkt habe, denn ich sehe nur eine in seiner Hand, und das Sattelfach der andern ist leer; seht zu, ob es so ist."

„Seit fünf Jahren," sagte er zu mir gewendet, da wir im Parke weiter ritten, „hat sich kein Wolf so nahe zu uns gewagt, und es war sonst ganz sicher hier. Es muß einen harten Winter geben, und er muß in den nördlichen Ländern schon begonnen haben, daß sie sich bereits so weit herabdrücken."

Die Knechte hatten den Befehl des Herrn vernommen, und in weniger Zeit, als es mir glaublich schien, war ein Haufen Jäger ausgerüstet, und das Geschlecht jener schönen zottigen Hunde war neben ihnen, das den ungarischen Haiden eigen und für sie so unentbehrlich ist. Man beredete sich, wie man die Nachbarn abholen wolle, und dann gingen sie fort, um eine Jagd einzuleiten, von der sie erst in acht, vierzehn, oder noch mehreren Tagen zurückkehren würden.

Wir hatten alle Drei, ohne von den Pferden zu steigen, dem größten Theil dieser Anstalten zugeschaut. Als wir uns aber von den Wirthschaftsgebäuden dem Schlosse zuwendeten sahen wir, daß Gustav doch verwundet sei. Als wir nämlich unter dem Thorbogen anlangten, von wo wir in unsere Zimmer wollten, wandelte ihn eine Uebelkeit an, und er drohte von dem Pferde zu sinken. Einer von den Leuten fing ihn auf und hob ihn herunter, da sahen wir, daß die Lenden des Thieres von Blut gefärbt waren. Wir brachten ihn in eine Wohnung des Erdgeschosses, die gegen den Garten hinausging, der Major befahl sogleich Feuer in den Kamin zu machen und

das Bett zu bereiten. Als indessen die schmerzende Stelle entblößt worden war, untersuchte er selber die Wunde. Es war ein leichter Biß im Schenkel, ohne Gefahr, nur der Blutverlust und die vorhergegangene Aufregung ließ jetzt den Jüngling mit Ohnmachten kämpfen. Er ward in das Bett gebracht, und sofort ein Bote an den Arzt und einer an Brigitta abgefertigt. Der Major blieb bei dem Bette und sorgte, daß keine der Ohnmachten überhand nehmen könne. Als der Arzt kam, gab er ein stärkendes Mittel, erklärte die Sache für durchaus ungefährlich und sagte, daß der Blutverlust selber ein Heilmittel gewesen sei, da er die Heftigkeit der Entzündung mindere, die sonst solchen Bißwunden gerne folge. Das einzige Krankheitsübel sei die Gewalt der Gemüthsbewegung, und ein paar Tage Ruhe werde das Fieber und die Abspannung gänzlich heben. Man war beruhigt und erfreut, und der Arzt schied unter den Danksagungen Aller; denn es war Keiner, der den Knaben nicht liebte. Gegen Abend erschien Brigitta, und nach ihrer entschlossenen Art ruhte sie nicht eher, als bis sie den Körper ihres Sohnes Glied um Glied geprüft und sich überzeugt hatte, daß außer der Bißwunde nichts vorhanden sei, das ein Uebel drohen könnte. Als die Untersuchung vorüber war, blieb sie doch noch an dem Bette sitzen und reichte nach der Vorschrift des Arztes die Arznei. Für die Nacht mußte ihr ein schnell zusammengerafftes Bette in dem Krankenzimmer gemacht werden. Am andern Morgen saß sie wieder neben dem Jünglinge und horchte auf seinen Athem, da er schlief und so süß und erquickend schlief, als wolle er nie mehr erwachen. — Da geschah ein herzerschütternder Auftritt. Ich sehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinabgegangen, um mich nach dem Befinden Gustavs zu erkundigen, und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemache befindlich war, ein. Ich habe schon gesagt, daß die Fenster gegen den Garten hinausgingen: die Nebel hatten sich gehoben, und eine rothe

Wintersonne schaute durch die entlaubten Zweige in das Zimmer herein. Der Major war schon zugegen, er stand an dem Fenster, das Angesicht gegen das Glas gekehrt, als sähe er hinaus. Im Krankengemache, durch dessen Thür ich hineinschaute, und dessen Fenster durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt war, saß Brigitta und sah auf ihren Sohn. Plötzlich entrang sich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin und sah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitze des Knaben hänge, der die seinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlafe aufgewacht und schaute heiter um sich. Aber auch auf der Stelle, wo der Major gestanden war, hatte ich ein leichtes Geräusch vernommen, und wie ich hinblickte, sah ich, daß er sich halb umgewendet hatte, und daß an seinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm sei. Er antwortete leise: „Ich habe kein Kind."

Brigitta mußte mit ihrem scharfen Gehöre die Worte vernommen haben; denn sie erschien in diesem Augenblicke unter der Thür des Zimmers, sah sehr scheu auf meinen Freund, und mit einem Blicke, den ich nicht beschreiben kann, und der sich gleichsam in der zaghaftesten Angst nicht getraute, eine Bitte auszusprechen, sagte sie nichts, als das einzige Wort: „Stephan."

Der Major wendete sich vollends herum — Beide starrten sich eine Secunde an — nur eine Secunde — dann aber vorwärtstretend, lag er eines Sturzes in ihren Armen, die sich mit maßloser Heftigkeit um ihn schlossen. Ich hörte nichts, als das tiefe, leise Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer fester umschlang und immer fester an sich drückte.

„Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit."

„Keine, mein theurer Freund!"

Ich war in höchster Verlegenheit und wollte stille hinausgehen; aber sie hob ihr Haupt und sagte: „Bleiben Sie, bleiben Sie."

Das Weib, das ich immer ernst und strenge gesehen hatte, hatte an seinem Halse geweint. Nun hob sie, noch in Thränen schimmernd, die Augen — und so herrlich ist das Schönste, was der arme, fehlende Mensch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge, wie in unnachahmlicher Schönheit, strahlten, und mein Gemüth in tiefer Rührung schwamm.

„Arme, arme Gattin," sagte er beklommen, „fünfzehn Jahre mußte ich Dich entbehren, und fünfzehn Jahre warst Du geopfert."

Sie aber faltete die Hände und sagte, bittend in sein Antlitz blickend: „Ich habe gefehlt, verzeihe mir, Stephan, die Sünde des Stolzes — ich habe nicht geahnt, wie gut Du seist — es war ja bloß natürlich, es ist ein sanftes Gesetz der Schönheit, das uns ziehet." — —

Er hielt ihr den Mund zu und sagte: „Wie kannst Du nur so reden, Brigitta — ja, es zieht uns das Gesetz der Schönheit, aber ich mußte die ganze Welt durchziehen, bis ich lernte, daß sie im Herzen liegt, und daß ich sie daheim gelassen in einem Herzen, das es einzig gut mit mir gemeint hat, das fest und treu ist, das ich verloren glaubte, und das doch durch alle Jahre und Länder mit mir gezogen. — O Brigitta, Mutter meines Kindes! Du standest Tag und Nacht vor meinen Augen."

„Ich war Dir nicht verloren," antwortete sie, „ich habe traurige, reuevolle Jahre verlebt! — Wie bist Du gut geworden, jetzt kenne ich Dich, wie bist Du gut geworden, Stephan!"

Und wieder stürzten sie sich in die Arme, als könnten sie sich nicht ersättigen, als könnten sie an das gewonnene Glück nicht glauben. Sie waren, wie zwei Menschen, von denen eine große Last genommen ist. Die Welt stand wieder offen. Eine

Freude, wie man sie nur an Kindern findet, war an ihnen — in dem Augenblicke waren sie auch unschuldig, wie die Kinder; denn die reinigendste, die allerschönste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen, darum wird es auch immer an Gott gefunden und an Müttern. Schöne Herzen thun es öfter — schlechte nie.

Die zwei Gatten hatten mich wieder vergessen und wandten sich in das Krankenzimmer, wo Gustav, der das Ganze dunkel ahnte, wie eine glühende, blühende Rose lag und ihnen athemlos entgegenharrte.

„Gustav, Gustav, er ist Dein Vater, und Du hast es nicht gewußt," rief Brigitta, als sie über die Schwelle in das verdunkelte Zimmer traten.

Ich aber ging in den Garten hinaus und dachte: „O wie heilig, o wie heilig muß die Gattenliebe sein, und wie arm bist Du, der Du von ihr bisher nichts erkanntest und das Herz nur höchstens von der trüben Lohe der Leidenschaft ergreifen ließest." — —

Erst spät ging ich in das Schloß zurück und fand Alles gelöset und gelüftet. Geschäftige Freude, wie heiterer Sonnenschein, wehte durch alle Zimmer. Man empfing mich mit offenen Armen als Zeugen des schönsten Auftrittes. Man hatte mich schon allenthalben suchen lassen, da ich ihnen, als sie zu sehr mit sich beschäftigt waren, aus den Augen gekommen war. Sie erzählten mir theils gleich in abgebrochenen Sätzen, theils die folgenden Tage im Zusammenhange Alles, was sich zugetragen hatte, und was ich oben angemerkt habe.

Mein Reisefreund war also Stephan Murai gewesen. Er war unter dem Namen Bathori, der einem seiner weiblichen Vorfahren gehörte, gereiset. So hatte ich ihn auch gekannt, aber er ließ sich immer Major nennen, welchen Rang er in Spanien erworben hatte, und alle Welt nannte ihn auch den Major. Da er in der ganzen Welt gewesen war, ging

er, von seinem Innern gezogen, unter demselben Namen nach dem wüsten Sitze Uwar, wo er nie gewesen war, wo ihn Niemand kannte, und wo er, wie er recht gut wußte, der Nachbar seines getrennten Weibes werden würde. Gleichwohl kam er nicht zu ihr hinüber, die schon so schön auf Maroshely waltete, bis der Ruf die Kunde ihrer Todeskrankheit zu ihm trug. Da machte er sich auf, ritt hinüber, trat zu ihr, die ihn vor Fieber nicht kannte, blieb Tag und Nacht bei ihrem Bette, wachte über sie und pflegte sie, bis sie genas. Damals, durch den gegenseitigen Anblick gerührt und von leiser Liebe getrieben, aber dennoch ängstlich vor der Zukunft, weil sie sich nicht kannten, und weil sich wieder etwas Fürchterliches zutragen könnte, schlossen sie jenen seltsamen Vertrag der bloßen Freundschaft, den sie jahrelang hielten, und den bisher Keines zuerst anzurühren wagte, bis ihn das Geschick durch einen scharfen Schnitt, den es in Beider Herzen that, trennte und zu dem schöneren natürlicheren Bunde wieder zusammenfügte.

Alles war nun gut.

Nach vierzehn Tagen wurde es in der Gegend kund gethan, und die lästigen Glückwünscher kamen von nahe und von ferne.

Ich aber blieb noch den ganzen Winter bei den Leuten, und zwar auf Maroshely, wo vorläufig Alles wohnte, und von wo der Major im Sinne hatte, Brigitta nie fortzuziehen, weil sie da in Mitte ihrer Schöpfung sei. Am freudigsten war schier Gustav, der immer so an dem Major gehangen war, der ihn immer leidenschaftlich und einseitig den herrlichsten Mann dieser Erde nannte, und der ihn nun als Vater verehren durfte, ihn, an dem sein Auge, wie an einer Gottheit, hing.

Ich habe jenes Winters zwei Herzen kennen gelernt, die sich nun erst recht zu einer vollen, wenn auch verspäteten Blume des Glückes aufschlossen.

Ich werde diese Herzen nie, nie vergessen! — —

Im Frühjahre nahm ich wieder mein deutsches Gewand, meinen deutschen Stab und wanderte dem deutschen Vaterlande zu. Ich sah auf dem Rückwege Gabrielens Grabmal, die schon vor zwölf Jahren im Gipfel ihrer jugendlichen Schönheit gestorben war. Auf dem Marmor standen zwei große weiße Lilien.

Mit trüben, sanften Gedanken zog ich weiter, bis die Leitha überschritten war, und die lieblichen blauen Berge des Vaterlandes vor meinen Augen dämmerten.

Der Hagestolz.

1844.

1.

Gegenbild.

Auf einem schönen grünen Platze, der bergan steigt, wo Bäume stehen, und Nachtigallen schlagen, gingen mehrere Jünglinge in dem Brausen und Schäumen ihres jungen, kaum erst beginnenden Lebens. Eine glänzende Landschaft war rings um sie geworfen. Wolkenschatten flogen, und unten in der Ebene blickten die Thürme und Häuserlasten einer großen Stadt.

Einer von ihnen rief die Worte: „Es ist nun für alle Ewigkeit ganz gewiß, daß ich nie heirathen werde."

Es war ein schlanker Jüngling mit sanften, schmachtenden Augen, der Dieses gesagt hatte. Die Andern achteten nicht sonderlich darauf, mehrere lachten, knickten Zweige, bewarfen sich und schritten weiter.

„Ha, wer wird denn heirathen," sagte Einer, „die lächerlichen Bande eines Weibes tragen und, wie der Vogel, auf den Stangen eines Käfiches sitzen?"

„Ja, Du Narr, aber tanzen, verliebt sein, sich schämen, roth werden, gelt?" rief ein Dritter, und es erschallte wieder Gelächter.

„Dich nähme ohnehin Keine."

„Dich auch nicht."

„Was liegt daran?"

Die nächsten Worte waren nicht mehr verständlich. Es kam noch durch die Stämme der Bäume ein lustiges Rufen zurück und dann nichts mehr; denn die Jünglinge gingen bereits auf der schiefen Fläche, die sich von dem Platze wegzieht, empor und setzten die Gebüsche der Fläche in Bewegung. Rüstig schritten sie in der funkelnden Sonne hinan, rings um sind grünende Zweige, und auf ihren Wangen und in ihren Augen leuchtet die ganze unerschütterliche Zuversicht in die Welt. Um sie herum liegt der Frühling, der eben so unerfahren und zuversichtlich ist, wie sie.

Der Jüngling, aus dessen Munde der Entschluß der Nichtvermählung hervorgegangen war, hatte in der Sache nichts mehr gesprochen, und sie war vergessen.

Ein neues Geplauder und ein fröhliches Sprechen tanzte von den beweglichen Zungen. Sie redeten zuerst von Allem und oft Alle zugleich. Dann reden sie von dem Höchsten, dann von dem Tiefsten und haben Beides schnell erschöpft. Dann kommt der Staat. Es wird in ihm die unendlichste Freiheit vorgeschlagen, die größte Gerechtigkeit und unbeschränkteste Duldsamkeit. Wer gegen Dieses ist, wird niedergeworfen und besiegt. Der Landesfeind muß zerschmettert werden, und von dem Haupte der Helden leuchtet dann der Ruhm. Während sie so, wie sie meinten, von dem Großen redeten, geschieht um sie her, wie sie ebenfalls meinten, nur das Kleine; es grünen weithin die Büsche, es keimt die brütende Erde und beginnt mit ihren ersten Frühlingsthierchen, wie mit Juwelen, zu spielen.

Hierauf singen sie ein Lied, dann jagen sie sich, stoßen sich gegenseitig in den Hohlweg, oder in's Gebüsch, schneiden Ruthen und Stäbe und kommen dabei immer höher auf den Berg und über die Wohnungen der Menschen.

Wir müssen hier bemerken: welch ein räthselhaftes, unbeschreibliches, geheimnißreiches, lockendes Ding ist die Zu-

kunft, wenn wir noch nicht in ihr ſind — wie ſchnell und unbegriffen rauſcht ſie als Gegenwart davon — und wie klar, verbraucht und weſenlos liegt ſie dann als Vergangenheit da! Alle dieſe Jünglinge ſtürmen ſchon in ſie hinein, als könnten ſie dieſelbe gar nicht erwarten. Der Eine prahlt mit Dingen und Genüſſen, die über ſeine Jahre gehen, der Andere thut langweilig, als hätte er ſchon Alles erſchöpft, und der Dritte redet Worte, die er bei ſeinem Vater Männer und Greiſe hatte reden gehört. Dann haſchen ſie nach einem vorüberflatternden Schmetterlinge und finden auf dem Wege einen bunten Stein.

Immer höher ſtreben ſie hinauf. Oben an dem Waldesrande ſchauen ſie auf die Stadt zurück. Sie ſehen allerlei Häuſer und Gebäude und wetten, ob ſie es ſind, oder nicht. Dann dringen ſie in die Schatten der Buchen hinein.

Der Wald geht faſt mit ebenem Boden dahin. Jenſeits desſelben aber ſteigen glänzende Wieſen, mit einzelnen Fruchtbäumen beſetzt, in ein Thal hinab, das ſtill und heimlich um die Bergeswölbungen läuft und von dieſen Bergen zwei ſpiegelhelle, dahinſchießende Bäche empfängt. Die Waſſer rieſeln luſtig über die geglätteten Kieſel, an dichten Obſtwäldern, Gartenplanken und Häuſern vorbei, und von dort wieder in die Weinberge hinaus. Alles Dieſes iſt ſo ſtille, daß man in mancher klaren Nachmittagsluft weithin den Hahn krähen hört, oder den einzelnen Glockenſchlag vernimmt, der von dem Thurme der Kirche fällt. Selten beſucht ein Städter das Thal, und noch Keiner hat in demſelben ſeine Sommerwohnung aufgeſchlagen.

Unſere Freunde aber laufen mehr, als ſie gehen, über die Wieſe in die ſanft geſchwungene Wiege hinab. Lärmend kommen ſie an den Gartengehägen herunter, ſchreiten über den erſten Steg, über den zweiten, gehen dem Waſſer entlang und dringen endlich in einen Garten hinein, der von

Flieder, Nußbäumen und Linden strotzt. Es ist der Garten eines Gasthauses. Hier umringen sie einen der Tische, wie sie mit den Füßen in dem Grase stecken, aufgenagelte Platten haben und auf den Platten eingeschnittene Herzen und Namen von Denen zeigen, die vorlängst an dem Tische gesessen waren. Sie bestellten sich ein Mittagsessen, und zwar ein Jeder Dasjenige, was er wollte. Als sie es verzehrt hatten, spielten sie eine Weile mit einem Pudel, der sich in dem Garten vorfand, zahlten und gingen dann fort. Sie gingen durch die Mündung des Thales in ein anderes breiteres hinaus, in welchem ein Strom fließt. An dem Strome nahmen sie ein angebundenes Schiffchen und fuhren an einer bekannt gefährlichen Stelle über, ohne daß sie es wußten. Zufällig vorübergehende Frauen erschraken sehr, als sie die jungen Leute da fahren sahen. Jenseits des Stromes dingten sie einen Mann, der den Kahn wieder zurückführen und an der Stelle anbinden sollte, wo sie ihn genommen hatten.

Dann drangen sie durch Röhrichte und Auen vor, bis sie zu einem Damme gelangten, auf dem eine Straße lief, und ein Wirthshaus stand. Bei dem Wirthe mietheten sie einen offenen Wagen, um nun jenseits des Stromes in die Stadt zurückzufahren. Sie flogen an Auen, Gebüschen, Feldern, Anlagen, Gärten und Häusern vorbei, bis sie die ersten Gebäude der Vorstädte erreichten und abstiegen. Als sie ankamen, lag die Sonne, die sie heute so freundlich den ganzen Tag begleitet hatte, weit draußen am Himmel als glühende, erlöschende Kugel. Da sie untergesunken war, sahen die Freunde die Berge, auf welchen sie heute ihre Morgenfreuden genossen hatten, als einfaches blaues Band gegen den gelben Abendhimmel emporstehen.

Sie gingen nun gegen die Stadt und deren staubige, bereits dämmernde Gassen. An einem bestimmten Platze trennten sie sich und riefen einander fröhlichen Abschied zu.

„Lebe wohl,“ ſagte der Eine.

„Lebe wohl,“ antwortete der Andere.

„Gute Nacht, grüße mir Roſina.“

„Gute Nacht, grüße morgen den Auguſt und Theobald.“

„Und Du den Karl und Lothar.“

Es kamen noch mehrere Namen; denn die Jugend hat viele Freunde, und es werben ſich täglich neue an. Sie gingen aus einander. Zwei Derſelben ſchlugen den nämlichen Weg ein, und es ſagte der Eine zu dem Andern: „Nun, Victor, kannſt Du die Nacht bei mir bleiben, und morgen gehſt Du hinaus, ſobald Du nur willſt. Iſt es auch wirklich wahr, daß Du gar nicht heirathen willſt?“

„Ich muß Dir nur ſagen,“ antwortete der Angeredete, „daß ich wirklich ganz und gar nicht heirathen werde, und daß ich ſehr unglücklich bin.“

Aber die Augen waren ſo klar, da er Dieſes ſagte, und die Lippen ſo friſch, da der Hauch der Worte über ſie ging.

Die zwei Freunde ſchritten noch eine Strecke in der Gaſſe entlang, dann traten ſie in ein wohlbekanntes Haus und gingen über zwei Treppen hinauf an Zimmern vorbei, die mit Menſchen und Lichtern angefüllt waren. Sie gelangten in eine einſame Stube.

„So, Victor,“ ſagte der Eine, „da habe ich Dir neben dem meinen ein Bett herrichten laſſen, daß Du eine gute Nacht haſt, die Schweſter Roſina wird uns Speiſen herauf-ſchicken, wir bleiben hier und ſind fröhlich. Das war ein himmliſcher Tag, und ich mag ſein Ende gar nicht mehr unten bei den Leuten zubringen. Ich habe es der Mutter ſchon geſagt; iſt es nicht ſo recht, Victor?“

„Freilich,“ entgegnete Dieſer, „es iſt bei dem Tiſche Deines Vaters ſo langweilig, wenn zwiſchen den Speiſen ſo viele Zeit vergeht, und er dabei ſo viele Lehren gibt. Aber

morgen, Ferdinand, ist es nicht anders, ich muß mit Tagesanbruch fort."

„Du kannst, sobald Du willst," antwortete Ferdinand, „Du weißt, daß der Hausschlüssel innen in der Thorniſche liegt."

Während dieses Gespräches begannen sie sich zu entkleiden und sich der lästigen, staubigen Stiefel zu entledigen. Ein Stück der Kleider ward hierhin, das andere dorthin gelegt. Ein Diener brachte Lichter und eine Magd ein Speisebrett, mit reichlicher Nahrung versehen. Sie aßen schnell und ohne Auswahl. Dann schauten sie bald bei dem einen bald bei dem andern Fenster hinaus, gingen in dem Zimmer herum, besahen die Geschenke, die Ferdinand erst gestern bekommen hatte, zählten die rothen Abendwolken, kleideten sich vollends aus und legten sich auf ihre Betten. In denselben redeten sie noch fort; aber ehe einige Minuten vergingen, war Keiner mehr mächtig, weder zu reden, noch zu denken; denn sie lagen Beide in tiefem Schlafe.

Das Nämliche mochte auch mit den Andern sein, welchen dieselbe Lust mit ihnen heute zu Theil geworden war. — —

Während die Jünglinge diesen Tag so gefeiert hatten, war auf einer anderen Stelle etwas Anderes gewesen: Ein Greis hatte den Tag damit zugebracht, daß er im Sonnenscheine auf der Bank vor seinem Hause gesessen war. Weit von dem grünen Baumplatze, wo die Nachtigallen geschlagen, und die Jünglinge so fröhlich gelacht hatten, lag hinter den glänzenden blauen Bergen, die die Aussicht des Platzes besäumten, eine Insel mit dem Hause. Der Greis saß an dem Hause und zitterte vor dem Sterben. Man hätte ihn vorher schon viele Jahre können sitzen sehen, wenn er überhaupt gerne Augen zugelassen hätte, ihn zu sehen. Weil er kein Weib gehabt hatte, saß an dem Tage keine alte Gefährtin neben ihm auf der Bank, so wie an allen Orten, wo er vor

der Erwerbung des Inselhauses gewesen sein mag, nie eine Gattin bei ihm war. Er hatte nie Kinder gehabt und nie eine Qual oder Freude an Kindern erlebt, es trat daher Keines in den Schatten, den er von der Bank auf den Sand warf. In dem Hause war es sehr schweigsam, und wenn er zufällig hineinging, schloß er die Thür selbst, und wenn er herausging, öffnete er sie wieder selbst. Während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgestrebt waren, und ein wimmelndes Leben und dichte Freude sie umgab, war er auf seiner Bank gesessen, hatte auf die an Stäbe gebundenen Frühlingsblumen geschaut, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenschein hatten um ihn gespielt. Als die Jünglinge nach Vollbringung des Tages auf ihr Lager gesunken und in Schlummer verfallen waren, lag er auch in seinem Bette, das in einer wohlverwahrten Stube stand, und drückte die Augen zu, damit er schlafe. —

Die nämliche Nacht ging mit dem kühlen Mantel aller ihrer Sterne gleichgültig herauf, ob junge Herzen sich des entschwundenen Tages gefreut und nie an einen Tod gedacht hatten, als wenn es keinen gäbe — oder ob ein altes sich vor gewaltthätiger Verkürzung seines Lebens fürchtete und doch schon wieder dem Ende desselben um einen Tag näher war.

2.

Eintracht.

Als das erste blasse Licht des andern Tages leuchtete, ging Victor schon in den noch öden Gassen der Stadt dahin, daß seine Tritte hallten. Es war anfänglich noch kein Mensch zu erblicken; dann begegnete ihm manche verdrießliche, ver-

schlafene Gestalt, die zu früher Arbeit mußte; und ein beginnendes fernes Wagenrasseln zeigte, daß man schon anfange, Lebensmittel in die große, bedürfende Stadt zu führen. Er strebte dem Stadtthore zu. Außer demselben wurde er von dem kühlen, feuchten Grün der Felder empfangen. Der erste Sonnenrand zeigte sich am Erdsaume, und die Spitzen der nassen Gräser hatten rothes und grünes Feuer. Die Lerchen wirbelten freudig in der Luft, während die nahe Stadt, die doch sonst so lärmte, fast noch völlig stumm war.

Als er sich außer den Mauern fühlte, schlug er sogleich einen Weg durch die Felder gegen jenen grünen Baumplatz ein, von welchem wir sagten, daß gestern dort die Nachtigallen geschlagen, und die Jünglinge gescherzt hatten. Er erreichte ihn nach einer nicht ganz zweistündigen Wanderung. Von da machte er den nämlichen Weg, wie gestern mit den Freunden. Er stieg die schiefe Berglehne mit den Gebüschen hinan, er kam an den Rand des Waldes, sah sich da nicht um, drang unter die Bäume ein, eilte fort und stieg dann über die Wiese mit den Fruchtbäumen in das Thal hinab, von dem wir sagten, daß es so stille ist, und daß in demselben die zwei spiegelnden Bäche rinnen.

Als er in dem Grunde des Thales angekommen war, ging er über den ersten Steg, nur daß er heute, gleichsam wie zu einer Begrüßung, ein wenig auf die glänzenden Kiesel hinabsah, über welche das Wasser dahinrollte. Dann ging er über den zweiten Steg und ging an dem Wasser dahin. Aber er ging heute nicht bis zu dem Gasthausgarten, in welchem sie gestern gegessen hatten, sondern viel früher bog er an einer Stelle, wo ein großer Fliederbusch stand, der seine Aeste und Wurzeln mit dem Wasser spielen ließ, von dem Wege ab und ging in den Flieder und das Gebüsche hinein. Dort war eine aschgraue Gartenplanke, die ihre Farbe von den unzähligen Regen und Sonnenstrahlen erhalten hatte, und

in der Planke war ein kleines Thürchen. Das Thürchen öffnete Victor und ging hinein. Es war wie ein Gartenplatz hier, und etwas ferner auf dem Platze blickte die lange weiße Wand eines niederen Hauses, sich sanft von Hollundergesträuchen und Obstbäumen abhebend, herüber. Das Haus hatte glänzende Fenster, und hinter denselben hingen ruhige weiße Vorhänge nieder.

Victor ging an dem Gebüschrande gegen die Wohnung zu. Als er auf den freien Sandplatz vor dem Hause gekommen war, auf dem der Brunnen stand, und ein bejahrter Apfelbaum war, an den sich wieder Stangen und allerlei andere Dinge lehnten, wurde er von einem alten Spitz angewedelt und begrüßt. Die Hühner, ebenfalls freundliche Umwohner des Hauses, scharrten unter dem Apfelbaume unbeirrt fort. Er ging in das Haus hinein und über den knisternden Flursand in die Stube, aus welcher ein reiner, gebohnter Fußboden heraussah.

In der Stube war bloß eine alte Frau, die gerade ein Fenster geöffnet hatte und damit beschäftigt war, von den weißgescheuerten Tischen, Stühlen und Schreinen den Staub abzuwischen und die Dinge, die sich etwa gestern Abends verschoben hatten, wieder zurechtzustellen. Durch das Geräusch des Hereintretenden von ihrer Arbeit abgelenkt, wendete sie ihr Antlitz gegen ihn. Es war eines jener schönen, alten Frauenantlitze, die so selten sind. Ruhige, sanfte Farben waren auf ihm, und jedes der unzähligen kleinen Fältchen war eine Güte und eine Freundlichkeit. Um alle diese Fältchen waren hier noch die unendlich vielen andern einer schneeweißen gekrauseten Haube. Auf jeder der Wangen saß ein kleines, feines Fleckchen Roth.

„Schau, bist Du schon da, Victor," sagte sie, „ich habe auf die Milch wieder vergessen, daß ich sie warm gehalten

hätte. Es steht wohl Alles an dem Feuer, aber dasselbe wird ausgegangen sein. Warte, ich will es wieder anblasen."

„Ich bin nicht hungrig, Mutter," sagte Victor; „denn ich habe bei Ferdinand, ehe ich fortging, zwei Schnitten Kaltes von dem gestrigen Abendmahle, das noch dastand, gegessen."

„Du mußt aber hungrig sein," antwortete die Frau, „weil Du schon bei vier Stunden in der Morgenluft und dann durch den feuchten Wald gegangen bist."

„So weit ist es ja nicht über die Thurnwiese herüber."

„Ja weil Du immer läufst und meinst, die Füße dauern ewig — aber sie dauern nicht ewig — und im Gehen merkst Du auch die Müdigkeit nicht, aber wenn Du eine Weile sitzest, dann schmerzen die Füße."

Sie sagte nichts weiter und ging in die Küche hinaus. Victor setzte sich indessen auf einen Stuhl nieder.

Als sie wieder hereingekommen war, sagte sie: „Bist Du müde?"

„Nein," antwortete er.

„Du wirst wohl müde sein — freilich müde — warte nur, warte ein wenig, es wird gleich Alles warm sein."

Victor antwortete nicht darauf, sondern tief niedergebückt gegen den Spitz, der mit ihm hereingegangen war, strich er mit der flachen Hand über die weichen, langen Haare desselben, der sich ebenfalls liebkosend an dem Jünglinge aufgerichtet hatte und beständig in seine Augen schaute — er strich immer an der nämlichen Stelle und blickte auch immer auf diese nämliche Stelle, als wäre eine recht schwere, tiefe Bewegung in seinem Herzen.

Die alte Mutter setzte indessen ihr Geschäft fort. Sie war sehr fleißig. Wenn sie den Staub nicht erreichen konnte, so stellte sie sich auf die Spitzen ihrer Zehen, um den unsauberen Gast fortzubringen. Hiebei schonte und liebte sie die

ältesten, unbrauchbarsten Dinge. Da lag auf einem Schreine ein altes Kinderspielzeug, das schon lange nicht gebraucht worden war und vielleicht nie mehr gebraucht werden wird — es war ein Pfeifchen mit einer hohlen Kugel, in der klappernde Dinge waren — sie wischte es rings um sauber ab und legte es wieder hin.

„Aber warum erzählst Du denn nichts?" sagte sie plötzlich, da sie das rings um herrschende Schweigen zu bemerken schien.

„Weil mich schon gar nichts mehr freut," antwortete Victor.

Die Frau sagte kein Wort, kein einzig Wörtlein auf diese Rede, sondern sie setzte ihr Abwischen fort und ihr stetes Ausschlingen des Tuches beim offenen Fenster.

Nach einer Weile sagte sie: „Ich habe Dir oben den Koffer und die Kisten schon hergerichtet. Da Du gestern aus warest, habe ich den ganzen Tag damit verbracht. Die Kleider habe ich zusammengelegt, wie sie in den Koffer gethan werden müssen. Auch die Wäsche, welche ausgebessert ist, liegt dabei. Die Bücher mußt Du schon selber besorgen, und eben so Das, was Du in das Ränzlein zu thun gedenkst. Ich habe Dir einen weichen, feinen Lederkoffer gekauft, wie Du einmal gesagt hast, daß sie Dir so gefallen. — Aber wo willst Du denn hin, Victor?"

„Einpacken."

„Mein Gott, Kind, Du hast ja noch nicht gegessen. Warte nur ein Weilchen. Jetzt wird es wohl schon warm sein."

Victor wartete. Sie ging hinaus und brachte zwei Töpfchen, eine Schale, eine Tasse und ein Stück Milchbrod auf einem runden, reinen, messingberänderten Brette herein. Sie stellte Alles nieder, schenkte ein, kostete, ob es gut und gehörig warm sei, und schob dann das Ganze vor den Jüng-

ling hin, es dem Dufte der Dinge überlassend, ob er ihn anlocken werde, oder nicht. Und in der That: ihre Erfahrung täuschte sie nicht; denn der Jüngling, der anfangs nur ein wenig zu kosten begann, setzte sich endlich wieder nieder und aß mit all dem guten Behagen und Gedeihen, das so sehr der Jugend eigen ist.

Sie war indessen allgemach fertig geworden, und, ihre Abwischtücher zusammenlegend, schaute sie zu Zeiten freundlich und lächelnd auf ihn hin. Als er endlich alles Hereingebrachte verzehrt hatte, gab sie dem Spitz noch die kleinen Ueberreste, die da waren, und trug dann das Geschirr wieder in die Küche hinaus, daß es von der Magd gereinigt werde, wenn sie nach Hause komme; denn dieselbe war auf den Kirchenplatz des Thales hinausgegangen, um manche Bedürfnisse für den heutigen Tag einzukaufen.

Als sie wieder von der Küche hereingekommen war, stellte sich die Frau vor Victor hin und sagte: „Jetzt hast Du Dich erquickt und nun höre mich an. Wenn ich wirklich Deine Mutter wäre, wie Du mich immer nennst, so würde ich recht böse auf Dich werden, Victor; denn siehe, ich muß Dir sagen, daß Dein Wort groß Unrecht ist, welches Du erst sagtest, daß Dich nichts mehr freue. Du verstehst es jetzt nur noch nicht, wie unrecht es ist. Wenn es selbst etwas Trauriges wäre, das auf Dich harrt, so solltest Du ein solches Wort nicht sagen. Siehe mich an, Victor, ich bin jetzt bald siebenzig Jahre alt und sage noch nicht, daß mich nichts mehr freue, weil Einen Alles, Alles freuen muß, da die Welt so schön ist und noch immer schöner wird, je länger man lebt. Ich muß Dir nur gestehen — und Du wirst selber auf meine Erfahrung kommen, wenn Du älter wirst — als ich achtzehn Jahre alt war, sagte ich auch alle Augenblicke, mich freut nichts mehr — ich sagte es nämlich, wenn mir diejenige Freude versagt wurde, die ich mir gerade einbildete.

Dann wünſchte ich alle Zeit weg, welche mich noch von einer künftigen Freude trennte und bedachte nicht, welch ein koſtbares Gut die Zeit iſt. Wenn man älter wird, lernt man die Dinge und Weile, welche auch noch immer kürzer wird, erſt recht ſchätzen. Alles, was Gott ſendet, iſt ſchön, wenn man es auch nicht begreift — und wenn man nur recht nachdenkt, ſo ſieht man, daß es bloß lauter Freude iſt, was er gibt; das Leid legen wir nur ſelber dazu. Haſt Du im Hereingehen nicht geſehen, wie der Sallat an der Holzplanke, von dem noch geſtern kaum eine Spur war, heute ſchon aller hervor iſt?"

„Nein, ich habe es nicht geſehen," antwortete Victor.

„Ich habe ihn vor Sonnenaufgang angeſchaut und mich darüber gefreut," ſagte die Frau. „Ich werde es mir von nun an ſogar ſo einrichten, daß kein Menſch von mir mehr ſagen kann, er habe mich eine Thräne aus Schmerz weinen geſehen, wenn auch ein Schmerz käme, der doch wieder nur eine andere Art Freude iſt. In meiner Jugend habe ich große, große und heiße Schmerzen gehabt; aber ſie ſind alle zu meinem Wohle und zu meiner Beſſerung — oft ſogar zu irdiſchem Glücke ausgefallen. Ich ſage das Alles, Victor, weil Du bald fortgehſt. Du ſollteſt Gott ſehr danken, mein Kind, daß Du die jungen Glieder und den geſunden Körper haſt, um hinausgehen und alle die Freuden und Wonnen aufſuchen zu können, die nicht zu uns hereinkommen. — — Siehe, Du haſt kein Vermögen — Dein Vater hat von dem Mißgeſchicke, das ihn hienieden traf, Vieles ſelbſt verſchuldet, jenſeits wird er wohl die ewige Seligkeit haben; denn er war ein guter Mann und hat immer ein weiches Herz gehabt, wie Du. Als ſie Dich nach der Verordnung des Teſtamentes Deines verſtorbenen Vaters zu mir brachten, damit Du bei mir lebeſt und auf dem Dorfe für Dich lerneſt, um was ſie Dich dann immer in der Stadt fragen würden,

hatteſt Du ſo Viel, als nichts. Aber Du biſt herangewachſen, und nun haſt Du ſogar das Amt erhalten, um welches ſo Viele geworben haben, und um welches ſie Dich beneiden. Daß Du jetzt fort mußt, iſt nichts, und liegt in der Natur begründet; denn alle die Männer müſſen von der Mutter und müſſen wirken. Du haſt daher lauter Gutes erfahren. Du ſollſt deßhalb zu Gott Dein Gebet verrichten, daß er Dir Alles gegeben hat, und Du ſollſt demüthig ſein, daß Du die Gaben haſt, es zu verdienen. — — Siehſt Du, Victor, alles Das zuſammengefaßt, würde ich über Deine Rede böſe ſein, wenn ich Deine Mutter wäre, weil Du Gott den Herrn nicht erkennſt: aber weil ich Deine Mutter nicht bin, ſo weiß ich nicht, ob ich Dir ſo viel Liebes und Gutes gethan habe, daß ich mich ſonſt auch erzürnen darf und zu Dir ſagen: Kind, Das iſt nicht recht von Dir, und es iſt ganz und gar nicht gut."

„Mutter, ich habe es auch in dem Sinne nicht gemeint, wie Ihr es nehmt," ſagte Victor.

„Ich weiß, mein Kind, und betrübe Dich auch nicht zu ſehr über meine Rede," erwiederte die Mutter. „Ich muß Dir nun auch ſagen, Victor, daß Du jetzt gar nicht ſo arm biſt, als Du vielleicht denken magſt. Ich habe Dir oft geſagt, wie ich erſchrocken bin — Das heißt, aus Freude bin ich erſchrocken — als ich erfahren habe, Dein Vater hätte in ſein Teſtament geſetzt, daß Du bei mir erzogen werden ſolleſt. Er hat mich ſchon recht gut gekannt und hat das Vertrauen zu mir gehabt. Ich glaube, es wird nicht getäuſcht worden ſein. Victor, mein liebes, mein theures Kind, ich werde Dir jetzt ſagen, was Du haſt. Du haſt an Linnen — Das iſt der auserleſenſte Theil unſerer Kleider, weil er am nächſten an dem Körper iſt und ihn ſchützt und geſund erhält — ſo Viel, daß Du täglich wechſeln kannſt, wie Du es bei mir gelernt haſt. Wir haben Alles ausgebeſſert, daß kein Faden davon

schadhaft ist. Für die Zukunft wirst Du immer noch erhalten, was Du brauchst. Hanna bleicht draußen Stücke, wovon die Hälfte schon für Dich gerechnet ist — und Stricken, Nähen, Ausbessern werden wir besorgen. Im andern Gewande bist Du anständig; Du kannst Dich dreimal anders anziehen, das nicht gerechnet, was Du eben am Leibe hast. Es ist jetzt Alles feiner hergerichtet worden, als Du es bisher gehabt hast; denn ein Mann, Victor, der sein erstes Amt antritt, ist wie ein Bräutigam, der ausgestattet wird — und er soll auch im Stande der Gnade sein, wie ein Bräutigam. Das Geld, welches sie mir alle Jahre für Deinen Unterhalt geben mußten, habe ich angelegt und habe immer die Zinsen wieder dazu gethan. Das hast Du nun Alles. Der Vormund weiß es nicht und braucht es auch nicht zu wissen; denn Du mußt ja auch etwas für Dich haben, daß Du es ausgeben kannst, wenn sich Andere sehen lassen, damit Dir das Herz nicht zu wehe thut. Wenn Dir Dein Oheim das kleine Gütchen entreißt, welches noch da ist, so betrübe Dich nicht, Victor; denn es sind so viele Schulden darauf, daß kaum mehr ein einziger Dachziegel dazu gehört. Ich bin in dem Amte gewesen und habe mir es für Dich aufschlagen lassen, damit ich es weiß. Manches Mal einen Nothpfennig bekommst Du schon von mir auch noch. So ist Alles gut. — Zu Deinem Oheime mußt Du nun schon die Reise machen, ehe Du in das Amt eintrittst, weil er es so wünscht. Wer weiß, wozu es gut ist — Du verstehst Das noch nicht. Der Vormund erkennt auch die Nothwendigkeit, daß Du Dich dem Wunsche einer Fußwanderung zu dem Oheime fügest. Hast Du gestern Rosina gesehen?"

„Nein, Mutter; wir sind spät Abends zurückgekommen, haben in dem Zimmer Ferdinands gespeiset, und heute bin ich mit Tagesanbruch fortgegangen, weil so Viel zu thun ist. Der Vormund hat gesagt, daß ich meine Fußreise über die

Stadt antreten und bei dieser Gelegenheit von ihnen Allen Abschied nehmen soll."

„Siehst Du, Victor, Rosina könntest Du einmal zu Deiner Frau bekommen, wenn Du in Deinem Berufe recht thätig bist. Sie ist sehr schön, und denke, wie ihr Vater mächtig ist. Er hat die lästige Vormundschaft über Dich sehr redlich und fleißig verwaltet und ist Dir nicht abgeneigt; denn er hatte immer viele Freude, wenn Du Deine Prüfungen gut gemacht hattest. Aber lassen wir Das, zu dieser Heirath ist es noch weit hin. — — Dein Vater könnte jetzt auch so hoch sein, oder noch höher; denn er hat einen gewaltigen Geist gehabt, den sie nur nicht kannten. Deine eigene leibliche Mutter hat ihn nicht einmal gekannt. Und gut ist er gewesen, so sehr gut, daß ich jetzt noch manchmal daran denke, wie er gar so gut gewesen ist. Deine Mutter ist auch recht lieb und fromm gewesen, nur ist sie viel zu frühe für Dich gestorben. — — Sei nicht traurig, Victor — gehe nun hinauf in Deine Stube und bringe Alles in Ordnung. Die Kleider mußt Du nicht aus einander reißen, sie liegen schon so, wie sie in den Koffer passen. Sei bei dem Hineinlegen sorgsam, daß nichts zu sehr verknittert wird. — So. — — Ehe Du hinaufgehst, Victor, höre noch eine Bitte von Deiner Ziehmutter: wenn Du heute oder morgen noch mit Hanna zusammentriffst, so sage ihr ein gutes Wort; es ist nicht recht gewesen, daß Ihr Euch nicht immer gut vertragen habt! — So, Victor, gehe nun; denn ein Tag ist gar nicht so lange."

Der Jüngling sagte gar nichts auf diese Rede, sondern er stand auf und ging hinaus, wie Einer, dem das Herz in Wehmuth schwimmt. Und wie man oft bei innerer Bewegung in der äußern ungeschickt ist, geschah es ihm auch, daß er die Schulter an die Fassung der Thür anstieß. Der Spitz ging mit ihm hinauf.

Oben in seiner Stube, in der er nun so viele Jahre gewohnt hatte, war es erst recht traurig; denn nichts stand so, wie es in den Tagen der ruhig dauernden Gewohnheit gestanden war. Nur Eines war noch so: der große Hollunderbusch, auf den seine Fenster hinaussahen, und das rieselnde Wasser unten, das einen feinen, zitternden Lichtschein auf die Decke seines Zimmers heraufsandte; die Berge waren noch, die sonnenhell, schweigend und hütend das Thal umstehen; und der Obstwald war noch, der im Grunde des Thales in Fülle und Dichte das Dorf umhüllt und recht fruchtbar und segenbringend in der warmen Luft ruht, die zwischen die Berge geklemmt ist. Alles Andere war anders. Die Laden und Fächer der Kästen waren herausgerissen und leer, und ihr Inhalt lag außen auf ihnen herum: die blüthenweiße Linnenwäsche, nach Stücken geordnet — dann die Kleider, rein zusammengelegt und in gehörige Stöße abgetheilt — andere Dinge, die theils in den Koffer gepackt werden sollten, theils in das Wanderränzchen gehörten, das schon geöffnet auf einem Sessel lag und wartete — auf dem Bette waren fremde Sachen, auf dem Boden stand der Koffer mit gelös'tem Riemzeug, und lagen zerrissene Papiere: nur die Taschenuhr, auf ihrem gewöhnlichen Platze hängend, pickte, wie sonst, und nur die Bücher standen in den Schreinen, wie sonst, und harrten auf ihren Gebrauch.

Victor sah das Alles an, aber er that nichts. Statt einzupacken, setzte er sich auf einen Stuhl, der in der Ecke des Zimmers stand, und drückte den Spitz an sein Herz. Dann blieb er sitzen.

Die Klänge der Thurmuhr kamen durch die offenen Fenster herein, wie sie die Stunde ausschlug, aber Victor wußte nicht, die wie vielte es sei — die Magd, welche zurückgekommen war, hörte man aus dem Garten herauf singen — auf den fernen Bergen glitzerte es zuweilen, als wenn

ein blankes Silberstück, oder ein Glastäfelchen dort läge — das Lichtzittern auf der Stubendecke hatte aufgehört, weil die Sonne schon zu hoch hinübergegangen war — das Horn des Hirten war zu vernehmen, der auf den Bergen seine Thiere trieb — die Uhr schlug wieder: aber der Jüngling saß immer auf dem Stuhle, und der Hund saß vor ihm und schaute ihn unbeweglich an.

Endlich als er die Tritte seiner Mutter über die Treppe herauf hörte, sprang er plötzlich auf und stürzte an sein Geschäft. Er riß die Flügel des Bücherkastens aus einander und begann schnell die Bücher stoßweise auf den Boden herauszulegen. Die Frau aber steckte bloß ein wenig den Kopf bei der gelüfteten Thür herein, und da sie ihn so beschäftigt sah, zog sie sich wieder zurück und ging auf den Zehen davon. Er aber, da er sich einmal in Thätigkeit gesetzt hatte, blieb auch dabei und arbeitete feuereifrig fort.

Alle Bücher wurden aus den zwei Bücherkästen herausgethan, bis sie leer waren, und die ledigen Fächer in das Zimmer starrten. Dann band er die Bücher in Stöße und legte sie in eine bereit stehende Kiste, deren Deckel er, als die Bücher untergebracht waren, fest schraubte und mit einer Aufschrift versah. Hierauf ging er an seine Papiere. Alle Fächer des Schreibtisches und der zwei andern Tische wurden herausgezogen, und alle Schriften, die darin waren, Stück für Stück untersucht. Einiges wurde bloß angeschaut und an bestimmten Stellen zum sofortigen Einpacken zusammengelegt, Anderes wurde gelesen, Manches zerrissen und auf die Erde geworfen, und Manches in die Rock- oder Brieftasche gelegt. Endlich, da auch alle Tischfächer leer waren und auf ihren Boden nichts zeigten, als den traurigen Staub, der die langen Jahre her hineingerieselt war, und die Spalten, die sich unterdessen in dem Holze gebildet hatten, band er auch die hingelegten Schriften in Bündel und legte sie in den Koffer.

Nun ging er an die Kleider und an das Kofferpacken. Manches Gedenkstück früherer Tage, als ein kleines silbernes Handleuchterchen, ein Futteral mit einer Goldkette, ein Fernrohr, zwei kleine Pistolen und endlich seine geliebte Flöte wurden unter die weiche, schonende Wäsche untergebracht. Als Alles beendet war, wurde der Deckel geschlossen, das Riemzeug verschnallt, das Schloß gesperrt, und oben eine Aufschrift aufgeklebt. Der Koffer und die Kiste mußten fortgesendet werden, das Ränzchen aber, welches noch auf dem Stuhle lag, sollte die Dinge enthalten, welche er auf seine Fußwanderung mitnehmen würde. Er packte es schnell voll und schnallte es dann mit seinem Riemzeug zusammen.

Als er nun mit Allem fertig war, schaute er noch einmal in dem Zimmer und an den Wänden herum, ob nichts liege, oder hänge, was noch eingepackt werden müsse: aber es war nichts mehr da, und die Stube blickte ihn verwüstet an. Unter dem Gewirre der fremden Dinge und der ebenfalls gleichsam fremdgewordenen Geräthe stand das einzige Bett noch, wie bisher; aber auch auf ihm lag verunreinigender Staub, oder lagen Stücke zerrissenen Papieres. So stand er eine Weile. Der Spitz, der bisher dem Treiben mit Verdacht schöpfenden Augen zugeschaut hatte und, keinen einzigen Handgriff außer Acht lassend, bald rechts bald links ausgewichen war, je nachdem er den Jüngling hinderte, stand nun auch ruhig vor ihm und blickte empor, gleichsam fragend: „Was nun?“

Victor aber wischte sich mit der flachen Hand und mit dem Tuche den Schweiß von der Stirne, nahm eine Bürste, die dalag, fegte damit den Staub von seinen Kleidern und stieg dann die Treppe hinab.

Es war indessen viele Zeit vergangen, und die Dinge hatten sich unten geändert. In der Stube war Niemand. Die Morgensonne, welche so freundlich hereingeschienen und die

Fenstervorhänge so schimmerweiß gemacht hatte, als er heute früh aus der Stadt gekommen war, ist nun eine Mittagssonne geworden und stand gerade über dem Dache, ihr blendend Licht und ihren warmen Strom auf das graue Holz desselben niedersenkend. Die Obstbäume standen ruhig, ihre am Morgen so nassen und funkelnden Blätter sind trocken geworden, glänzen nur mehr matt, regen sich nicht, und die Vögel in den Zweigen picken ihr Futter. Die Fenstervorhänge sind zurückgeschlagen, die Fenster offen, und die heiße Landschaft schaut herein. In der Küche lodert ein glänzendes rauchloses Feuer, die kochende Magd steht dabei. — Alles ist in jener tiefen Stille, von der die Heiden einst sagten: „Pan schläft."

Victor ging in die Küche und fragte, wo die Mutter sei.

„In dem Garten, oder sonst wo herum," antwortete die Magd.

„Und wo ist Hanna?" fragte Victor wieder.

„Sie ist vor wenigen Augenblicken hier gewesen," erwiederte die Magd, „ich weiß nicht, wo sie hingegangen ist."

Victor ging in den Garten hinaus und ging zwischen reinlichen Beeten dahin, die er so lange gekannt hatte, und auf denen die verschiedenen Dinge knospeten und grünten. Der Gartenknecht setzte Pflanzen, und sein Söhnlein pumpte Wasser, wie es sonst oft gewesen war. Victor fragte um die Mutter: man hatte sie in dem Garten nicht gesehen. Er ging weiter an Johannisbeeren, Stachelbeeren, an Obstbäumen und Hecken vorüber. Zwischen den Stämmen stand das hohe Gras, und in den Einfassungen blühten manche Blümlein. Von der Gegend des Glashauses, dessen Fenster in der Wärme offen standen, tönte eine Stimme herbei: „Victor, Victor!"

Der Gerufene, welcher durch seine feurige Arbeit in seiner Stube oben einen Theil der Bekümmerniß zerstreut

hatte, die wegen der nahen Fortreise über ihn gekommen war, wendete bei diesem Rufe sein erheitertes Antlitz gegen die Glashäuser. Es stand ein schönes, schlankes Mädchen dort, welches ihm winkte. Er schritt den nächsten Weg durch das Gartengras zu ihr hinüber.

„Victor," sagte sie, als er bei ihr angelangt war, „bist Du denn schon da, ich habe ja gar nichts davon gewußt, wann bist Du denn gekommen?"

„Ja, sehr früh Morgens, Hanna!"

„Ich bin mit der Magd einkaufen gewesen, darum habe ich Dich nicht ankommen gesehen. Und wo bist Du denn dann darauf gewesen?"

„Ich habe in meiner Stube meine Sachen eingepackt."

„Die Mutter hat mir auch gar nicht gesagt, daß Du schon daseiest, und so habe ich gemeint, Du würdest etwa lange geschlafen haben und erst Nachmittags aus der Stadt herüberkommen."

„Das war eine thörichte Meinung, Hanna. Werde ich denn bis in den Tag schlafen, oder bin ich denn ein Schwächling, der einen Spaziergang vom Tage vorher durch Ruhe verwenden muß, oder ist es etwa weit herüber, oder soll ich die Mittagshitze wählen?"

„Warum hast Du denn gestern gar nicht auf unsere Fenster herübergeschaut, Victor, da Ihr vorbeiginget?"

„Weil wir Ferdinands Geburtstag feierten und nach Einverständniß der Eltern den ganzen Tag für uns besaßen. Deßwegen hatten wir keinen Vater, keine Mutter, noch sonst Jemanden, der uns etwas befehlen durfte. Darum war auch unser Dorf bloß der Ort, wo wir zu Mittag essen wollten, weil es so schön ist, weiter nichts. Verstehst Du es!"

„Nein; denn ich hätte doch herübergeschaut."

„Weil Du Alles vermengst, weil Du neugierig bist und Dich nicht beherrschen kannst. Wo ist denn die Mutter? Ich

habe ihr etwas Nothwendiges zu sagen: erst war ich nur nicht gleich gefaßt, da sie mit mir redete, jetzt weiß ich aber schon, was ich antworten soll."

„Sie ist auf der Bleiche."

„Da muß ich also hinübergehen."

„So gehe, Victor," sagte das Mädchen, indem es sich um die Ecke des Glashauses herumwendete.

Victor ging sofort, ohne sonderlich auf sie zu achten, gegen die ihm wohlbekannte Bleiche.

Es ist hinter dem Garten ein Platz mit kurzem sammtenen Grase, auf welchem weithin in langen Streifen die Leinwand aufgespannt lag. Dort stand die Mutter und betrachtete den wirthlichen Schnee zu ihren Füßen. Zuweilen prüfte sie die Stellen, ob sie schon trocken seien, zuweilen befestigte sie eine Schlupfe an dem Haken, mit dem das Linnen an den Boden gespannt war, zuweilen hielt sie die flache Hand, wie ein Dächlein, über die Augen und schaute in der Gegend herum.

Victor trat zu ihr.

„Bist Du schon fertig," sagte sie, „oder hast Du Dir etwas auf Nachmittag gelassen? Nicht wahr, es ist Viel, wie Wenig es auch aussieht. Du bist heute weit gegangen, thue den Rest nach dem Essen, oder morgen. Ich hätte gestern Alles selber packen können und wollte es auch thun; aber da dachte ich: er muß selber darangehen, daß er es lernt."

„Nein, Mutter," antwortete er, „ich habe nichts übrig gelassen, ich bin schon ganz fertig."

„So?" sagte die Mutter, „laß sehen."

Bei diesen Worten griff sie gegen seine Stirne. Er neigte sich ein wenig gegen sie, sie streifte ihm eine Locke, die sich bei der Arbeit niedergesenkt hatte, weg und sagte: „Du hast Dich recht erhitzt."

„Es ist schon der Tag so warm," antwortete er.

„Nein, nein, es ist auch vom Arbeiten. Und wenn Du Alles gethan hast, so mußt Du heute und morgen schon in Deinen Reisekleidern bleiben, und was wirst Du denn da immer thun?“

„Ich gehe an dem Bache hinauf, an dem Buchengewände und so herum. Die Kleider behalte ich an. — — Aber ich bin wegen etwas Anderem herausgekommen, Mutter, und möchte gerne etwas sagen, aber es wird Euch erzürnen.“

„So erschrecke mich nicht, Kind, und rede. Willst Du noch etwas? Geht noch irgend ein Ding ab?“

„Nein, es geht Keines ab, eher ist um Eines zu viel. Ihr habt heute eine Rede gethan, Mutter, die mir gleich damals nicht zu Sinne wollte, und die ich nun doch nicht wieder aus demselben bringe.“

„Welche Rede meinst Du denn, Victor?“

„Ihr habt gesagt, daß Euch zu meinem Unterhalte ein Geld angewiesen worden sei, das Ihr alle Jahre empfangen solltet. — Ihr habt gesagt, daß Ihr das Geld empfangen habt — und ferner habt Ihr gesagt, daß Ihr das Geld für mich auf Zinsen angelegt und allemal auch die Zinsen dazugethan habt.“

„Ja, Das habe ich gesagt, und Das habe ich gethan.“

„Nun seht, Mutter, da sagt mir mein Gewissen, daß es nicht recht sei, wenn ich das Geld von Euch annehme, weil es mir nicht gebührt — und da bin ich gekommen, um es Euch vorher lieber im Guten zu sagen, als daß ich nachher das Geld ausschlüge und Euch erzürnte. — Seid Ihr böse?“

„Nein, ich bin nicht böse,“ sagte sie, indem sie ihn mit freudestrahlenden Augen ansah — — „aber sei kein thörichtes Kind, Victor! Du siehst wohl ein, daß ich Dich nicht des Gewinnes wegen in mein Haus aufgenommen habe — um des Gewinnes willen hätte ich nie ein Kind genommen

— daher ist ja Das, was von dem Gelde jährlich übrig geblieben ist, von Rechtswegen Dein. Höre mich an, ich werde es Dir erklären. Die Kleider hat der Vormund herbeigeschafft, für Speisen hast Du keine Auslagen verursacht — Du aßest ja kaum, wie ein Vogel, und das Gemüse und das Obst und das Andere, wovon Du genossest, das hatten wir ja Alles selbst. Siehst Du nun? — Und daß ich Dich so lieb gewonnen habe, Das hat mir Dein Vater nicht aufgetragen, Das stand auch in keinem Testamente, und dafür kannst Du nichts. Begreifst Du nun Alles?"

„Nein, ich begreife es nicht, und es ist auch nicht so. Ihr seid nur wieder zu gut, daß Ihr nichts als Scham auf mein Herz ladet. Wenn nach Abzug der Kosten wirklich in jedem Jahre etwas übrig geblieben wäre, und Ihr hättet Das für mich aufbewahrt, so wäre es schon nur eine Liebe und Güte gewesen; und nun sagt Ihr, daß Alles übrig geblieben ist, — was man fast nur mit Schmerzen anhören kann. — Ihr habt ohnedieß gethan, was kaum zu verantworten ist: Ihr habt mir nicht nur eine schöne Stube gegeben, sondern habt auch gerade Das hineingestellt, was mir lieb und werth war; Ihr habt mir Speise und Trank verschafft und Euch nur Arbeit. Das ganze Reisegeräthe habt Ihr jetzt wieder gekauft; von Euren Feldern und Gärten habt Ihr das Nöthige abgekargt, daß schöne Linnen und Anderes in meiner Lade liegen — — und wenn ich in früheren Zeiten Alles hatte, was ich bedurfte, so ginget Ihr hin und gabet mir noch etwas — und wenn ich auch Das hatte, so stecktet Ihr mir jeden Tag noch heimlich zu, was Euch däuchte, daß es mich freuen wird. — Ihr habt mich lieber gehabt, als Hanna!"

„Nein, mein Victor, da thust Du mir Unrecht. Du verstehst das Gefühl noch nicht. Was nicht vom Herzen geht, geht nicht wieder zu Herzen. Hanna ist meine leibliche

Tochter — ich habe ſie im Schooße unter dem eigenen Herzen getragen, das ihrer Ankunft entgegenſchlug — ich habe ſie dann geboren: in ſpätem Alter iſt mir das Glück zu Theil geworden, als ich ſchon hätte ihre Großmutter ſein können — mitten unter dem Schmerze über den Tod ihres Vaters habe ich ſie doch mit Freuden geboren — dann habe ich ſie erzogen — — und ſie iſt mir daher auch lieber. Ich habe aber auch Dich ſehr geliebt, Victor. Seit Du in dieſes Haus gekommen und aufgewachſen biſt, liebte ich Dich ſehr. Oft war es mir, als hätte ich Dich wirklich unter dem Herzen getragen — — und ich hätte Dich ja eigentlich unter dieſem Herzen tragen ſollen; es war Gottes Wille, wenn es auch nachher anders geworden iſt — ich werde Dir Das erzählen, wenn Du älter geworden biſt. Und zuletzt, daß ich es ſage, um Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, Ihr werdet mir wohl Beide gleich lieb ſein. — — Mit dem Gelde machen wir es ſo, Victor: man muß keinem Menſchen in ſeinem Gewiſſen Gewalt anthun, und ich dringe daher nicht mehr in Dich; laſſen wir das Geld anliegen bleiben, wo es jetzt liegt, ich werde eine Schrift verfertigen, daß es Dir und Hanna ausgefolgt werde, wenn Ihr großjährig ſeid; dann könnt Ihr es theilen, oder ſonſt darüber verfügen, wie Ihr wollt. Iſt es Dir ſo recht, Victor?"

„Ja, dann kann ich ihr Alles geben."

„Laſſe Das nur jetzt ruhen. Wenn die Zeit kömmt, wird ſich ſchon finden, was mit dem Gelde zu machen ſei. Ich will Dir noch auf das Andere antworten, was Du geſagt haſt, Victor. Wenn ich Dir heimlich Gutes that, ſo that ich es auch Hanna. Die Mütter machen es ſchon ſo. Seit Du in unſer Haus gekommen biſt, iſt es beinahe, als wäre ein größerer Segen gekommen. Ich konnte für Hanna jährlich mehr erſparen, als ſonſt. Die Sorge für Zwei iſt geſchicktere und geübtere Sorge, und wo Gott für Zwei zu ſegnen hat,

segnet er oft für Drei. — — O Victor! die Zeit ist recht schnell vergangen, seit Du da bist. Wenn ich so zurückdenke an meine einstige Jugend, so ist es mir: wo sind denn die Jahre hingekommen, und wie bin ich denn so alt geworden? Da ist noch Alles so schön, wie gestern — die Berge stehen noch, die Sonne strahlt auf sie herunter, und die Jahre sind dahin, als wie ein Tag. — Wenn Du Nachmittag, wie Du sagst, oder etwa morgen noch einmal in den Wald hinaufgehst, so suche eine Stelle auf — man könnte sie von hier beinahe sehen — siehst Du, dort oben in der Bergrinne, wo das Licht gleichsam über die grünen Buchen herabrieselt. — Die Stelle ist für Dich bedeutsam. Es quillt ein Brünnlein hervor und fließt in die Bergrinne nieder, über das Brünnlein legt sich ein breiter, flacher Stein, und eine sehr alte Buche steht dabei, welche unten einen langen Ast ausstreckt, auf den man Tücher legen, oder einen Frauenhut aufhängen kann."

„Ich kenne die Stelle nicht, Mutter, aber wenn Ihr wollt, werde ich hinaufgehen und sie aufsuchen."

„Nein, Victor, Dir ist sie doch nicht so nahe, wie mir — auch wirst Du andere wissen, die in Deinen Augen schöner sind. Lassen wir Das. Sei über Alles ruhig, denke nicht mehr an das Geld, und sei nicht traurig. Ich weiß es, der Schmerz über die Scheidung ist schon in Dir, und da nimmst Du Alles tiefer auf, als es ist. — — Du sagtest, daß Du heute noch an dem Buchengewände hinaufgehen willst: hast Du aber auch gesehen, wie sich kein Zweiglein in dem Garten rührt, und die Baumwipfel gleichsam in den Lüften stocken; ich denke, es könnte ein Gewitter kommen, Du mußt nicht zu weit gehen."

„Ich gehe nicht zu weit, und ich kenne schon die Gewitterzeichen; wenn sich einige zeigen, gehe ich nach Hause."

„Ja, Victor, halte es so, und es ist gut. Willst Du nach einem Weilchen mit mir in die Stube hineingehen —

es ist schon bald Mittag — oder willst Du noch lieber hier herum sein, bis es Zeit zum Essen wird?"

„Ich will noch ein wenig in dem Garten bleiben."

„So bleibe in dem Garten. Ich werde hier noch die Schlupfen befestigen und nachsehen, ob mir das Geflügel nicht wieder die Leinwand verunreinigt hat."

Er blieb noch eine Zeit bei ihr stehen und sah ihr zu. Dann ging er in den Garten, und sie blickte ihm nach.

Hierauf befestigte sie die eine Schlupfe und dann die andere, bis keine mehr fehlte. Sie wischte das Stückchen Erde weg, das ein Gänsefuß, oder ein Anderer auf das Linnen gebracht hatte. Sie lüftete jetzt diese und jetzt jene Stelle, daß sie nicht zu sehr an dem Grase klebe. — — Und so oft sie aufsah, sah sie sich nach Victor um und erblickte ihn vor dem einen oder dem andern Busche des Gartens stehend, oder herumgehend, oder über die Planke hinaus nach der Gegend schauend. Dieß dauerte so lange, bis plötzlich in der stillen, heißen Luft das klare Mittagsglöcklein klang — für die Gemeinde das Zeichen zum Gebete und für dieses Haus nach stetiger Gewohnheit zugleich das Zeichen, daß man sich zum Mittagsessen versammeln solle. Die Mutter sah noch, wie sich Victor auf den Schall des Glöckleins umwandte und dem Hause zuschritt. Dann folgte sie ihm.

Als der Jüngling in das Haus trat, sah er, daß unterdessen Gäste gekommen waren, nämlich der Vormund und seine Familie. Man hatte, wie es bei solchen Gelegenheiten oft geschieht, Victor eine Ueberraschung machen und nebstbei einen Tag auf dem Lande zubringen wollen.

„Du siehst, mein lieber Mündel," sagte der Vormund zu dem erstaunten Jünglinge, „daß wir artig sind. Wir wollen Dich heute noch einmal sehen und ein Abschiedsfest feiern. Du kannst dann übermorgen, oder wann Deine Reiseanstalten fertig sind, Deinen geraden Weg über die Berge

wandern, ohne, wie wir verabredet haben, noch einmal die Stadt zu berühren, um von uns Abschied zu nehmen. Genieße dann nur recht Deine wenigen noch übrigen Tage der Freiheit, bis Du in das Joch der harten Arbeit mußt."

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn," sagte die Gattin des Vormunds und küßte Victor, der sich auf ihre Hand niederbeugen wollte, auf die Stirne.

„Nicht wahr, Das ist schön geworden, wie es jetzt ist?" sagte Ferdinand, der Sohn, indem er dem Freunde die Hand schüttelte.

Rosina, die Tochter, welche ein wirklich recht schönes zwölfjähriges Mädchen war, stand seitwärts, sah freundlich um sich und sagte nichts.

Victors Ziehmutter mußte um den bevorstehenden Besuch gewußt haben; denn der Tisch war gerade für so viele Menschen gedeckt, als dawaren. Sie grüßte Alle sehr freundlich, als sie hereinkam, ordnete an, in welcher Reihe man an dem Tische sitzen sollte und sagte: „Siehst Du, Victor, wie Dich Alle doch lieb haben."

Die Speisen kamen, und das Mahl begann.

Der Vormund und seine Gattin saßen oben an, neben Rosinen wurde Hanna, die Ziehschwester Victors, gesetzt, den Mädchen gegenüber waren die Jünglinge, und ganz unten hatte sich als Wirthin die Mutter hingesetzt, die häufig aus- und einzugehen und zu sorgen hatte.

Man genoß die ländlichen Gerichte.

Der Vormund erzählte Reiseabenteuer, die er selbst erlebt hatte, da er noch in den Schulen war, er gab Regeln, wie man mit mäßigem Frohsinne die Welt genießen solle, und unterwies Victor, wie er sich nun zunächst zu benehmen habe. Die Gattin des Vormunds spielte auf eine künftige Braut an, und Ferdinand sagte, er würde den Freund sehr bald besuchen, wenn derselbe nur einmal in seinen Standort

würde eingerückt sein. Victor redete wenig und versprach Alles genau zu befolgen, was ihm der Vormund anrieth und einprägte. Den Brief, den er ihm an den Oheim mitgab, zu welchem Victor nun unmittelbar, und zwar auf die ausdrückliche, sonderbare und etwas eigensinnige Forderung des Oheims selbst, zu Fuße zum Besuche kommen mußte, versprach er recht gut aufzubewahren und sogleich bei der Ankunft abzugeben.

Als es gegen Abend ging, machten sich die Stadtbewohner auf den Heimweg. Sie ließen ihren Wagen, der in dem Gasthause gehalten hatte, in dem engeren Thale bis zu seiner Mündung in das weitere vorausgehen und wurden von ihrer Wirthin und Victor und Hanna begleitet.

„Lebt wohl, Frau Ludmilla," sagte der Vormund, als er in den Wagen stieg, „lebe wohl, Victor, und befolge Alles, was ich Dir gesagt habe."

Als er in den Wagen gestiegen war, als Victor noch einmal gedankt, und man sich allseitig empfohlen hatte, flogen die Pferde davon.

Es war heute schon zu spät, daß Victor noch weit in den Wald hinaufgegangen wäre. Er blieb zu Hause, sah verschiedene Dinge in dem Garten an und untersuchte noch einmal alle Habe, die er in sein Ränzchen gepackt hatte.

3.

Abschied.

Der andere Tag, der letzte, den Victor in diesem Hause zuzubringen hatte, brachte nichts Ungewöhnliches. Man packte noch Manches, man ordnete das schon Geordnete noch ein-

mal, man that, wie es in solchen Fällen sehr gewöhnlich ist, gegen einander, als sollte gar nichts vorfallen, und so war der Vormittag bald vorüber.

Nach dem Mittagsessen, als man kaum aufgestanden war, ging Victor schon an dem Bache durch die Gegend hinauf und wandelte für sich allein dem Buchengewände und dessen Steinhängen zu.

„Laß ihn gehen, laß ihn gehen," sagte die alte Frau für sich, „das Herz wird ihm schwer sein."

„Mutter, wo ist denn Victor?" fragte Hanna einmal im Laufe des Nachmittages.

„Er ist Abschied nehmen gegangen," antwortete Diese, „von der Gegend ist er Abschied nehmen gegangen. Mein Gott! er hat ja nichts Anders. Der Vormund, ein so vortrefflicher und vorsorglicher Mann er ist, ist ihm doch ferne, und so sind es auch die Angehörigen des Vormundes."

Hanna erwiederte auf diese Worte nichts — — gar nicht den leisesten Laut erwiederte sie darauf und ging zwischen das Gebüsche der kleinen Pflaumenbäume hinein.

Der Rest des Nachmittages verging in diesem Hause, wie gewöhnlich. Die Menschen verbrachten ihn mit den Arbeiten, die ihnen zukamen, die Vögel in ihren Bäumen verzwitscherten ihn, die Hühner gingen in dem Hofe herum, die Gräser und Pflanzen gediehen ein wenig weiter, und die Berge schmückten sich mit Abendgold.

Als die Sonne schon von dem Himmel verschwunden war, und nur mehr die goldblasse, ahnungsreiche Kuppel über dem Thale stand — darum ahnungsreich, weil sie morgen als eben so goldblasse Frühkuppel über dem Thale stehen und Denjenigen auf immer fortführen wird, den hier Alle so lieben — als diese Kuppel über dem Thale glänzte, kam Victor von seinem Gange, auf den er sich so eilig nach dem Essen begeben hatte, zurück. Er ging längs der Garten-

planke, um das Pförtchen zu gewinnen, das von der Leinwandbleiche hineinführt. Die weißen Linnenstreifen waren nicht mehr da, nur das grünere und nassere Gras wies die Stellen, wo sie untertags gelegen waren — manche Fenster waren über die Gartenbeete gedeckt, weil der blanke Himmel eine kühle Nacht versprach — von dem Hause stieg ein dünnes Rauchsäulchen auf, weil die Mutter schon vielleicht für das Abendessen sorgte. Victor hatte sein Angesicht dem Abendhimmel zugewendet, es wurde von demselben sanft beleuchtet, die kühlere Luft floß durch seine Haare, und der Himmel spiegelte sich in dem trauernden Auge.

Hanna hatte ihn beinahe dicht an sich vorübergehen gesehen, da sie an der innern Wand der Gartenplanke stand, aber sie hatte nicht den Muth gehabt, ihn anzureden. Das Mädchen war beschäftigt, von einem struppigen, geschornen Busche Stücke eines Seidenstoffes herabzulesen, die in einem getrennten Kleide bestanden, gefärbt worden waren und untertags zum Trocknen sich auf dem Busche befunden hatten. Stück nach Stück nahm sie herab und legte sie auf ein Häufchen zusammen. Da sie nach einer Weile umblickte, sah sie Victor im Garten bei der großen Rosenhecke stehen.

Später sah sie ihn wieder bei der Hecke des blauen Hollunders stehen, der schon Knospen hatte. Der Hollunder aber war viel näher gegen sie her, als die Rosenhecke. Dann ging er wieder ein wenig weiter, und endlich kam er zu ihr herzu und sagte: „Ich will Dir etwas hineintragen helfen, Hanna."

„Ach nein, Victor, ich danke Dir," antwortete sie, „es sind ja nur ein paar leichte Läppchen, die ich färbte und hier trocknen ließ."

„Hat sie Dir die Sonne denn nicht sehr ausgezogen?"

„Nein; dieses Blau muß man in die Sonne legen, vorzüglich in die Frühlingssonne, da wird es immer schöner."

„Nun, und ist es schön geworden?"

„Sieh her."

„Ach, ich verstehe es doch nicht."

„Es ist nicht so schön geworden, wie die Bänder im vorigen Jahre, aber doch schön genug."

„Es ist sehr feine Seide."

„Sehr fein."

„Gibt es noch feinere?"

„Ja, es gibt noch viel feinere."

„Und möchtest Du recht viele schöne seidene Kleider haben?"

„Nein; sie sind zum Festtagsgewande sehr vorzüglich; aber da man nicht viel Festgewand braucht, so wünsche ich nicht viel Seide. Die andern Kleider sind auch schön, und Seide ist immer ein stolzes Tragen."

„Ist der Seidenwurm nicht ein recht armes Ding?"

„Warum, Victor?"

„„Weil man ihn tödten muß, um sein Gewebe zu bekommen."

„Thut man Das?"

„Ja, man siedet sein Gespinnst im Wasserdunst, oder räuchert es in Schwefel, damit das Thier drinnen stirbt; denn sonst frißt es die Fäden durch und kömmt als Schmetterling heraus."

„Armes Thier!"

„Ja — und in unsern Zeiten trennt man ihn auch von seinem armen Vaterlande — siehst Du, Hanna — wo er auf sonnigen Maulbeerbäumen herumkriechen könnte, und füttert ihn in unsern Stuben mit Blättern, die draußen wachsen und auch nicht so heiter sind, wie in ihrem Vaterlande. — — Und die Schwalben und die Störche und die andern Zugvögel gehen im Herbste von uns fort, vielleicht weit, weit in die Fremde; aber sie kommen im Frühlinge

wieder. — — Es muß die Welt doch eine ungeheure, ungeheure Größe haben."

„Mein armer Victor, rede nicht solche Dinge."

„Ich möchte Dich um etwas fragen, Hanna."

„So frage mich, Victor."

„Ich muß Dir noch vielmal danken, Hanna, daß Du mir die schöne Geldbörse gemacht hast. Das Gewebe ist so fein und weich, und die Farben sind recht schön. Ich habe sie mir aufbewahrt und werde kein Geld hineinthun."

„Ach, Victor, Das ist ja schon lange her, daß ich Dir die Börse gab, und es ist nicht der Mühe werth, daß Du mir dankst. Thue Du nur Dein Geld hinein, ich werde Dir eine neue machen, wenn diese schlecht wird, und so immer fort, daß Du nie einen Mangel haben sollst. Ich habe Dir zu Deiner jetzigen Abreise noch etwas gemacht, das viel schöner ist, als die Börse, aber die Mutter wollte, daß ich es Dir erst heute Abends oder morgen früh geben sollte."

„Das freut mich, Hanna, Das freut mich sehr."

„Wo bist Du denn den ganzen Nachmittag gewesen, Victor?"

„Ich bin an dem Bache hinaufgegangen, weil ich so lange Weile hatte. Ich habe in das Wasser geschaut, wie es so eilig und emsig unserm Dorfe zurieselt, wie es so dunkel und wieder helle ist, wie es um die Steine und um den Sand herum trachtet, um nur bald in das Dorf zu kommen, in welchem es dann doch nicht bleibt. Ich habe das Steinübergehänge angeschaut, das da steht und unaufhörlich in die Wellen blickt. Zuletzt bin ich in den Buchenwald hinaufgegangen, wo die Stämme schön sein werden, wenn ein oder zwei oder gar zehn Jahre verflossen sind. Die Mutter hat mir von einem Platze erzählt, wo ein flacher Stein über ein Brünnlein liegt, und eine alte Buche mit einem tiefen, langen Aste steht. Ich konnte den Platz nicht finden."

„Das ist das Buchenbrünnlein im Hirschkar. Es wachsen gute Brombeeren herum, ich weiß den Platz recht gut und werde ihn Dir morgen zeigen, wenn Du willst."

„Morgen bin ich ja nicht mehr da, Hanna."

„Ach so, morgen bist Du nicht mehr da. Ich meine immer, daß Du stets dasein sollst."

„Ach nein. — — Liebe Hanna, theile diese seidenen Flecke ab, ich will sie Dir doch hineintragen helfen."

„Ich weiß nicht, wie Du heute bist, Victor; die Dinge da sind ja so leicht, daß ein Kind das Zehnfache davon zu tragen vermöchte."

„Es ist auch nicht wegen der Schwere, sondern ich möchte sie Dir nur tragen."

„Nun so trage einen Theil, ich werde sie gleich ordnen. Willst Du schon in das Haus hineingehen, so raffen wir schnell zusammen, was noch da ist, und gehen."

„Nein, nein, ich will nicht hineingehen — es ist ja nicht so spät, ich möchte noch in dem Garten bleiben. — — Und Das von der Börse ist es auch nicht allein, was ich Dir zu sagen habe."

„So sprich, Victor, was ist es denn?"

„Die vier Tauben, die ich bisher ernährt habe — sie sind freilich nicht so schön, aber sie erbarmen mir doch, wenn sie nun Niemand pflegt."

„Ich will sorgen, Victor, ich will ihnen den Schlag am Morgen öffnen und am Abende schließen; ich will Sand streuen und ihnen Futter geben."

„Dann muß ich Dir noch für die viele Leinwand danken, die ich mitbekomme."

„Um Gottes willen, ich habe sie Dir ja nicht gegeben, sondern die Mutter — auch haben wir ja noch genug in unsern Schreinen, daß wir ihren Abgang nicht empfinden."

„Das kleine silberne Kästchen von meiner verstorbenen Mutter, weißt Du, das wie ein Trühelchen aussieht, mit der durchbrochenen Arbeit und dem kleinen Schlüsselchen, das Dir immer so gefallen hat — das habe ich gar nicht eingepackt, weil ich es Dir zum Geschenke dalasse."

„Nein, das ist zu schön, das nehme ich nicht."

„Ich bitte Dich, nimm es, Hanna, Du thust mir einen sehr großen Gefallen, wenn Du es nimmst."

„Wenn ich Dir einen großen Gefallen thue, so will ich es nehmen und es Dir aufheben, bis Du kommst, und es Dir sorgfältig bewahren."

„Und die Nelken pflege, die armen Dinge an der Planke — hörst Du — und vergiß den Spitz nicht; er ist zwar schon alt, aber ein treues Thier."

„Nein, Victor, ich vergesse ihn nicht."

„Aber ach, Das ist es ja Alles nicht, was ich eigentlich zu sagen habe — — ich muß etwas Anderes sagen."

„Nun so rede, Victor!"

„Die Mutter hat gesagt, ich möchte heute noch ein freundliches Wort zu Dir sagen, weil wir öfter mit einander gezankt haben — ich möchte noch gut reden, ehe ich auf immer fortgehe — — und da bin ich gekommen, Hanna, um Dich zu bitten, daß Du nicht auf mich böse seiest."

„Wie redest Du nur, ich bin ja in meinem ganzen Leben nicht böse auf Dich gewesen."

„O, ich weiß es jetzt recht gut, Du bist immer die Gequälte und Geduldige gewesen."

„Victor, ängstige mich nicht, Das ist Dir nur heute so."

„Nein, Du warst immer gut, ich dachte es nur nicht so. Höre mich an, Hanna, Dir will ich mein ganzes Herz ausschütten: ich bin ein unbeschreiblich unglücklicher Mensch."

„Heiliger Gott! Victor, mein lieber Victor! was ist Dir denn so schwer?"

„Siehst Du, den ganzen Tag hängen mir die niederziehenden Thränen in dem Haupte, ich muß sie zurückhalten, daß sie mir nicht aus den Augen fallen. Als ich nach dem Mittagsessen an dem traurigen Wasser und an dem Buchengewände hinaufging, war es nicht eigentlich lange Weile, sondern, daß mich nur keine Augen anschauen möchten — — und da dachte ich mir: ich habe doch gar Niemand auf der ganzen, großen, weiten Erde, keinen Vater, keine Mutter, keine Schwester. Mein Oheim bedroht mir meine wenigen Habseligkeiten, weil ihm mein Vater schuldig war, und die Einzigen, die mir Gutes thun, muß ich verlassen."

„O Victor, lieber Victor, kränke Dich nicht zu sehr. Dein Vater und Deine Mutter sind freilich gestorben; aber Das ist schon lange her, daß Du sie kaum gekannt hast. Dafür hast Du eine andere Mutter gefunden, die Dich so liebt, wie eine wahre — und Du hast ja zeither keine Klage wegen der Verstorbenen gethan. Daß wir jetzt scheiden müssen, ist sehr, sehr traurig; aber versündige Dich nicht an Gott, Victor, der uns die Prüfung auferlegt hat. Trage sie ohne Murren — ich trug sie auch schon den ganzen Tag her und murrte nicht; ich hätte sie auch getragen, wenn Du gar nicht mehr zu mir gekommen wärest, um mit mir zu reden."

„O Hanna, Hanna!"

„Und wenn Du auch fort bist, werden wir sorgen, was wir Dir schicken sollen, wir werden für Dich beten, und ich werde alle Tage in den Garten gehen und auf die Berge schauen, über die Du fortgegangen bist."

„Nein, thue es nicht; sonst wäre es gar zu kläglich."

„Warum denn?"

„Weil doch Alles nichts hilft — und weil es nicht Das allein ist, daß ich scheiden muß, und daß wir uns trennen müssen."

„Was ist es denn?“

„Daß Alles vorüber ist, und daß ich der einsamste Mensch auf Erden bin.“

„Aber Victor, Victor.“

„Ich werde nie heirathen — es kann nicht sein — — es wird nicht möglich werden. Du siehst also, ich werde keine Heimath haben, ich gehöre Niemanden an; die Andern werden mich vergessen — und es ist gut. — Begreifst Du es? — — Ich habe es nie gewußt, aber jetzt ist es ganz klar — ganz klar. Siehst Du es nicht? — — Warum schweigst Du denn plötzlich, Hanna?“

„Victor!“

„Was, Hanna?“

„Dachtest Du schon?“

„Ich dachte.“

„Nun?“

„Nun — nun — es ist ja Alles vergeblich, Alles umsonst.“

„Bleibe ihr treu, Victor!“

„Ewig, ewig; aber es ist umsonst.“

„Warum denn?“

„Ich sagte Dir ja, daß mir mein Oheim das Gut, das einzige, was übrig blieb, nimmt. Sie ist wohlhabend, ich bin arm und kann noch lange, lange Zeit kein Weib ernähren. Da wird Einer um sie werben kommen, der sie ernähren, ihr schöne Kleider und Geschenke geben kann, und Den wird sie nehmen.“

„Nein, nein, nein, Victor, Das thut sie nicht — Das thut sie ewig nicht. Sie wird Dich ihr ganzes Leben lang lieben, wie Du sie, und wird Dich nicht verlassen, wie Du sie nicht verläßt.“

„O liebe, liebe Hanna!“

„Lieber Victor!“

„Und es wird gewiß eine Zeit kommen, wo ich wieder zurückkomme — da werde ich nie ungeduldig werden, und wir werden leben, wie zwei Geschwister, die sich über Alles, Alles lieben, was nur immer diese Erde tragen kann, und die sich ewig, ewig treu bleiben werden."

„Ewig, ewig," sagte sie, indem sie rasch seine dargebotenen Hände ergriff.

Sie brachen in bitterliche Thränen aus.

Victor zog sie sanft gegen sich her, und sie folgte. Sie lehnte das Haupt und das Angesicht an das Tuch seines Rockes, und gleichsam, als wären jetzt bei ihr alle Schleißen recht geöffnet worden, weinte und schluchzte sie so sehr, als drückte es ihr das Herz ab, weil sie ihn verlieren müsse. Er legte den Arm um sie, wie beschützend und beschwichtigend, und drückte sie an sein Herz. Er drückte sie immer fester, wie ein hilfloses Wesen. Sie schmiegte sich an ihn, wie an einen Bruder, der jetzt gar so, gar so gut ist. Er streichelte mit der einen Hand über ihre Locken, die sie gescheitelt auf dem Haupte trug, dann beugte er sich nieder und küßte ihre Haare — aber sie hob ihr Angesicht zu ihm empor und küßte ihn so heiß auf seine Lippen, so heiß, wie sie nie gedacht habe, daß sie etwas küssen könne.

Dann standen sie noch eine Weile und sprachen nichts.

Da kam der Gärtnerknabe und sagte, daß ihn die Mutter schicke und ihnen sagen lasse, daß sie zu dem Abendessen kommen möchten.

Die seidenen Flecke, welche das Gespräch eingeleitet hatten, hielten sie noch immer in den Händen, aber sie waren verknittert, und manche waren von den Thränen Hanna's naß. Sie nahmen daher dieselben zusammen, wie es sich eben fügen wollte, und gingen Hand in Hand auf dem Gartenwege gegen das Haus. Als sie die Mutter kommen sah und

die rothgeweinten Augen ihrer Kinder erblickte, lächelte ſie und ließ dieſelben in die Stube treten.

Hier wurden die Gerichte aufgetragen, die Mutter legte Jedem von den Beiden vor, wie ſie glaubte, daß es ihnen am liebſten ſei, ſie fragte nicht, was ſie geſprochen haben, und ſo aßen die Drei, wie ſie an jedem Abende in aller bisher vergangenen Zeit gegeſſen hatten.

Hanna hatte ſehr große, braune Augen, die ſich während dem Eſſen jeden Augenblick ohne Anlaß mit Thränen füllen wollten.

Als man fertig war, und ehe man ſich zum Schlafengehen anſchickte, mußte noch Hanna's Geſchenk herbeigebracht werden. Es war eine Brieftaſche, die mit ſchneeweißer Seide gefüttert war und ſchon das Reiſegeld enthielt, das die Mutter hineingelegt hatte.

„Das Geld thue ich heraus," ſagte Victor, „und hebe mir die Brieftaſche auf."

„Nein, nein," ſagte die Mutter, „das Geld laſſe drinnen; ſiehſt Du, wie ſchön die gedruckten feinen Papiere in der weißen Seide ruhen. Nebſt andern Dingen muß Dich Hanna auch immer mit Brieftaſchen verſehen."

„Ich werde ſehr darauf Acht haben," antwortete Victor.

Die Mutter ſchloß nun mit dem winzig kleinen Schlüſſelchen das Fach der Brieftaſche zu, in welchem das Geld war, und zeigte ihm, wie man das Schlüſſelchen berge.

Hierauf trieb ſie zum Schlafengehen.

„Laſſe Das, laſſe Das," ſagte ſie, als ſie Victor anmerkte, daß er für das Reiſegeld danken wolle, „gehet nun zu Bette. Um fünf Uhr des Morgens mußt Du ſchon auf den Bergen ſein, Victor. Ich habe geſorgt, daß uns der Knecht bei rechter Zeit wecke, wenn ich mich etwa ſelber verſchlafen ſollte. Du mußt noch ein recht gutes Frühmahl ein-

nehmen, ehe Du fortgehst. — So, Kinder, gute Nacht, schlafet wohl."

Sie hatte während dieser Wörte, wie sie es jeden Abend that, zwei Kerzen für die Kinder angezündet, Jedes nahm die seine von dem Tische, wünschte der Mutter eine ehrerbietige gute Nacht und begab sich auf seine Stube.

Victor konnte noch nicht sein Lager suchen. Die vielen unordentlichen Schatten, die die herumstehenden Dinge warfen, machten das Zimmer unwirthlich. Er ging an ein Fenster und sah hinaus. Der Hollunderstrauch war ein schwarzer Klumpen geworden, und das Wasser war gar nicht mehr sichtbar: eine lichtlose Tafel war an der Stelle, wo es fließen sollte — nur ein von Zeit zu Zeit aufzuckender Funke zeigte, daß es da war und sich bewege. Als alle Stimmen des Hauses und des Dorfes verstummt waren, zeigte auch ein leises, leises Rieseln, das bei dem offenen Fenster hereinkam, von dem Freunde, der so viele Jahre an dem Lager des Jünglings vorbeigeronnen war. Viele tausend Sterne brannten an dem Himmel, aber es erglomm nicht ein einziger, nicht der schmalste Sichelstreifen des Mondes.

Victor legte sich endlich auf das Bett, um die letzte Nacht hier zu verschlafen und den Morgen zu erwarten, der ihn vielleicht auf immer fortführen sollte, wo er, seit er denken konnte, sein Leben zugebracht hatte.

Dieser Morgen kam sehr bald! Als Victor noch kaum geglaubt hatte, die ersten erquickenden Athemzüge des Schlafes gethan zu haben, klopfte es leise an seine Thüre, und die Stimme der Mutter, die keinen Knecht zum Aufwecken bedurft hatte, ließ sich vernehmen: „Vier Uhr ist es, Victor, kleide Dich an, vergiß nichts und komme dann hinunter. Hörst Du es?"

„Ich höre es, Mutter."

Sie ging wieder die Treppe hinab; er aber sprang von seinem Lager empor. In der doppelten Beklemmung, der des Schmerzes und der der Reiseerwartung, kleidete er sich an und ging in das Speisezimmer hinunter. Im Morgengrauen stand schon ein Frühmahl auf dem Tische — man hatte nie ein so frühes verzehrt. Schweigend aß man davon. Die Mutter sah fast unverwandt Victor an; Hanna getraute sich nicht, ihre Augen auf irgend etwas emporzuheben. Victor hörte bald zu essen auf. Er erhob sich von seinem Stuhle und nahm sich zusammen. Er ging ein paar Male in dem Zimmer herum und dann sagte er: „Mutter, es wird gerade Zeit sein; ich gehe."

Er nahm das Ränzchen über die Schultern und zog die Riemen fest, daß es gut saß. Dann nahm er den Hut, griff an die Brust, ob er die Brieftasche habe, und untersuchte, ob er überhaupt nichts vergesse. Da Dieses vorüber war, ging er gegen die Mutter, die mit Hanna aufgestanden war, und sagte: „Ich danke Euch für Alles, liebe Mutter — —"

Mehr konnte er kaum über die Lippen bringen, und sie ließ ihn auch nicht reden. Sie führte ihn zu dem Weihwasser an die Thür, bespritzte ihn mit ein paar Tropfen, machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust und sagte: „So, mein Kind, gehe jetzt ruhig fort. Sei gut, wie Du bisher gut gewesen bist, und behalte das weiche, sanfte Herz. Schreibe oft und verschweige nicht, wenn Du etwas brauchst. Gott wird Deine Wege schon segnen, die Du gehst, weil Du stets so folgsam gewesen bist."

Bei diesen Worten träufelten ihr die Thränen hervor, und sie rührte nur mehr die Lippen und konnte nichts sagen.

Nach einem Weilchen ermannte sie sich wieder und sprach: „Die Kisten, welche noch oben sind, und den Koffer wirst Du schon an dem Bestimmungsorte Deines Amtes vorfinden, wenn Du dort eintriffst. Halte Vorsicht auf das Geld und

auf die Empfehlungsbriefe, welche Dir der Vormund gab, erhitze Dich nicht und trinke nicht kalt. Es wird Alles gut werden. Das Fortgehen ist auch nicht so böse, und Du findest überall gute Leute, die Dir geneigt sein werden. Wenn ich nicht so lange an unsere Berge und an den Apfelbaum gewohnt wäre, so ginge ich mit Freuden in die Fremde. Und so lebe wohl, mein Victor, lebe wohl."

Sie hatte ihn bei diesen Worten auf die Wangen geküßt. Ganz stumm reichte er die Hand an die vor Thränen vergehende Hanna und ging hinaus. Vor der Thür standen noch die Dienstleute und der Gärtner. Ohne zu sprechen, gab er rechts und links die Hand — sie gingen aus einander, und er schlug den schmalen Gartenweg gegen das Pförtchen ein.

„Wie er schön ist," brach die Mutter fast laut weinend aus, da sie ihm mit Hanna nachsah, „wie er schön ist, die braunen Haare, der schöne Gang, die liebliche, die unbeschützte Jugend. Ach mein Gott!"

Und die Thränen rannen ihr an den nassen Händen herunter, die sie vor das Angesicht und vor die Augen hielt.

„Du hast einmal zu mir und Victor gesagt," sprach Hanna, „daß Dich Niemand mehr aus Schmerz weinen sehen wird — und nun weinst Du doch aus Schmerz, Mutter."

„Nein, mein Kind," antwortete die Mutter, „Das sind Freudenthränen, daß er so geworden ist, wie er ist. Es ist doch sonderbar: er hat seinen Vater gar nicht gekannt, und wie er da hinausging, hatte er das Haupt, den Gang und die Haltung seines Vaters. Er wird schon gut werden, und meine Thränen, mein Kind, sind Freudenthränen."

„Ach die meinen nicht, die meinen nicht," sagte Hanna, indem sie ihr Tuch neuerdings vor die unersättlich schmerzlichen Augen hielt.

Victor war unterdessen durch das Pförtchen hinausgegangen. Er ging an dem großen Fliederbusch vorbei, er ging über die beiden Stege, an den vielen durch so lange Jahre bekannten Obstbäumen vorüber und stieg gegen die Wiesen und gegen die Felder hinan. Auf dieser Höhe blieb er ein wenig stehen, und da er unter den schwachen, undeutlichen Tönen des Dorfes auch das wüthende Heulen des Spitzes vernahm, den man hatte fangen und anbinden müssen, damit er nicht mitgehe: so brachen auf einmal die siedenden Thränen hervor, und er rief fast laut in die Lüfte: „Wo werde ich denn wieder eine solche Mutter finden und solche Geschöpfe, die mich so lieben? — — Vorgestern eilte ich so sehr aus der Stadt heraus, um noch einige Stunden in dem Thale zuzubringen, und heute gehe ich fort, um alle, alle Zeit anderswo zu sein."

Da er endlich an eine Stelle gekommen war, die nicht mehr weit von der höchsten Schneide des Berges entfernt war, schaute er noch einmal, das letzte Mal, zurück. Das Haus konnte er noch erkennen, eben so den Garten und die Planke. Im Grünen sah er etwas, das so roth war, wie Hanna's Tuch. Aber es war nur das Dächelchen eines Schornsteins.

Dann ging er noch die Strecke bis zu der Bergschneide empor — er blickte doch wieder um — ein glänzend schöner Tag lag über dem ganzen Thale. — — Hierauf ging er die wenigen Schritte um die Kuppe herum, und Alles war hinter ihm verschwunden, und ein neues Thal und eine neue Luft war vor seinen Augen. Die Sonne war indessen schon ziemlich weit heraufgekommen, trocknete die Gräser und seine Thränen und senkte ihre wärmeren Strahlen auf die Länder. Er ging schief an dem Berghange fort, und da er nach einer Weile seine Uhr hervorgezogen hatte, zeigte sie halb acht.

„Jetzt wird das Bettgestelle schon leer dastehen," dachte er, „das letzte Geräthe, das mir blieb. Die Linnen werden

herausgenommen sein, und das ungastliche Holz wird hervorblicken. Oder vielleicht arbeiten die Mägde schon in meinem Gemache, um ihm eine ganz andere Gestalt zu geben."

Und dann wandelte er weiter.

Er kam immer höher empor, der Raum legte sich zwischen ihn und das Haus, das er verlassen hatte, und die Zeit legte sich zwischen seine jetzigen Gedanken und die letzten Worte, die er in dem Hause geredet hatte. Sein Weg führte ihn stets an Berghängen hin, über die er nie gegangen war — bald kam er aufwärts bald abwärts, im Ganzen aber immer höher. Es war ihm lieb, daß er nicht mehr in die Stadt hatte gehen müssen, um sich zu beurlauben, weil er die Bekannten heute nicht gerne gesehen hätte. Die Meierhöfe und Wohnungen, die ihm aufstießen, lagen bald rechts bald links von seinem Wege — hie und da ging ein Mensch und achtete seiner nicht.

Der Mittag zog herauf, und er wandelte fort und fort.

Die Welt wurde immer größer, wurde glänzender und wurde rings um weiter, da er vorwärtsschritt — und überall, wo er ging, waren tausend und tausend jubelnde Wesen.

4.

Wanderung.

Und noch größer und noch glänzender wurde die Welt, die tausend jubelnden Wesen waren überall, und Victor schritt von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, den großen, kindischen Schmerz im Herzen und die frischen, staunenden Augen im Haupte tragend. Jeder Tag, den er ferne von der Heimath zubrachte, machte ihn fester und tüchtiger. Die unermeßliche

Oede der Luft strich durch seine braunen Locken; die weißen, wie Schnee, glänzenden Wolken bauten sich hier auf, wie sie sich in seinem mütterlichen Thale aufgebaut hatten; seine schönen Wangen waren bereits dunkler gefärbt, das Ränzlein trug er auf seinem Rücken und den Reisestab in der Hand. Das einzige Wesen, das ihn an die Heimath band, war der alte Spitz, der furchtbar abgemagert neben ihm herlief. Am dritten Tage nach der Abreise war er ihm nämlich unvermuthet und unbegreiflich nachgekommen. Victor ging eben in sehr früher Morgenstunde auf einem kühlen, breiten, feuchten Landwege durch einen Wald empor, als er, umschauend, wie er es öfter zu thun pflegte, um sich an den Blitzen der nassen Tannen zu ergötzen, ein Ding gewahrte, das sich eilfertig gegen ihn heranbewegte. Aber wie staunte er, als die dunkle Kugel, näher gekommen, an ihm emporsprang und sich als den alten, ehrlichen Spitz seiner Ziehmutter auswies. Aber in welchem Zustande war er: die schönen Haare hatten sich durch Koth verklebt und waren bis zur Haut hinein mit weißem Straßenstaube angefüllt, die Augen waren roth und entzündet; da er rasche Freudentöne ausstoßen wollte, konnte er nicht; denn seine Stimme war heiser geworden, und da er auch Freudensprünge versuchte, fiel er mit dem Hintergestelle in den Graben.

„Du armer, lieber Spitz," sagte Victor, indem er sich zu ihm niederkauerte; „siehst Du nun, Du altes, thörichtes Haus, was Du da für Unsinn unternommen hast?"

Aber der Spitz wedelte auf diese Worte, als hätte er das größte Lob empfangen.

Das Erste, was der Jüngling that, war, daß er ihn mit einem Tuche etwas abwischte, damit er doch besser aussähe. Dann nahm er zwei Brode heraus, die er heute früh zu sich gesteckt hatte, wenn ihm etwa ein Bettelmann begegnete, setzte sich auf einen Stein und begann sie dem Spitze

stückweise vorzuwerfen, der sie heißhungrig und eilig verschlang und zuletzt noch immer auf die Hände des Jünglings schaute, als diese schon längstens leer waren.

„Jetzt habe ich nichts mehr," sagte Victor, „aber wenn wir zu dem ersten Bauernhause kommen, kaufen wir eine Schüssel Milch, die Du ganz allein ausfressen darfst."

Der Spitz schien beruhigt, als hätte er die Worte verstanden.

Einige Schritte weiter weg, wo von einem moosigen Felsen ein dünnes Wasserfädlein herabrann, fing Victor in seinem ledernen Reisebecher, den ihm die Mutter gegeben hatte, so viel Wasser auf, bis er voll war, und wollte dem Spitz zu trinken geben. Allein dieser kostete nur ein wenig und schaute dann den Geber erwartend an; denn er war nicht durstig und mochte wohl aus allen den hundert Gräben und Bächen getrunken haben, über die er gekommen war.

Dann gingen sie mit einander weiter, und in dem ersten Wirthshause schrieb Victor einen Brief an die Mutter zurück, daß der Spitz bei ihm sei, und daß sie sich nicht kränken möge.

In Hinsicht der Milch hatte Victor redlich Wort gehalten. Auch sonst bekam der Spitz von nun an so Viel, als er nur unterzubringen vermochte; allein, obgleich er auf diesem Wege in einem Tage mehr verzehrte, als zu Hause kaum in dreien, so verfiel er doch durch die Nachwirkung der ungewohnten Anstrengung, die, weiß Gott, wie furchtbar gewesen sein mag, so sehr, daß er, gleichsam nur mehr in seiner eigenen Haut hängend, neben dem Jünglinge hertrabte.

„Es wird sich schon bessern, es wird sich schon bessern," dachte Dieser, und sie schritten weiter.

Grübelig blieb es Victor immer, warum ihm denn das Thier gerade dieses eine Mal nachgekommen sei, da es doch sonst, wenn er auch Tage lang fort war, auf einen einfachen

Befehl zu Hause geblieben sei und auf ihn gewartet habe. Aber dann schloß er nicht unrecht, daß der Spitz, dessen ganze Lebensaufgabe es war, das Thun und Lassen seines höheren Freundes, des Knaben, zu beobachten, ganz wohl gewußt habe, daß Dieser nun auf immer fortgehe, und daß er darum das Aeußerste unternommen habe, um ihm zu folgen.

Und so schritten sie nun mit einander fort; über Hügel zu Hügeln, über Felder zu Feldern — und oft konnte man den Jüngling sehen, wie er an einem Wiesenbache den Hund wusch und ihn mit Gräsern und Laubwerk trocknete — oft, wie sie ruhig neben einander gingen — und oft, wie der Hund neben seinem Herrn stand und die Augen zu ihm emporrichtete, wenn Dieser auf einer Anhöhe stille hielt und weit und breit über die Auen schaute, über die langen Streifen der Felder, über die dunkeln Flecken der Wäldchen und über die weißen Kirchthürme der Dörfer.

An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Kornes, das Jemanden gehören mußte, Zäune umgaben es, die Jemand gezogen haben mußte, und Vögel flogen nach diesen und jenen Richtungen, wie nach verschiedenen Heimathen. Victor hatte seit Tagen mit keinem Menschen gesprochen, als wenn ihn etwa ein Fuhrmann, oder ein Wanderer grüßte, oder der Wirth zum Abschiede das Käppchen lüftete und sagte: „Glückliche Reise — auf Wiedersehen."

Am achten Tage, nachdem er die Mutter und sein Thal verlassen hatte, kam er in eine Gegend, die ungleich mancher unwirthlichen, über die er bisher gewandert war, reinlich und wohlthätig über sanften Hügeln dahinlag, wieder den Wechsel der Obstwälder zeigte, wie zu Hause in seinem Thale, mit wohlhabenden Häusern geziert war und kein handgroßes Stücklein aufwies, das nicht benützt war, und auf dem nicht etwas wuchs. In dem weiten Grün dahin war der Silber-

blick eines Stromes, und ferne war ein gar so sanftes, fast sehnsuchtreiches Blau der Berge. Diese Berge hatte er schon lange an seiner Linken hinziehend gehabt, nun aber schwangen sie sich in einem Bogen näher gegen die Straße und zeigten schon die mattfärbigen Lichter und Spalten in ihren Wänden.

„Wie weit ist es denn noch bis Attmaning?“ frug er einen Mann, der in der Gartenlaube eines Dorfwirthshauses saß und einen kühlen Trunk that.

„Wenn Ihr heute noch ein gutes Stück geht, so könnt Ihr es morgen bei rechter Zeit erreichen,“ erwiederte Dieser, „aber da müßt Ihr den Steig nehmen und Euch schon ob der Afel gegen das Gebirge schlagen.“

„Ich will eigentlich in die Hul.“

„In die Hul? — Da werdet Ihr schlechte Aufnahme finden. Aber wenn Ihr noch über die Grisel steigen wollt, rechts am See, da kommt Ihr zu einem lustigen Hammerschmiede, den ich Euch empfehlen kann, wo es schon ein anderes Geschicke hat.“

„Ich muß aber in die Hul.“

„Nun da habt Ihr von Attmaning noch drei schwache Stunden hinein.“

Victor hatte sich während des Gespräches zu dem Manne niedergesetzt und sich und den Hund gelabt. Nachdem er mit seinem Nachbar noch Einiges hin- und hergeredet hatte, machte er sich wieder auf und ging an diesem Tage nach dem Rathe seines neuen Gönners noch ein gutes Stück, bis er zu der Afel kam, die ein blaues, klar fließendes Wasser war. Am andern Tage, als kaum die erste Dämmerung leuchtete, sah man ihn schon auf dem von seinem Rathgeber angezeigten und von ihm näher erfragten Fußwege von der Straße ab gegen das Gebirge wandeln. Die riesigen, hohen Lasten schritten immer näher gegen ihn und zeigten im Laufe des Vormittages mannigfaltige freundliche, schönfärbige Zeich-

nungen. Rauschende Wässer begegneten ihm, Kohlbauern fuhren; manchmal ging schon ein Mann mit spitzem Hute und Gemsbarte — und ehe es zwölf Uhr war, saß Victor bereits unter dem Ueberdache des Gasthauses zu Attmaning, wo er wieder zu der Straße gekommen war, und sah gegen die Gebirgsöffnung hinein, wo Alles in blauen Lichtern flimmerte, und ein schmaler Wasserstreifen, wie ein Sensenblitz, leuchtete.

Attmaning ist der letzte Ort des Hügellandes, wo es an das Hochgebirge stößt. Seine hellgrünen Bäume, die nahen Gebirge, sein spitzer Kirchthurm und die sonnige Lage machen es zu dem lieblichsten Orte, den es nur immer auf unserer Erde gegen kann.

Victor blieb bis gegen vier Uhr an seinem Gassentischchen — welcher Gebrauch ihn sehr freute — sitzen und ergötzte sich an dem Anblicke dieser hohen Berge, an ihrer schönen blauen Farbe und an den duftigen, wechselnden Lichtern darinnen. Dergleichen hatte er nie in seinem Leben gesehen. Was ist der größte, mächtigste Berg seiner Heimath dagegen? Als es vier Uhr schlug, und die blauen Schatten allgemach längs ganzer Wände niedersanken und ihm die früher geschätzten Fernen derselben wunderlich verrückten, fragte er endlich, wohinaus die Hul liege.

„Da oben am See," sagte der Wirth, indem er auf die Oeffnung zeigte, auf welche Victor am Nachmittage so oft hingesehen hatte.

„Wollt Ihr denn heute noch in die Hul?" fragte er nach einer Weile.

„Ja," sagte Victor, „und ich will die jetzige kühle Abendzeit dazu benützen."

„Da müßt Ihr nicht säumen," erwiederte der Wirth, „und wenn Ihr Niemanden andern habt, so will ich Euch

meinen Buben durch das Holz geben, daß er Euch dann weiterweise."

Victor meinte zwar, keines Führers zu bedürfen; denn die Bergmündung stand ja so freundlich und nahe drüben: aber er ließ es dennoch geschehen und richtete indessen seine hingelegten Reisesachen in Ordnung.

Seltsam war es ihm auch, daß die Leute, wenn sie von der Hul sprachen, immer „oben" sagten, während für seine Augen die Berge dort so duftschön zusammengingen, daß er den Wasserschein tief unten liegend erachtete; obwohl er anderseits auch sah, daß die Afel gerade von jener Gegend springend und schäumend gegen Attmaning daherkam.

„Geh, Rudi, führe den Herrn da auf den Hals hinauf und zeige ihm dann in die Hul hinunter," rief der Wirth in das Haus hinein.

„Ja," tönte eine kindliche Stimme heraus.

Alsbald kam auch ein blondhaariger, rothbackiger Bube zum Vorscheine, sah Victor mit freundlichen blauen Glotzaugen an und sagte: „So gehe, Herr."

Victor hatte seine Rechnung berichtigt und war zum Aufbruche fertig. Gleich von der Wirthsgasse aus verließ der Knabe mit ihm die Straße und führte ihn seitwärts auf einem steinigen Wege zwischen dichte, riesig große Eichen und Ahornen hinein. Der Weg ging bald bergan, und Victor konnte manchmal durch die Wipfel der nach abwärts stehenden Bäume auf die Bergeslasten hinaussehen, die immer ernster zusammenrückten und desto dunkler wurden, je tiefer die Sonne stand, und die auch ein desto schöneres Blau gewannen, je glänzender und schimmeriger der Strahl des Abends das grüne Laub der Bäume an seiner Seite färbte. Endlich wurde der Wald ganz dicht, das Laubholz verlor sich, und die zwei Wanderer gingen in struppigem, undurchsichtigem Nadelwalde hin, der nur zuweilen durch herab-

gehende erstarrte Steinströme unterbrochen war. Victor hatte von Attmaning aus den Wald gar nicht gesehen und hätte nie geglaubt, daß eine solche Wildniß zwischen ihm und dem schönen Wasserblitz liegen könne, der so nahe herausgegrüßt hatte. Immer gingen sie fort. Stets glaubte Victor, jetzt werde man bergab steigen, aber der Weg wickelte sich längs eines Hanges fort, der sich immer selber gebar, als rückte der Wald hinaus und schöbe auch den See vor sich her. Der Knabe lief barfuß auf dem spitzigen Steingerölle neben ihm. Endlich, da fast zwei Stunden vergangen waren, blieb der kleine Führer stehen und sagte: „Da ist der Hals. Wenn Du jetzt diesen Weg da, nicht den andern, hinuntergehst, nämlich an dem Bilde des gemarterten Gilbert vorbei und um das Seeeck herum, wo die vielen Steine herabgefallen sind, da wirst Du Häuser sehen, die sind die Hul. Schaue nur immer durch die Zweige hinaus, daß Du das Wasser siehst, weil auch ein Weg in den Afelschlag geht, der wäre gefehlt."

Diese Worte sagte der Knabe, und nachdem er von Victor einen Lohn empfangen hatte, lief er desselben Weges zurück, den er den Jüngling herangeführt hatte.

Der Platz aber, von dem der Knabe so unbeachtend weglief, als wäre er eben nichts, war für Victor von der unerwartetsten Wirkung. Die Gebirgsleute nennen häufig einen „Hals" einen mäßigen Bergrücken, der quer zwischen höheren läuft und sie verbindet. Da er immer auch zwei Thäler scheidet, so geschieht es nicht selten, daß, wenn man von dem einen langsam hinansteigt, man plötzlich ohne Erwartung den überraschendsten Ueberblick in das andere hat. So war es auch hier. Der Wald hatte sich aus einander gerissen, der See lag dem Jünglinge zu Füßen, und alle Berge, die er von dem flachen Lande und Attmaning aus schon gesehen hatte, standen nun um das Wasser herum, so stille, klar und nahe, daß er darnach langen zu können ver-

meinte — aber dennoch waren ihre Wände nicht grau, sondern ihre Schluchten und Spalten waren von einem luftigen Blau umhüllt, und die Bäume standen, wie kleine Hölzlein, darauf, oder waren an andern gar nicht sichtbar, die schier mit einem ganz geglätteten Rande an dem Himmel hinstrichen.

Nicht ein Häuschen, nicht einen Menschen, nicht ein einziges Thier sah Victor. Der See, den er von Attmaning aus als weiße Linie gesehen hatte, war hier weit und dunkel, nicht einen einzigen Lichtfunken, sondern nur das Dämmern der Schleiermauern, die ihn umstanden, gebend; und an den fernen Ufern lagen lichte Dinge, die er nicht kannte, und die sich bloß in den ruhigen Wassern spiegelten.

Eine Weile stand Victor und betrachtete das Ding. Er empfand den Harzduft und hörte aber nicht das Wehen des Nadelwaldes. Von Regung war gar nichts zu verspüren, man müßte nur das Weiterrücken des späten Lichtes rechnen, das an dem Schwunge der Wände hinüberging und sich die farbenkühlen Schatten folgen ließ.

Fast Furcht vor dieser Größe, die ihn hier umgab, im Herzen tragend, machte sich Victor daran, seinen Weg weiter zu verfolgen. Er ging den Pfad, den ihm der Knabe gezeigt hatte, hinunter. Die Berge sanken allgemach in den Wald, die Bäume nahmen ihn wieder auf, und wie es schon auf dem Halse gewesen war, daß der flache See gleichsam die Berge, die er säumte, hinauszurücken schien, damit das Auge das zarte Duftbild schauen könne, das sich von dem Grün der Tannennadeln hinauswarf, so blickte auch hier immer das dämmerige Gewebe von Berg und Wasser links durch die Baumäste herauf. So wie er beim Hinaufgehen gemeint hatte, der Berg nehme kein Ende, so ging er nun auch wieder unaufhörlich und sachte hinunter. Stets hatte er den See zur Linken, als sollte er die Hand eintauchen können, und stets

konnte er ihn nicht erreichen. Endlich wich der letzte Baum hinter ihm zurück, und er stand wieder unten an der Afel, wo sie eben den See verließ und durch steilrechtes Geklippe forteilte, nicht einmal einen handbreiten Saum lassend, daß man einen Pfad für wandelnde Menschen anlegen könnte. Victor meinte hundert Meilen von Attmaning entfernt zu sein, so einsam war es hier. Nichts war da, als er und das flache Wasser, das sich unaufhörlich und brausend in die Afel hinausleerte. Hinter ihm stand der grüne, stumme Wald, vor ihm war die schwanke Fläche, geschlossen durch eine blaue Wand, die sich tief in's Naß zu erstrecken schien. Das einzige Werk von Menschenhand sah er in dem Stege, der über die Afel lag, und in einem Wasserbeschlage, durch den sie hindurch mußte. Langsam ging er über den Steg, und der Spitz mäuschenstille und zitternd hinter ihm her. Jenseits gingen sie auf Rasengrund neben Felsen. Bald war auch der Platz zu erkennen, von dem der Knabe gesprochen hatte: eine Menge durch einander geworfener Steine lag herum und erstreckte sich in den See hinaus, daß man leicht erkennen konnte, hier mochte ein Bergsturz stattgefunden haben. Victor bog um eine scharfe Bergecke, und sogleich lag auch die Hul vor ihm: fünf, oder sechs graue Hütten, die nicht weit entfernt auf dem Seeufer hinstanden und von hohen grünen Bäumen umgeben waren. Auch der See, den ihm die vorspringende Ecke früher verdeckt hatte, erweiterte sich hier, und manche Berge und Wände, die sich ihm entzogen hatten, standen wieder da.

Als Victor zu den Häusern gekommen war, sah er, daß jedes mit einem Schoppen in den See hinausging, unter welchem angebundene Kähne lagen. Eine Kirche sah er nicht, aber auf einer der Hütten war ein Thürmchen aus vier roth angestrichenen Pfählen, zwischen denen eine Glocke hing.

„Ist hier nicht ein Ort, der Klause heißt?“ fragte er einen Greis, den er gleich an der ersten Hütte unter der Thür sitzen fand.

„Ja,“ erwiederte der Greis, „auf der Insel ist die Klause.“

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wer mich dahin überführen möchte?“

„Jeder Mensch in der Hul könnte Euch hinüberführen.“

„Also könntet Ihr es auch thun?“

„Ja — aber Ihr werdet nicht aufgenommen.“

„Ich bin in die Klause bestellt und werde erwartet.“

„Wenn Ihr Geschäfte dort habt und bestellt seid, da ist es anders. Fahrt Ihr gleich wieder zurück?“

„Nein.“

„So wartet hier ein wenig.“

Nach diesen Worten ging der Alte in die Hütte hinein, von der er aber bald wieder in Begleitung eines jungen, starken, rothwangigen Mädchens zurückkam, das sich daran machte, mit ihren entblößten Armen einen Kahn weiter in das Wasser hinauszuschieben, während der Alte seinen Rock anzog und zwei Ruder herbeitrug. Man hatte für Victor einen hölzernen Lehnsitz auf dem Kahne befestigt, auf den er sich niederließ, sein Ränzlein neben sich legend und den Kopf des Spitzes haltend, der sich gegen seinen Schooß schmiegte. Der Alte hatte, verkehrt sitzend, am Schiffsschnabel Platz genommen, und das Mädchen stand im Hintertheile, das Ruder in der Hand haltend. Gleichzeitig von Beiden geschah der erste Schlag in's Wasser, der Kahn that einen Stoß, glitt in die weichen Fluthen hinaus und schnitt bei jedem Ruderschlage ruckweise weiter in die dunkler werdende säuselnde Fläche. Victor war nie auf einem so großen Wasser gefahren. Das Dorf zog sich zurück, und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte

ſich eine buſchige Landzunge hervor und wuchs immer mehr in das Waſſer. Endlich riß dieſelbe gar von dem Lande ab und zeigte ſich als eine Inſel. Gegen dieſe Inſel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, deſto deutlicher hob ſie ſich empor, und deſto breiter wurde der Raum, der ſie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterſchied endlich ſehr große Bäume auf ihr, anfangs ſo, als wüchſen ſie gerade aus dem Waſſer empor, dann aber auf bedeutend hohem Felſenufer prangend, das fallrecht mit ſcharfen Klippen in die Fluth niederging. Hinter dem Grün dieſer Bäume wanderte ein ſanfter Berg, der von dem Abende lieblich geröthet war.

„Das iſt die Griſel am jenſeitigen Seeufer," ſagte der Alte auf Victors Frage, „ein bedeutender Berg, der aber doch nicht gar ſo beſchwerlich iſt. Es geht ein Pfad über ihn hinüber in die Blumau und in's Geſcheid, wo die Hammerſchmiede ſind."

Victor blickte den ſchönen Berg an, der ſo wandelte und in das Grün der Bäume ſank, wie ſie näher kamen.

Man war endlich in den grünen Widerſchein gelangt, den die Baumlaſten der Inſel in das Waſſer des Seees ſenkten, und fuhr in dem Raume desſelben dahin. Da tönte von der Hul herüber das Glöcklein, das zwiſchen den vier Pfählen hing, und forderte zum Abendgebete auf. Die zwei Schiffenden zogen ſogleich ihre Ruder ein und beteten ſtill ihren Abendſegen, während der Kahn im Zuge, gleichſam von ſelbſt, längs der grauen Felſen hinging, die von der Inſel in den See niederſtanden. Auf den Bergen herum war hie und da ein irrendes Licht. Der See hatte ſogar Streifen bekommen, deren einige glänzten und ſelbſt Funken emporwarfen, obwohl die Sonne ſchon ſeit längerer Zeit untergegangen war. Ueber alles Das kamen die fortwährenden emſigen Klänge des Glöckleins herüber, gleichſam von unſichtbaren Händen

tönend; denn die Hul war nicht zu sehen, und rings um den See war kein Flecklein, das nur entfernt einem menschlichen Aufenthalte ähnlich gesehen hätte.

„Im Kloster der Klause muß auch noch eine Glocke sein. Ich glaube, eine schöne Aveglocke," sagte der Alte, nachdem er seine Mütze wieder aufgesetzt und das Ruder ergriffen hatte, „aber man läutet sie nie; ich wenigstens habe den Ton derselben nie gehört. Auch nicht einmal eine Uhr hört man schlagen. Mein Großvater hat gesagt, daß es sehr schön war, wenn in den vergangenen Tagen das ganze Geläute auf dem See lag — denn damals waren noch die Mönche — und wenn es in dem lichten Morgennebel dahertönte, ohne daß man wußte, woher es komme; denn Ihr werdet gesehen haben, daß wir den Berg umfahren haben, und daß man von der Hul aus die Insel nicht sehen kann. Es ist der hohe Orla, dieser Berg, und zwei Mönche haben ihn einmal bei klafterhohem Schnee überstiegen, da der See gefroren war, aber nicht trug, und da sie keine Lebensmittel mehr hatten. Sie hieben mit den Knechten, die sie in dem Schiffe hatten, eine Straße in das Eis, daß der Kahn gehen konnte, und als sie an dem Berge waren, stiegen sie über den Gipfel in die Hul; denn zwischen dem Berge und dem See ist kein Fußweg möglich. Es sind seitdem wohl über hundert Jahre vergangen, und selten geschieht es, daß der See überall mit einer Decke von Eis überzogen ist."

„Sind also einmal Mönche auf der Insel gewesen?" fragte Victor.

„Ja," antwortete der Greis. „In sehr alter, alter Zeit sind fremde Mönche hiehergekommen, da noch gar kein Haus an dem ganzen See stand, und da noch nichts in ihm schwamm, als ein Baum, der von dem Felsen in ihm herabgefallen war. Sie sind auf Flößen und Tannenästen nach der Insel übergefahren und haben zuerst die Klause gebaut,

aus der nach und nach das Kloster entstanden ist, und in späteren Jahren auch die Hul, wo christliche Leute fischten und zur Klause in die Messe fuhren; denn damals waren die Landesherren draußen noch ganz und gar Heiden, und sie schlugen mit ihren Knappen, die grausam und wild waren, die Priester todt, welche aus dem Schottenlande mit dem Kreuze herüberkamen, um zu bekehren. Auf der Insel, die sie sich suchten, fanden die Väter Schutz; denn Ihr werdet es schon erkennen, daß diese Steine, die da niedersteigen, wie eine Festung, sind. Es ist hier ein Schaum, wenn nur ein wenig Wind geht, daß er jedes Schiff in sich begraben kann. Nur an einer einzigen Stelle kann man landen, wo nämlich die Felsen zurückweichen und eine Oeffnung lassen, in der das Wasser gegen guten Sand ausläuft. Es sind daher die Väter geschützt gewesen, so wie der alte Mann geschützt ist, der sich die Insel zur Wohnung auserkoren hat. Aus dieser Ursache fischt man auch hier nur an ganz schönen und stillen Tagen, wie der heutige einer ist."

Während dieser Rede war man nach und nach eine geraume Strecke an dem Ufer der Insel hingefahren und hatte sich dem Orte genähert, wo die Felsen niederer sind und eine sanfte, sandige Bucht bilden, die in abdachendes Waldland hinaufsteigt. So wie die Ruderer diese Stelle gewannen, lenkten sie sogleich die Spitze des Kahnes hinein und ließen dieselbe gegen den Sand laufen. Der Alte stieg aus, zog das Schiffchen an der Kette des Schnabels noch weiter gegen das Land, damit Victor trockenen Fußes aussteigen konnte. Dieser schritt über den Schiffschnabel hinaus, und der Spitz sprang ihm nach.

„Wenn Ihr nun diesen Pfad, der sich da gleich zeigen wird, fortgeht," sagte der Greis, „so werdet Ihr in die Klause kommen. Es ist zwar auch ein sehr starkes Bohlenhaus auf der Griselseite, das die Mönche einmal in den

abſteigenden Felſen zur Aufnahme ihrer Schiffe gebaut haben, aber man kann dort nicht einfahren, weil die Bohlen immer geſchloſſen ſind. Gott behüte Euch nun, junger Herr — und wenn Ihr Euch nicht zu lange aufhaltet, und wenn der Eigenthümer der Klauſe Euch zur Ueberfahrt keinen Kahn gibt, ſo laßt mir nur durch den alten Chriſtoph Nachricht zukommen, und ich werde Euch an dieſem Platze wieder abholen. In der Klauſe haben ſie nicht allemal Zeit, ein Schiff abzuſenden."

Victor hatte indeſſen das bedungene Ueberfahrtsgeld aus ſeiner kleinen Börſe hervorgeſucht und es dem Manne gereicht. Hierauf ſagte er zu ihm: „Lebt wohl, alter Freund, und wenn Ihr es erlaubt, ſo werde ich bei der Rückfahrt ein wenig in Eurem Hauſe einſprechen, und Ihr werdet mir vielleicht noch etwas von Euren alten Geſchichten erzählen."

Zu dem Mädchen, das unbeweglich in dem Hintertheile ſtehen geblieben war, getraute er ſich nicht etwas zu ſagen.

Der Greis aber antwortete: „Ei, wie werden denn meine Geſchichten einem ſo jungen und gelehrten Herrn gefallen können?"

„Vielleicht mehr, als Ihr Euch denkt, und mehr, als Die, die aus den Büchern herauszuleſen ſind," ſagte Victor.

Der alte Mann lächelte, weil ihm die Antwort gefiel, aber er ſagte nichts darauf, ſondern bückte ſich nieder, rollte die kurze Kette in den Schiffſchnabel zurück und machte Anſtalt zum Abfahren.

„Nun in Gottes Namen, junger Herr," ſagte er noch, gab dem Schiffe mit dem Fuße einen Stoß, ſprang ſchnell in dasſelbe ein, und das getroffene Fahrzeug ſchwankte in das Waſſer zurück. Nach wenigen Augenblicken ſah Victor ſchon die beiden Ruder taktmäßig ſteigen und fallen, und das Schiff ſchob ſich in den Waſſerſpiegel hinaus.

Er stieg mit einigen Schritten das Ufer vollends hinan, bis er von dem oberen Rande weit über den See schauen konnte. Er blickte den Abfahrenden nach und sagte zu seinem Begleiter, gleichsam, als wäre er vernünftig und könnte die Worte verstehen: „Gott sei gedankt, da wären wir an dem Ziele unserer Wanderung. Der Herr hat uns gut und wohlbehalten geführt, das Andere mag sich fügen, wie es will."

Er that noch einen Blick in die weite, schöne, von dem Abende andunkelnde Fläche des See's hinaus, dann wendete er sich um und ging dem Pfade nach, der vor ihm lag, in die Büsche hinein.

Der Weg ging anfangs noch immer bergan zwischen Gebüsch und Laubbäumen hindurch — dann aber führte er eben hin. Das Gestrippe hatte aufgehört, und nur mehr ungemein starke Ahorne standen auf einer dunkeln Wiese fast nach einer gewissen Ordnung und Regel umher. Es war unverkennbar, daß hier einmal eine gute Fahrstraße gegangen war, aber sie war verkümmert und überall von wucherndem Krüppelgesträuche eingeengt. Victor ging durch den seltsamen Ahorngarten hindurch. Hierauf gelangte er durch neuerdings beginnendes Buschwerk an einen sonderbaren Ort. Er war, wie eine Wiese, auf der kleine und zum Theile verkommene Obstbäume standen. Aber mitten unter diesen Bäumen war in dem Grase eine runde steinerne Brunneneinfassung, und allenthalben zwischen den Baumstämmen standen graue steinerne Zwerge, welche Dudelsäcke, Leiern, Klarinetten und überhaupt musikalische Geräthschaften in den Händen hielten. Manche davon waren verstümmelt, und es ging auch kein Weg, oder gebahnter Platz von einem zum andern, sondern sie standen lediglich in dem hohen, emporstrebenden Grase. Victor schaute diese seltsame Welt eine Weile an, dann strebte er weiter. Sein Weg ging von diesem Garten über eine alte Steintreppe in einen Graben hinab und jenseits wieder

hinauf. Wie überall Gebüsche war, so war es auch hier, aber hinter dem Gebüsche sah Victor eine hohe, fensterlose Mauer, in welcher ein Eisengitter stand, an dem der Weg endete.

Victor schloß nicht mit Unrecht, daß hier der Eingang in die Klause sein müsse, und er näherte sich deßhalb dem Gitter. Als er angekommen war, fand er es verschlossen, und es war keine Glocke und kein Klöppel daran. Daß hier der Eingang in das Haus sei, zeigte sich nun deutlich. Hinter dem Eisengitter war ein geebneter sandiger Platz, auf welchem Blumen standen. An dem Platze war ein Haus, von dem aber nur der Vordertheil sichtbar war, der Hintertheil sich hinter Gebüsche verlief. Unmittelbar von dem Sandplatze ging eine hölzerne Treppe in das erste Geschoß des Hauses hinauf. Jenseits des Platzes, der abermals mit Gebüschen gesäumt war, mußte wieder der See beginnen; denn es war hinter dem Grün der feine, sanfte Dunst, der gerne über Bergwässern ist, und es stiegen die röthlich schimmernden Wände der Grisel hinan.

Während Victor so durch die Eisenstäbe hineinschaute und an ihnen allerlei Versuche machte, ob er nicht eine Vorrichtung fände, durch die das Gitter aufgehe, trat ein alter Mann aus dem Gebüsche und sah nach Victor hin.

„Habt die Freundschaft," sagte Dieser, „öffnet mir das Thor und führt mich zu dem Herrn des Hauses, wenn nämlich dieses Gebäude die Klause heißt."

Der Mann sagte auf die Worte nichts, sondern ging näher, schaute Victor eine Weile an und fragte dann: „Bist Du zu Fuße gekommen?"

„Bis zu der Hul bin ich zu Fuße gegangen," antwortete Victor.

„Ist es aber auch wahr?"

Victor wurde glühend roth im Angesichte; denn er hatte nie gelogen.

„Wenn es nicht so wäre," antwortete er, „so würde ich es nicht sagen. Wenn Ihr mein Oheim seid, wie es fast scheint, so habe ich hier einen Brief von meinem Vormunde, der Euch darthun wird, wer ich bin, und daß ich nur auf Euer ausdrückliches Verlangen die Fußreise hieher angetreten habe."

Mit diesen Worten zog der Jüngling das reinlich erhaltene Schreiben, wie es ihm seine Ziehmutter anbefohlen hatte, hervor und reichte es zwischen den Eisenstäben hinein.

Der alte Mann nahm das Schreiben und steckte es ungelesen ein.

„Dein Vormund ist ein Narr und ein beschränkter Mensch," sagte er, „ich sehe, daß Du Deinem Vater ganz und gar gleich siehst, da er anhob, die Streiche zu machen. Ich habe Dich schon über den See fahren gesehen."

Victor, der in seinem Leben keine rücksichtslosen Worte gehört hatte, war stumm und wartete nur, daß der Andere das Gitter öffnen werde.

Dieser aber sagte: „Nimm eine Schnur mit einem Steine und ertränke diesen Hund in dem See, dann komme wieder hieher, ich werde derweilen öffnen."

„Wen soll ich ertränken?" fragte Victor.

„Nun den Hund, den Du da mitgezogen."

„Und wenn ich es nicht thue?"

„So öffne ich Dir diese Pforte nicht."

„So komme, Spitz," sagte Victor.

Er kehrte sich bei diesen Worten um, lief über die Treppe in den Graben, stieg jenseits empor, lief durch den Zwerggarten, durch die Ahornanlage, durch das folgende Gestrippe und langte an der Seebucht an, mit allen Kräften, deren sein Körper fähig war, hinausrufend: „Schiffer! — alter Schiffer!"

Aber es war unmöglich, daß ihn Dieser hören konnte. Den Knall eines Scheibengewehres hätte man in dieser Entfernung nicht mehr vernommen. Wie eine schwarze Fliege, stand das Schiffchen neben der dunkeln Fußspitze des Orlaberges, die weit in den Abendglanz des See's hinausstach. Victor nahm sein Sacktuch hervor, knüpfte es an seinen Stab und that allerlei Schwenkungen in die Luft, damit er gesehen würde. Allein man sah ihn nicht, und zuletzt, wie er noch immer schwenkte, war auch die schwarze Fliege um die Bergspitze verschwunden. Der See war ganz leer, und nur die leise schäumende Brandung sah Victor im Abendwinde, der sich indessen gehoben hatte, längs den Felsen der Insel spielen.

„Es thut nichts — es thut auch nichts," sagte er, „komme, Spitz, wir werden uns da am Ufer in's Gebüsche setzen und die Nacht über sitzen bleiben. Morgen zeigt sich wohl ein Kahn, den wir herzuwinken werden."

Was er sagte, that er auch. Er suchte eine Stelle, wo das Gras des Rasens kurz und trocken war, und wo die Büsche dicht überhingen, ohne ihm die Aussicht auf den See zu benehmen.

„Siehst Du," sagte er, „wie es gut ist, wenn man täglich früh Morgens etwas zu sich steckt. Du erprobest es auf dieser Reise schon zum zweiten Male."

Bei diesen Worten zog er die zwei Brode heraus, die er heute früh in dem Afelwirthshause mitgenommen hatte, und begann theils selber davon zu essen, theils den Hund damit zu füttern. Da dieses Geschäft vollendet war, saß der Wanderer, der das Ziel seiner Reise erreicht zu haben glaubte, heute zum ersten Male in der einfachen Herberge des freien Himmels und schaute die Gegenstände um sich herum an. Die Berge, die schönen Berge, die ihm, da er gegen sie herankam, gar so sehr gefallen hatten, wurden immer schwärzer

und legten drohende dunkle und zersplitterte Flecke auf den See, auf welchem noch das Blaßgold des Abendhimmels lag, das selbst in den dunklen Bergspieglungen zuweilen aufzuckte. Und immer sonderbarer, in die Schatten der Nacht sich hüllend, wurden die Gegenstände um ihn herum. Die Schlacken und das schwache Gold des See's rührten sich und flossen öfters durch einander, zum Zeichen, daß ein sanfter Luftzug dort herrschen müsse. Victors Auge, freilich nur an die schönen, heiteren Eindrücke des Tages gewöhnt, konnte sich doch auch nicht wegwenden von diesem allmäligen Verfärben der Dinge und von dem Einhüllen zur Ruhe der Nacht. Die große Ermüdung seiner Glieder ließ ihm das Sitzen auf dem weichen Grase und geschützt von den deckenden Gesträuchen recht angenehm erscheinen. Er saß mit dem Spitze an seiner Seite so lange, bis endlich das Dunkel mit immer größerer Schnelligkeit sich über See, Gebirge und Himmel webte. Dann beschloß er, sich niederzulegen. Er machte alle Knöpfe seines Rockes zu, wie es ihn die Ziehmutter gelehrt hatte, daß er sich nicht verkühle — er band das Halstuch, das er untertags abgethan hatte, wieder um — er that sein Regenmäntelchen aus Wachstaffet heraus und nahm es über — dann richtete er sich das Ränzchen als Kissen und legte das Haupt darauf, da die Finsterniß schon, wie eine Mauer, um ihn stand. Das Begehren nach Schlummer zog sich, da er lag, bald durch alle seine ermüdeten Glieder. Die Gesträuche flüsterten, da sich das Lüftchen von dem See bis hieher gezogen hatte, und die Brandung murmelte deutlich von Wand zu Wand.

In diese Eindrücke, deren Wirkungen immer schwächer wurden, versanken seine Sinne, und das Bewußtsein wollte eben verschwinden, als er durch ein leises Knurren seines Hundes geweckt wurde. Er schlug die Augen auf — da stand einige Schritte vor ihm dicht am Landungsplatze eine mensch-

liche Gestalt, sich dunkel gegen das schillernde Wasser des See's werfend. Victor strengte seine Augen an, mehr von der Gestalt zu erkennen, aber die Umrisse zeigten nur, daß sie ein Mann sei, und es ließ sich nicht ermitteln, ob jung, oder alt. Die Gestalt stand ganz ruhig und schien unverwandt auf das Wasser hinauszuschauen. Victor richtete sich zu sitzender Stellung empor und blieb ebenfalls ruhig. Auf ein neues, stärkeres Knurren des Hundes drehte sich die Gestalt plötzlich um und rief: „Seid Ihr da, junger Herr?"

„Ein junger Wandersmann mit seinem Hunde ist da," sagte Victor, „was wollt Ihr?"

„Daß Ihr zum Abendessen kommt, denn die Stunde ist fast schon vorüber."

„Zum Abendessen? — zu wessen Abendessen? — und wer ist es, den Ihr suchet?"

„Ich suche unsern Neffen; denn der Oheim wartet schon eine Viertelstunde."

„Seid Ihr sein Gesellschafter, oder sein Freund?"

„Ich bin sein Diener, Namens Christoph."

„Des Herrn der Klause, meines Oheims?"

„Des nämlichen. Er hat die Anzeige Eurer Herreise erhalten."

„Nun so sagt ihm," sprach Victor, „daß ich hier die ganze Nacht sitzen will, und daß ich mir eher einen Stein um den Hals hängen und mich in den See werfen lasse, als daß ich den Hund ertränke, der mit mir ist."

„Ich werde es ihm sagen."

Mit diesen Worten kehrte sich der Mann um und wollte fortgehen.

Victor rief ihm noch einmal nach: „Christoph, Christoph."

„Was wollt Ihr, junger Herr?"

„Ist kein anderes Haus, oder eine Hütte, oder sonst ein Ding auf der Insel, in welchem man übernachten könnte?"

„Nein, es ist nichts da," antwortete der Diener, „das alte Kloster ist zugesperrt, die Kirche auch, die Speicher sind mit altem Geräthe vollgepfropft, ebenfalls verschlossen, und sonst ist nichts da."

„Es ist auch gut," sprach Victor, „das Haus meines Oheims besuche ich durchaus nicht — von diesem Hause verlange ich keinen Schutz. — — Mir däucht, der alte Schiffmann, der mich herübergeführt hat, hat Euren Namen genannt und hat gesagt, daß Ihr manchmal in die Hul hinauskämet."

„Ich hole unsere Lebensmittel und andere Dinge herüber."

„So hört mich an, ich will Euch Euren Fährlohn reichlich zahlen, wenn Ihr mich heute noch in die Hul hinüberschifft."

„Und wenn Ihr noch mehr zahltet, als ich verlangen wollte, so wäre es dreimal unmöglich. Erstens stehen alle Kähne in dem Bohlenverschlusse, das Thor ist gesperrt, und jeder Kahn liegt noch mit einem Schlosse an seinem Balken angeschlossen, wovon ich keinen Schlüssel habe. Zweitens, wenn auch ein Kahn wäre, so wäre kein Fährmann. Ich werde es Euch erklären. Seht Ihr dort gegen den Orla zu die weißen Flecke, die auf dem See sind. Das sind Nebelflecken, die gleichsam auf den Steinen des Orla-Ufers sitzen. Wir heißen sie die Gänse. Und wenn die Gänse einmal in einer Reihe dasitzen, dann kömmt Nebel. Wenn die Abendwehe, das ist der Wind, der nach jedem Sonnenuntergange aus den Schluchten auf den See herausgeht, aufhört, dann ist in einer halben Stunde der See mit Nebel angefüllt, und da kann man nicht wissen, wohin ein Kahn zu leiten ist. Unter dem Wasser laufen die Gebirgsgrate hin, die oft nur

ein wenig bedeckt sind. Wenn man zu einem solchen Grate geriethe und ein Leck in das Schiff stieße, da müßte man aussteigen und in dem Wasser stehen bleiben, bis man am Tage von Jemanden gesehen würde. Aber man würde von Niemanden gesehen, weil die Fischer niemals zu den Gebirgsgraten hinzufahren. Begreifet Ihr Das, junger Herr?"

„Ja, ich begreife es," antwortete Victor.

„Und zum Dritten kann ich Euch nicht überführen, weil ich sonst ein ungetreuer Diener wäre. Der Herr hat mir keinen Auftrag gegeben, Euch in die Hul zu führen, und wenn er Dieß nicht thut, so führe ich Euch nicht über."

„Gut," antwortete Victor, „so bleibe ich hier so lange sitzen, bis morgen ein Fahrzeug so nahe kömmt, daß ich es herzuzuwinken vermag."

„Es kömmt aber kein Fahrzeug so nahe," erwiederte der Diener; „es ist über unseren See kein Waarenzug, weil der einzige Weg, der vom andern Ufer weiterführt, nur ein Fußweg über die Grisel ist, und die Wanderer zu diesem Fußwege an dem unserer Insel entgegengesetzten Seeufer hinfahren. Dann ist die Brandung an den Gestaden der Insel so groß, daß sich wenige Fische da aufhalten, und selten Fischerboote so nahe kommen. Es könnten acht, oder mehr Tage vergehen, ehe Ihr eines seht."

„So muß mich morgen mein Oheim in die Hul zurückführen lassen, weil ich auf sein Verlangen hiehergekommen bin, und weil ich nicht mehr länger dableiben will," sagte Victor.

„Es kann sein, daß er es thut," antwortete der Diener, „ich weiß Das nicht; aber jetzt wartet er mit dem Abendessen auf Euch."

„Wie kann er warten," sagte Victor, „da er gemeint hat, ich solle meinen Spitz ertränken, da er gesagt hat, daß

er nicht öffnen wolle, wenn ich es nicht thue, und da er mich hierauf fortgehen sah und mich nicht zurückgerufen hat."

„Das weiß ich Alles nicht," erwiederte Christoph, „aber Eure Ankunft ist in der Klause bekannt, und es war auf dem Tische für Euch gedeckt. Der Herr hat mir aufgetragen, Euch zu rufen, weil Ihr die Eßstunde nicht wißt, sonst hat er nichts gesagt. Weil ich es aber gesehen habe, wie Ihr von dem Eisengitter fortgelaufen seid, so dachte ich gleich, als er mir den Auftrag gab, Euch zum Essen zu rufen, ich müsse an diesen Ort gehen, ich würde Euch hier finden. Anfangs, da ich Euch nicht sah, meinte ich gar, Ihr seid gleich wieder über das Wasser davongefahren, aber es war ja nicht möglich, der Mann, der Euch gebracht hat, muß ja schon um die Orla-Spitze zurückgewesen sein, als Ihr hieher wieder zurückkamet."

Als Victor hierauf nichts erwiederte, stand der Mann noch ein Weilchen, dann sagte er wieder: „Der Herr wird gewiß bereits zu essen begonnen haben; denn er hat seine festgesetzten Stunden und geht davon nicht ab."

„Das ist mir eine gleichgültige Sache," antwortete Victor, „er mag essen und sich sättigen, von seinem Mahle verlange ich nichts; denn ich und mein Spitz haben unsere Brode, die ich mir aufgehoben habe, schon verzehrt."

„Nun so muß ich also gehen und ihm Das melden," sprach der Diener weiter, — „aber Das müßt Ihr bedenken, daß Ihr, wie Ihr vorher selber sagtet, gekommen seid, weil es der Oheim begehrt hat, daß er also mit Euch zu sprechen wünscht, und Daß Ihr Das selber unmöglich macht, wenn Ihr in dem Gebiete seines Hauses unter freiem Himmel sitzen bleibt."

„Ich wollte zu ihm gehen," erwiederte Victor, „ich wollte mit ihm sprechen und ihn ehrerbietig grüßen, die Mutter hat mir auch gesagt, daß es gut sei, und der Vor-

mund hat es auch befohlen — aber ehe ich dem Thiere, das mich mit Lebensgefahr aufgesucht und begleitet hat, etwas zu Leide thun lasse, will ich selber eher Verwundung und Tod ertragen."

„Es wird dem Thiere nichts geschehen," sagte Christoph, „der Herr hat Euch nur einen guten Rath gegeben; wenn Ihr ihn nicht befolgt, so kümmert es ihn nicht. Er denkt gewiß nicht mehr darauf; denn sonst hätte er mich ja nicht geschickt, Euch zum Essen zu holen."

„Wenn Ihr mir verbürgen könnt, daß dem Hunde nichts geschieht, so will ich mit Euch gehen," sagte Victor.

„Das kann ich Euch verbürgen," antwortete der Diener, „der Herr vergaß der Geringfügigkeit eines Hundes und wird ihm nichts anhaben."

„So komme, lieber Spitz," sagte Victor, indem er aufstand.

Er suchte, gleichsam mit zitternden Händen, eine Schnur aus seinem Ränzlein hervor, dergleichen er immer zu verschiedenen Dingen im Vorrathe mitzuführen pflegte, und befestigte dieselbe an dem Ringe des Halsbandes, das der Spitz trug. Hierauf nahm er das Ränzlein auf die Schulter, hob seinen Reisestab vom Boden auf und folgte dem alten Christoph, der ihn den nämlichen Weg führte, den er in der Abenddämmerung gegangen und dann wieder zurückgelaufen war. Er wäre in der Nacht schwer zu finden gewesen, wenn nicht der alte Christoph vorangegangen wäre. Sie gingen durch das Gestrippe, durch die Ahorne, durch den Zwerggarten, durch den breiten Graben und kamen zu dem eisernen Gitter. Christoph zog hier ein kleines Ding aus seiner Tasche, das Victor für ein Schlüssel hielt; aber es war ein Pfeifchen, und der Diener that damit einen gellenden Pfiff. Sogleich öffnete sich das Thor von unsichtbaren Händen — Victor begriff es gar nicht — und schlug sich hinter ihnen wieder

krachend zu. Victor blickte von dem Sandplatze, auf dem ſie nun waren, ſogleich auf das Haus. An der ganzen Vorderſeite desſelben waren nur drei Fenſter erleuchtet, zwei im oberen und eines im Erdgeſchoſſe, alles Andere war in Finſterniß. Chriſtoph führte den Jüngling über die Holztreppe, welche gut gedeckt war, von dem Sandplatze in das erſte Geſchoß hinauf. Sie kamen in einen Gang und von demſelben in das Zimmer, dem die zwei erleuchteten Fenſter angehörten. In dem Zimmer ließ Chriſtoph den Jüngling, ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſtehen und ging wieder rückwärts hinaus. An dem Tiſche dieſes Zimmers ſaß der Oheim Victors ganz allein und aß. Er hatte Abends, da ihn Victor zum erſten Male ſah, einen weiten grautuchenen Rock angehabt, jetzt hatte er dieſen abgelegt und ſtak in einem weiten großblumigen Schlafrocke und hatte ein rothes, goldgerändertes Käppchen auf.

„Ich bin nun ſchon an den Krebſen," ſprach er zu dem eintretenden Jünglinge, „Du biſt zu lange nicht gekommen, ich habe meine feſtgeſetzte Stunde, wie es die Geſundheit fordert, und gehe von derſelben nicht ab. Man wird Dir gleich etwas auftragen. Setze Dich auf den Stuhl, der mir gegenüber ſteht."

„Die Mutter und der Vormund laſſen Euch viele Grüße ſagen," hob Victor an, indem er mit dem Ränzlein auf dem Rücken ſtehen blieb und zuerſt die Aufträge ſeiner Angehörigen, dann ſeine eigene Ehrerbietung und Begrüßung darbringen wollte.

Der Oheim aber that mit beiden Händen, in deren jeder er ein Stück eines zerbrochenen Krebſen hielt, einen Zug durch die Luft und ſagte: „Ich kenne Dich ja ſchon an dem Angeſichte — ſo fange an, hier zu ſein, wohin ich Dich beſchieden habe, und wo ich Dich als den Beſchiedenen er-

kenne. Wir sind jetzt bei dem Essen, daher setze Dich nieder und iß. Was sonst Alles zu thun ist, wird schon geschehen."

Victor legte also sein Ränzlein auf einen Stuhl, den Wanderstab lehnte er in einen Winkel, und dann ging er gegen den angewiesenen Stuhl, den Spitz an der Schnur hinter sich herzerrend. Der alte Mann, dem er gegenüber saß, hielt sein mageres Angesicht gegen den Teller nieder, und das Angesicht röthete sich während dem Essen. Er riß mit den Händen die Krebse sehr geschickt aus einander, löfete das Fleisch aus und saugte den Saft aus dem Korbe des Oberleibes und dem Geflechte der Füße. Dem Jünglinge war das wohlwollende Herz, das er hieher hatte bringen wollen, erstickt, und er saß stumm dem Verwandten gegenüber, der ebenfalls stumm in dem Geschäfte seines Essens fortfuhr. Es standen mehrere verschieden gestaltete und verschieden färbige lange Flaschen auf dem Tische, in denen verschiedene Weine sein mußten, und aus denen der Oheim wahrscheinlich schon getrunken hatte; denn bei jeder Flasche stand ein eigenthümliches Glas mit einem Restchen Wein am Boden. Nur eine Flasche stand noch neben dem Teller, und aus derselben schenkte der alte Mann von Zeit zu Zeit ein Schlückchen in ein kleines, grünbauchiges Stängelglas. Für Victor war indessen eine Suppe gebracht worden, von welcher er mit seiner rechten Hand aß, während er mit der Linken das Haupt des unten sitzenden Spitzes an sein Knie drückte. In der Zeit, in welcher er seine Suppe aß, waren von einem alten Weibe nach und nach so viele Speisen für ihn herbeigetragen worden, daß er in Verwunderung gerieth. Er aß davon, bis er satt war, dann ließ er das Uebrige stehen. Der Oheim hatte ihm von den Weinen nichts angetragen, Victor verabscheute auch noch den Wein, sondern schenkte sich von dem Wasser, das in einer kristallschönen Flasche von derselben alten Frau, die aufwartete, alle Augenblicke erneuert wurde,

ein und erkannte, daß er nie ein ſo vortreffliches, friſches, pralles und ſtarkes Waſſer getrunken habe. Während er ſich ſättigte, aß der Oheim noch ein Stückchen Käſe, dann allerlei Früchte und Zuckerwerk. Hierauf trug der alte Mann die verſchiedenen Teller, auf denen Glasglocken über den Dingen des Nachtiſches ſtanden, eigenhändig in Schreine, die in die Mauern gefügt waren, und ſperrte ſie ein. Dann that er die Reſtchen Wein jedes in ſeine Flaſche und ſchloß die Flaſchen in ähnliche Schreine ein.

Auf der Stelle des Zimmers, auf welcher der Oheim während dem Eſſen geſeſſen war, war ein dichter Teppich gebreitet, und auf dem Teppiche lagen drei alte, fette Hunde, denen der Greis von Zeit zu Zeit bald eine Krebsſcheere, bald eine Mandel, bald ein Stückchen Zuckerwerk hinabgereicht hatte. Schon als Victor mit dem Spitz eingetreten war, hatten alle drei geknurrt, und während dem Eſſen, wenn er dem armen Spitz ein Stückchen hinabreichte, grinſ'ten ſie wieder und ließen ein ſchwaches Murren hören.

So lange der Oheim bei ſeinem Nachtmahle beſchäftigt geweſen war, hatte er zu Victor nicht geſprochen, gleichſam, als wäre zu keinem andern Dinge Zeit; jetzt aber ſagte er: „Haſt Du das Gerippe doch wieder mitgeſchleppt. Wer ein Thier hat, muß es auch ernähren können. Ich habe Dir den Rath gegeben, daß Du es in den See würfeſt, aber Du haſt ihn nicht befolgt. Die Hunde der Studenten habe ich nie leiden können; ſie ſind, wie traurige Geſpenſter. Und gerade dieſes Volk will immer Hunde haben. Wo haſt Du ihn denn mitgenommen und brachteſt ihn zu mir, ohne ihm unter Weges etwas zu freſſen zu geben?“

„Es iſt der Hund meiner Ziehmutter, Oheim,“ ſagte Victor, „ich habe ihn nirgends mitgenommen, weder gekauft, noch ertauſcht; ſondern am dritten Tage nach meiner Abreiſe iſt er mir nachgekommen. Er muß ſtark gerannt ſein, was er

in seinem früheren Leben nicht gewohnt war; er muß auch große Angst ausgestanden haben, wozu er ebenfalls bei der Ziehmutter nie Ursache gehabt hatte — und deßhalb ist er in den darauffolgenden Tagen so mager geworden, wie er nie gewesen ist, obwohl ich ihm gegeben habe, was er nur immer verlangte. Erlaubt daher, daß ich ihn in Eurem Hause bei mir behalte, damit ich ihn der Ziehmutter wieder übergeben kann, sonst müßte ich sogleich zurückreisen und ihn ihr überbringen."

„Und da hast Du ihn immer so Tag und Nacht bei Dir gehabt?"

„Freilich."

„Daß er Dir einmal die Kehle abfrißt."

„Das thut er ja nie. Wie fiele ihm denn Das ein? Er ist bei meinen Füßen gelegen, wenn ich rastete, oder schlief, er hat sein Haupt auf dieselben gelegt, und er würde eher verhungern, ehe er mich verließe, oder mir ein Leid thäte."

„So gib ihm zu essen und denke auf das Wasser, daß er nicht wüthend wird."

Das alte Weib hatte, als das Abendmahl aus war, nach und nach die Schüsseln, Teller und andere Reste desselben fortgetragen; jetzt kam auch Christoph, den Victor, seit er mit ihm hiehergekommen war, nicht mehr gesehen hatte.

Der Oheim sagte zu dem hereintretenden Diener: „Sperre ihnen die Stallthür gut zu, daß keiner herauskomme, lasse sie aber vorher auf dem Sande unten ein wenig herumgehen."

Auf diese Worte erhoben sich die drei Hunde, wie auf ein bekanntes Zeichen. Zwei folgten Christoph von selber, den dritten nahm er bei dem Balge und schleppte ihn hinaus.

„Ich werde Dir Deine Schlafkammer selber zeigen," sagte der Oheim zu Victor.

Er ging bei diesen Worten in die Tiefe des Zimmers, wo es bedeutend dunkel war, weil nur ein Licht auf dem Tische brannte. Dort nahm er von einem Gestelle, oder sonst von etwas, das man nicht erkennen konnte, einen Handleuchter, kam wieder hervor, zündete die Kerze des Handleuchters an und sagte: „Jetzt folge mir."

Victor nahm sein Ränzlein mit dem einen Riemen in den Arm, faßte seinen Stab, zog den Spitz an der Schnur und ging hinter dem Oheime her. Dieser führte ihn bei der Thür hinaus in einen Gang, in welchem der Reihe nach uralte Kästen standen, dann rechtwinklich in einen andern und endlich eben so in einen dritten, der durch ein eisernes Gitter verschlossen war. Der Oheim öffnete das Gitter, führte Victor noch einige Schritte vorwärts, öffnete dann eine Thür und sagte: „Hier sind Deine zwei Zimmer."

Victor trat in zwei Gemächer, wovon das erste größer, das zweite kleiner war.

„Du kannst den Hund in die Nebenkammer einsperren, daß er Dir nichts thut," sagte der Oheim, „und die Fenster verschließe wegen der Nachtluft."

Mit diesen Worten zündete er die auf dem Tische des ersten Zimmers stehende Kerze an und ging ohne weiters fort. Victor hörte, daß er das Gitter des Ganges zusperre, dann verklang der schleifende Tritt der Pantoffeln, und es war die Ruhe der Todten im Hause. Um sich zu überzeugen, daß er hinsichtlich des Gitters recht gehört habe, ging Victor auf den Gang hinaus, um nachzusehen. Es war in der That so: das eiserne Gitter war mit seinen Schlössern verschlossen.

„Du armer Mann," dachte Victor, „fürchtest Du Dich etwa vor mir?"

Dann stellte er die Kerze, die er auf den Gang mit hinausgenommen hatte, wieder auf den Tisch neben das zin-

nene, verbogene Waschbecken und schritt gegen das große, vergitterte Fenster vor. Es waren zwei hart neben einander in steinene Simse gefügte Fenster. Victor sah, da das Glas geöffnet stand, durch das eiserne Gitter in die Nacht hinaus, und der Druck, der gleichsam auf seiner Seele lag, begann sich zu lösen. Es war ein blasser, mit wenigen Sternen besetzter Nachthimmel, der zu ihm hereinblickte. Es mochte ein kleiner Rauft des wachsenden Mondes hinter dem Hause stehen; denn Victor sah das schwache Licht desselben auf den Blättern eines Baumes glänzen, der vor dem Hause war — aber die Berge, die gegenüber standen, zeigten sich völlig lichtlos. Die im Laufe dieses letzten Tages vielfach genannte Grisel erkannte er gleich. Sie stand, wie ein flacher schwarzer Schattenriß auf dem Silber des Himmels, bog sich niedergehend ein wenig aus, und an dem Buge stand ein Stern, wie ein niederhängendes irdisches Ordenssternlein.

Victor schaute lange hinaus.

„Nach welcher Gegend hin," dachte er, „wird das Thal meiner Mutter sein, und wird das liebe schimmernde Häuschen zwischen den dunkeln Büschen stehen?"

Er hatte nämlich durch die vielfachen Windungen des Weges an der Afel herein und durch die Kreuzgänge des Hauses die Richtung der Weltgegenden verloren.

„Jetzt werden dort auch die Sterne niederscheinen, der Hollunder wird stille sein, und die Wasser werden rieseln. Mutter und Hanna werden schlummern, oder sie sitzen noch an dem Tische, wo sie das Abendmahl verzehrt haben, mit ihrer Arbeit und denken an mich, oder reden wohl gar von mir."

Vor seinen jetzigen Fenstern war wohl auch ein Wasser, ein viel größeres, als der Bach in seinem Mutterthale, aber er konnte es nicht sehen; denn ein ruhiger weißer Nebel lag

darauf, der oben durch eine wagrechte, gleichſam feſte Linie abgeſchnitten war.

„Von der Stube, in welcher ich ſchlief, ſchaut jetzt Niemand nieder, um die Funken in dem regſamen Bache zu ſehen, um die Bäume zu ſehen, die herumſtehen, oder auch die Berge, auf welche ſich die Felder emporziehen.“

Es kam, während er ſo hinausſchaute, nach und nach eine kalte, ſehr feuchte Nachtluft durch die Fenſter herein. Victor ſchloß ſie alſo zu und beſah, ehe er ſich niederlegte, auch das zweite Gemach. Es war, wie das erſte, nur daß es kein Bett hatte. Ein rußiges Bild ſah von einer Niſche nieder, darauf ein Mönch abgemalt war. Victor ſchloß auch hier das ſchmale Fenſter und ging zu ſeiner Lagerſtätte hinaus. Den Spitz hatte er unwillkürlich immer an der Schnur mit ſich geführt; nun aber löſete er den Knoten an dem Ringe, nahm ihm das Halsband ab und ſagte: „Lege Dich hin, wo Du willſt, Spitz, wir werden uns wechſelweiſe nicht abſperren.“

Der Hund ſah ihn an, als wollte er deutlich ſagen, daß ihm Alles befremdend vorkomme, und daß er nicht wiſſe, wo er ſei.

Victor ſchloß nun auch ſeinerſeits das Schloß ſeines Zimmers zu und entkleidete ſich. Es fiel ihm während dieſer Handlung auf, daß er heute Abends in dem ganzen Hauſe nur drei Menſchen geſehen habe — und daß dieſe lauter alte geweſen ſind.

Als er ſein Nachtgebet, das er gewiſſenhaft ſeit den erſten Tagen ſeiner Kindheit immer verrichtete, geſprochen hatte, legte er ſich in das Bett. Er ließ eine Weile noch das Licht auf ſeinem Betttiſchchen brennen, bis ihm die Augenlider zu ſchwer wurden, und die Sinne zu ſchwinden begannen. Dann löſchte er die Kerze aus und drehte ſich gegen die Wand.

Der Spitz lagerte sich, wie gewöhnlich, zu den Füßen seines Bettes, that ihm nichts Leides, und beiden ermüdeten Wesen war die Nacht, wie ein Augenblick.

5.

Aufenthalt.

Als Victor des andern Morgens erwachte, erschrak er über die Pracht, die sich ihm darstellte. Die Grisel stand drüben, in allen ihren Spalten funkelnd und leuchtend, und obwohl sie in der Nacht der höchste Berg geschienen hatte, so standen doch nun höhere neben ihr, die er in der Nacht nicht gesehen hatte, und die nun sanft blau niederschienen und an vielen Stellen Schneeflecken zeigten, die sich, wie weiße Schwäne, in die Spalten duckten. Alles glänzte und flimmerte durch einander, hohe Bäume standen vor dem Hause in einer solchen Nässe, wie er sie nie gesehen hatte, die Gräser troffen, überall gingen breite Schatten nieder, und das Ganze erschien noch einmal in dem See, der von jeder Flocke Nebel rein gefegt, wie der zarteste Spiegel, dahinlag. Victor hatte seine Fenster aufgerissen und steckte das blühende Angesicht zwischen den Eisenstäben hinaus. Sein Erstaunen war außerordentlich. Mit alle dem Getümmel an Lichtern und Farben herum bildete das todtähnliche Schweigen, mit dem diese ungeheuren Bergeslasten herumstanden, den schärfsten Gegensatz. Kein Mensch war zu sehen — auch vor dem Hause nicht — nur einige Vögel zwitscherten zeitweilig in den Ahornen. Welch ein Morgenlärm mochte nicht in all diesen Höhen sein, aber er war nicht zu vernehmen, weil sie zu ferne standen, Victor streckte den Kopf, so weit er konnte, hinaus, um herumschauen

zu können. Er ſah einen ziemlichen Theil des See's. Ueberall ſchritten Wände an demſelben hin, und der Jüngling konnte durchaus nicht errathen, wo er hereingekommen war. Auch die Sonne war an einem ganz andern Orte aufgegangen, als er erwartet hatte, nämlich hinter dem Hauſe, und ſeine Fenſter waren noch im Schatten, was eben das Licht der gegenüberliegenden Wände noch erhöhte. Mit dem Monde, den er geſtern ſeiner Lichtwirkung nach höchſtens für eine ſchmale Sichel gehalten hatte, war er ebenfalls im Irrthume; denn er ſtand nun als Halbmond noch am Himmel, gegen die Zacken der Gebirge ſich niederneigend. Victor kannte die Wirkung der Lichter in den Bergen noch nicht. Welche Fluth hätte auf die fernen Wände fallen müſſen, daß ſie ſo erleuchtet dageſtanden wären, wie der Kirchthurm ſeines Dorfes, der im Mondſcheine immer ſo ſchimmernd weiß und ſcharf in die dunkelblaue Nachtluft emporgeſtanden war. Obwohl die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, ſo war doch die Luft, die zu ſeinen Fenſtern hereinſtrömte, noch ſo kalt und naß, wie er ſie zu Hauſe nicht gewohnt war; allein ſie beläſtigte ihn nicht, ſondern ſie war zugleich ſo feſt und hart, daß ſie alle ſeine Lebensgeiſter anregte.

Er trat endlich von dem Fenſter zurück und fing an, ſein Ränzlein auszupacken, um ſich anders anzukleiden, als er auf der Reiſe geweſen war; denn heute, dachte er, wird der Oheim zu ihm ſprechen und wird ihm erklären, warum er ihn zu ſich auf dieſe vereinſamte Inſel habe kommen laſſen. Er legte reine Wäſche heraus, er bürſtete den Staub von dem zweiten Anzuge, den er außer dem Reiſekleide noch mit ſich führte, er benützte reichlich das ſpiegelklare in dem zinnenen Kruge vorhandene Waſſer, um den Reiſeſtaub von ſich zu waſchen, und zog ſich dann ſo zuſammenſtimmend und paſſend an, wie er es in dem überreinlichen Hauſe ſeiner Ziehmutter gelernt hatte. Selbſt den Spitz, der ein ſo un-

willkommener Gast in diesem Hause war, hatte er vorher noch gekämmt und gebürstet. Dann legte er ihm wieder das Halsband um und knüpfte seine Schnur an den Ring desselben. Als sie Beide ganz und gar fertig waren, schloß er seine Thüre auf und wollte in das Zimmer gehen, wo sie gestern Abends gegessen hatten, um den Oheim zu suchen. Als er aber auf dem Gange war, fiel ihm ein, daß er heute zum ersten Male sein Morgengebet vergessen habe. Es mußte in der Wirkung der großen, nie gekannten Eindrücke des heutigen Morgens geschehen sein. Er ging daher noch einmal in das Zimmer zurück, stellte sich wieder an das Fenster und sagte die einfachen Worte, die er sich einst, heimlich und ohne daß Jemand etwas davon wußte, zu diesem Zwecke zusammengedacht hatte. Dann trat er zum zweiten Male den Weg zu dem Oheime an.

Das eiserne Gitter am Gange war nicht mehr versperrt, er trat durch dasselbe hindurch und fand leicht den Gang, aus welchem er gestern in das Speisezimmer war geführt worden — aber der Gang hatte gar keine Thür, die in ein Gemach hätte leiten können, sondern es standen in demselben lauter alte Kästen, die er schon gestern beim Schlafengehen im Kerzenscheine gesehen hatte. Die Gangfenster waren von unten gegen oben mit Brettern verschlagen, nur eine kleine Oeffnung war oben frei, daß durch das Glas das Licht hereinfallen konnte, gleichsam, als scheute man die Freiheit und Klarheit des Lichtes und liebte die Finsterniß in diesen Gängen. Da Victor so suchte, trat aus einem der Kästen die alte Frau heraus, die gestern zum Abendessen die Speisen gebracht hatte. Sie trug Tassen und Schalen und ging wieder in einen solchen Kasten hinein. Da Victor an dem, wo sie herausgekommen war, näher schaute, entdeckte er, daß derselbe ein verlarvtes Thürfutter sei und zur Hinterwand die Thür habe, durch die er gestern zu dem Oheime hineingegangen

war, wie er an dem Ringe und Klöppel erkannte, die er gestern beim Lichte bemerkt hatte. Er klopfte leicht mit dem Klöppel, und auf einen Laut drinnen, der wie „herein" klang, öffnete er und ging hinein. Er gelangte wirklich in das gestrige Speisezimmer und traf den Oheim.

Die vielen gleichen Kästen, die sich etwa in dem Gebäude vorgefunden hatten, schienen nur darum in den Gang gestellt worden zu sein, daß Jemand, der in unredlicher Absicht durch eine Thür hineingehen wollte, diese Absicht nicht leicht erreiche, weil er die kostbarste Zeit durch Untersuchung der wahren und falschen Thürkästen vergeuden mußte. Zu demselben Zwecke größerer Sicherheit schienen auch die Gänge verfinstert worden zu sein.

Der Oheim hatte heute den grauen, weiten Rock an, in dem ihn Victor gestern an dem Eisengitter hatte stehen gesehen. Er stand jetzt im Zimmer auf einem Schemel und hatte einen ausgestopften Vogel in der Hand, von dem er mit einem Pinsel den Staub abbürstete.

„Ich werde Dir heute die Stundeneintheilung meines Hauses geben, die durch Christoph aufgeschrieben ist, daß Du Dich darnach richten kannst; denn ich habe mein Frühstück schon nehmen müssen, weil die Zeit da war," sagte er zu dem hereingekommenen Victor ohne weiteren Morgengruß, oder sonstiger Bewillkommung.

„Ich wünsche Euch einen sehr guten Morgen, Oheim," sagte Victor, „und bitte um Verzeihung, daß ich die Frühmahlstunde versäumt habe, ich wußte sie nicht."

„Freilich konntest Du sie nicht wissen, Narr, und es verlangte Niemand, daß Du sie einhaltest. Gieße dem Hunde in jenen hölzernen Trog Wasser ein."

Mit diesen Worten stieg er von dem Schemel herunter, ging zu einer Leiter, bestieg sie und setzte den Vogel in das

obere Fach eines Glasschreines. Für den hineingestellten nahm er einen andern heraus und fing dasselbe Bürsten mit ihm an.

Victor konnte jetzt bei Tage erst sehen, wie ungemein hager und verfallen der Mann sei. Die Züge drückten kein Wohlwollen und keinen Antheil aus, sondern waren in sich geschlossen, wie von Einem, der sich wahrt, und der sich selber unzählige Jahre geliebt hat. Der Rock schlotterte an den Armen, und von dem Kragen desselben ging der röthliche, runzlige Hals empor. Die Schläfe waren eingesunken, und das zwar noch nicht völlig ergraute, aber aus vielen mißhelligen Farben gemischte Haar war struppig um dieselben herum, niemals, seit es wuchs, von einer liebenden Hand gestreichelt. Die Augen, die unter den herabgesunkenen Brauen hervorgingen, hafteten auf dem kleinen Umkreise des todten Vogels. Der Rockkragen war an seinem oberen Rande sehr schmutzig, und an dem Aermel sah ein gebauschtes Stück Hemd hervor, das ebenfalls schmutziger war, als es Victor je bei seiner Ziehmutter gesehen hatte. Und überall waren leblose, oder verdorbene Dinge um den Mann herum. Es befanden sich in dem Zimmer eine Menge Gestelle, Fächer, Nägel, Hirschgeweihe und Dergleichen, an welchen Allen etwas hing, und auf welchen Allen etwas stand. Es wurde aber mit solcher Beharrung gehütet, daß überall der Staub darauf lag, und daß sich Vieles schon jahrelang nicht von dem Platze gerührt hatte. In den Halsbändern der Hunde, wovon ein ganzer Bündel dahing, war innerlich der Staub; die Falten der Tabaksbeutel waren erstarrt und undenklich lange schon nicht geändert worden; die Röhre der Pfeifensammlung klafften, und die Papiere unter den unzähligen Schwersteinen waren gelb. Das Zimmer, welches statt der Decke ein bedeutend spitzes Gewölbe hatte, war ursprünglich bemalt gewesen, aber die Farbe in ihren Lichtern und Schatten war in ein gleichmäßiges uraltes Dunkel übergegangen. Auf dem

Fußboden lag ein ausgebleichter Teppich, und nur dort, wo der Mann während des Speisens zu sitzen pflegte, war ein neuerer, kleinerer mit blühenden Farben gelegt. Jetzt wälzten sich eben die drei Hunde auf ihm. — Es war ein sehr starker Gegensatz, wie Victor in dem Zimmer dieses alten Mannes stand. Sein schönes Angesicht blühte in fast mädchenhafter Unschuld, es war voll Lebenslust und Kraft, die einfärbigen dunkeln Haare lagen gut geordnet um dasselbe, und in seinem Anzuge war er so rein, als wäre derselbe in diesem Augenblicke von liebreichen Mutterhänden besorgt worden.

Er blieb, wie er in das Zimmer getreten war, stehen und sah dem Oheime zu. Dieser aber fuhr in seinem Geschäfte fort, als wenn gar Niemand zugegen wäre. Er mußte es schon sehr lange nicht verrichtet haben und heute bei Anbruch des Tages darangegangen sein; denn es war bereits eine ziemliche Zahl Vögel geputzt, und die andern standen noch ganz grau vom Staube hinter ihren Gläsern. Die alte Frau, welche vorhin an Victor vorübergegangen war, ohne ihn anzureden, brachte jetzt auf einem Brette ein Frühstück herein und setzte es ebenfalls schweigend auf den Tisch. Victor schloß, daß es für ihn sei, da es eben bei seinem Erscheinen gebracht worden war. Er setzte sich daher dazu und verzehrte davon so Viel, als er Morgens zu essen gewohnt war; denn es stand auf dem Brette weit mehr, als er bedurfte. Es war ein Frühmahl, wie es in England gebräuchlich ist, von Thee und Kaffee angefangen bis zu Eiern, Käse, Schinken und kaltem Rindsbraten. Der Spitz hatte es hiebei am besten; denn Victor gab ihm so Viel, als er vielleicht niemals zu seinem Morgenmahle bekommen hatte.

„Hast Du schon Wasser in den Trog gegossen?“ fragte der Oheim.

„Nein,“ entgegnete Victor, „ich vergaß es in dem Augenblicke, aber ich thue es gleich.“

Wirklich hatte der Jüngling im Anschauen seines Oheims auf den Wunsch desselben vergessen. Er nahm daher den großen gläsernen Krug, der mit demselben herrlichen Quellwasser, wie gestern, auf dem Tische stand, und goß davon einen Theil in einen kleinen, hölzernen, wohlgebohnten Trog, der an der Wand neben der Thür stand. Nachdem der Spitz getrunken hatte, ging der Oheim von seinem Geschäfte weg und rief seine Hunde zu dem Wasser; da aber keiner Lust bezeigte, weil sie wahrscheinlich ohnehin schon getränkt waren, so drückte der Oheim an einem Stabe, der von der Wand des Troges emporstand, nieder, worauf sich im Boden des Gefäßes eine metallene Platte öffnete und die Flüssigkeit abrinnen ließ. Victor lächelte fast über diese Einrichtung; denn zu Hause bei ihm war das Alles einfacher und freundlicher: der Spitz war in freier Luft, er trank am Bache und verzehrte sein Essen unter dem Apfelbaume.

„Ich zeige Dir vielleicht einmal das Bildniß Deines Vaters," sagte der Oheim, „daß Du siehst, wie ich Dich gleich erkannte."

Nach diesen Worten stieg der alte Mann wieder auf die Leiter und nahm einen neuen Vogel heraus. Victor stand immer in dem Zimmer und wartete, daß der Oheim mit ihm über die Angelegenheit seiner Herreise zu sprechen beginnen werde. Aber Dieser that es nicht und putzte stets an seinen Vögeln fort. Nach einer Weile sagte er: „Das Mittagmahl ist genau um zwei Uhr. Stelle Deine Uhr nach dieser dort und komme darnach."

Victor erstaunte und fragte: „Ihr werdet mich also vor dieser Zeit gar nicht mehr zu sprechen verlangen?"

„Nein," antwortete der Oheim.

„So will ich hinausgehen, um Euch in Eurer Zeitverwendung nicht zu stören, und will den See, die Berge und die Insel betrachten."

„Thue, was Dir immer gefällt," ſagte der Oheim.

Victor ging eilig hinaus, allein er fand die Thür der hölzernen Treppe verſchloſſen. Daher ging er wieder zu dem Oheime zurück und bat, daß er möchte öffnen laſſen.

„Ich werde Dir ſelber aufmachen," ſagte Dieſer.

Er ſtellte ſeinen Vogel hin, ging mit Victor hinaus, zog einen Schlüſſel aus ſeinem grauen Rocke und ſchloß damit die Thür der Holztreppe auf, die er hinter dem Jünglinge ſogleich wieder verſperrte.

Dieſer lief die Treppe auf den Sandplatz hinab. Da hier die Fluth des Lichtes ſeinen erfreuten Augen entgegenſchlug, wendete er ſich ein wenig um, um das Haus von Außen zu betrachten. Es war ein feſtes, dunkles Gebäude mit dem einzigen Geſchoſſe, in welchem er die heutige Nacht geſchlafen hatte. An den offenen Fenſtern erkannte er ſeine Zimmer. Denn alle andern waren zu und prangten vielfach mit den ſchönen Farben der Verwitterung. Sie ſtanden ſämmtlich hinter feſten, ſtarken Eiſengittern. Das Hauptthor war verrammelt, und die hölzerne, überdeckte Treppe zu dem Sandplatze herab ſchien der einzige Eingang zu ſein. Wie war Das anders, als zu Hauſe, wo Fenſter an Fenſter offen ſtand, weiße, ſanfte Vorhänge wehten, und man von dem Garten aus das luſtige Küchenfeuer flackern ſehen konnte.

Victor wendete ſeine Augen nun gegen den freien Platz, der vor dem düſteren Hauſe wegging. Er war das Freundlichſte dieſer Umgebung. Hinten an den Seiten des Hauſes hatte er hohe Bäume, dann war er mit Sand beſtreut, hatte hie und da ein Bänklein, mehrere Blumenſtellen und lief gegen den See in einen wirklichen Blumengarten und dann in Gebüſch aus. Zu beiden Seiten waren Bäume und Geſträuche. Victor ging auf dieſem Platze herum, und Luft und Sonnenſchein thaten ihm ſehr wohl.

Dann aber strebte er weiter, um die Dinge hier zu sehen. Eine uralte Lindenallee war ihm aufgefallen, die von dem Gebäude des Oheims weiterführte. Die Bäume waren so hoch und dicht, daß der Boden unter ihnen feucht war, und das Gras sich mit dem schönsten, zartesten Grün färbte. Victor ging in der Mitte dieser Allee fort. Er gelangte zu einem andern Gebäude, dessen hohes, breites Thor verschlossen und eingerostet war. Ueber dem Bogen des Thores standen die steinernen Zeichen geistlicher Hoheit, Stab und Juful, nebst den andern Wappenzeichen des Ortes. Am Fuße des Bogens und des ganzen Holzthores war weiches, dichtes Gras, zum Zeichen, daß hier lange kein menschlicher Tritt gewandelt war. Victor sah, daß er durch diese Pforte nicht in das Gebäude kommen konnte, er ging daher an demselben außen entlang und betrachtete es. Das Mauerwerk war ein aschgraues Viereck mit fast schwarzem Ziegeldache. Die überwuchernden Bäume der Insel waren hoch darüber hinausgewachsen. Die Fenster hatten Gitter, aber hinter den meisten derselben standen statt des Glases graue, vom Regen ausgewaschene Bretter. Es war wohl noch ein Pförtchen in dieses Haus, aber dasselbe war, wie der Haupteingang, verrammelt. Weiter zurück war eine hohe Mauer, welche wahrscheinlich den ganzen Zusammenhang von Gebäuden und Gärten umschloß und als Eingang das Eisengitter des Oheims hatte. In einem ausspringenden Winkel dieser Mauer lag der Klostergarten, von dem aus Victor die zwei dicken, aber ungewöhnlich kurzen Thürme der Kirche erblickte. Die Obstbäume waren sehr verwildert und hingen, häufig zerrissen, darnieder. Einen Gegensatz mit dieser trauernden Vergangenheit machte die herumstehende blühende, ewig junge Gegenwart. Die hohen Bergwände schauten mit der heitern Dämmerfarbe auf die grünende, mit Pflanzenleben bedeckte Insel herein, und so groß und so überwiegend war ihre Ruhe, daß die Trümmer

der Gebäude, dieser Fußtritt einer unbekannten menschlichen Vergangenheit, nur ein graues Pünktlein waren, das nicht beachtet wird in diesem weithin knospenden und drängenden Leben. Dunkle Baumwipfel schatteten schon darüber, die Schlingpflanze kletterte mauerwärts und nickte hinein, unten blitzte der See, und die Sonnenstrahlen feierten auf allen Höhen ein Fest in Gold- und Silbergeschmeide.

Victor hätte recht gerne die ganze Insel durchgewandert, die nicht groß sein mußte, und die er gerne erkundschaftet hätte, aber er überzeugte sich schon, daß wirklich, wie er vermuthet hatte, das ehemalige Kloster sammt allen Nebengebäuden und Gartenanlagen von einer Mauer umfangen war, wenn auch oft blühende Gebüsche die Steine derselben verdeckten. Er ging wieder auf den Sandplatz zurück. Hier stand er eine gute Weile vor dem Gitterthore, sah die Stäbe an und versuchte an dem Schlosse. Doch zu dem Oheime hinaufgehen und ihn bitten, daß er öffnen lasse — Das vermochte er nicht, er hatte einen Widerwillen davor. Außer den zwei alten Dienern, dem betagten Christoph und der alten Frau, war es, wie ausgestorben, in dem ganzen Gebäude. Er ließ daher von dem Gitter ab und wandelte auf dem offenen Platze vorwärts gegen den See, um von dem Felsenufer, wenn hier auch eines wäre, in das Wasser hinabzuschauen. Es war ein Felsenufer, und zwar, da er am äußersten Rande draußen stand, ein häuserhohes. Unten säumte das Wasser sanft den Strand; gegenüber stand die Grisel mit freundlichem Bergfuße, der seine weißen Steine und seine schimmernden Dinge im Wasser spiegelte. Und wenn er auf die Bergmauern rings um schaute, an denen das Wasser dunkel, reglos und faltenlos lag, so war ihm, wie in einem Gefängnisse, und als sollte es ihm hier beinahe ängstlich werden. Er versuchte, ob nicht eine Stelle zum Hinunterklettern an das Wasser zu finden wäre, aber die von

Regen und Sturm gepeitschte Wand war glatt, wie Eisen, ja sie ging sogar gegen das Wasser zu einwärts und überwölbte sich. Wie groß müssen erst die Wände der Grisel sein, dachte Victor, die schon von hier aus gesehen, wie Palläste, emporsteigen, während das Felsenufer der Insel, da wir herfuhren, nur, wie ein weißer Sandstreifen, erschienen war.

Als er hier wieder eine Weile gestanden war, ging er längs des Saumes dahin, bis er an die Einfangungsmauer an die Seite des Klosters käme. Er kam dahin, und die Mauer stieg mit glattem Rande fallrecht in das Wasser nieder. Dann wendete er um und wandelte wieder an dem Saume fort, bis er neuerdings an die Mauer an der dem Kloster entgegenliegenden Seite käme. Aber ehe er dahin gelangte, traf er etwas Anderes. Es stand eine gemauerte Höhlung da, wie die Thür eines Kellers, die hinter sich abwärts gehende Stufen zeigte. Victor meinte, Dieß könnte eine Treppe sein, die zum See hinabführe, um etwa Wasser heraufzuholen. Sogleich schlug er den Weg hinab ein, der in der That, wie eine überwölbte Kellerstiege, war und auf unzähligen Stufen niederführte. Er gelangte wirklich an das Wasser, aber wie erstaunte er, als er statt eines armen Schöpfungsplatzes, wie etwa zum Begießen der Pflanzen nöthig wäre, einen wahrhaften Wassersaal erblickte. Da er aus dem Dunkel der Treppe herauskam, sah er zwei Seitenwände aus großen Quadern in den See hinauslaufen, steinerne Simse an ihren Seiten führend, daß man auf ihnen neben dem Wasserspiegel, der den Fußboden der Halle bildete, hingehen konnte. Oben war ein festes Dach, die Mauern hatten keine Fenster, und alles Licht kam durch die gegen den See gerichtete Wand herein, die ein Gitter aus sehr starken Eichenbohlen war. Die vierte, nämlich die Rückwand, bildete der Fels der Insel. Viele Pflöcke waren in den Grund getrieben, und an manchen derselben hing mittelst eines Eisenschlosses ein Kahn. Der Raum

war sehr groß und mußte einst viele solche Kähne in sich liegen gehabt haben, wie das vielfach abgeschleifte Ansehen der Eisenringe der Pflöcke zeigte; aber jetzt waren nur mehr vier da, die ziemlich neu waren, sehr gut gebaut und mit Ketten und versperrten Schlössern in den Ringen hingen. Das Bohlenwerk hatte mehrere Thüren zum Hinausfahren in den See, aber sie waren Alle verschlossen, und die Balken gingen unersichtlich tief in das Wasser hinab.

Victor blieb stehen und sah in die grünblinkenden Lichter des See's, die zwischen den schwarzen Balken des Eichenholzes hereinschienen. Er setzte sich dann nach einer Weile auf den Rand eines Kahnes, um mit der Hand die Wärme des Seewassers zu prüfen. Es war nicht so kalt, als er es wegen seiner durchsichtigen Klarheit geschätzt hatte. Seit seiner Kindheit war das Schwimmen eines seiner liebsten Vergnügen gewesen. Als er daher gehört hatte, das Haus seines Oheims liege auf einer Insel, nahm er sein Schwimmkleid in dem Ränzlein mit, um dieser Uebung recht oft nachzugehen. Dieß fiel ihm hier in dem Wassersaale augenblicklich ein, und er begann die Stellen wegen künftigen Schwimmübungen mit den Augen zu prüfen, aber er erkannte gleich die Unmöglichkeit; denn, wo die Kähne hingen, war es zu seicht, und wo es tiefer wurde, gingen gleich die Bohlen in das Wasser nieder. Zum Durchkommen durch die Bohlen war ebenfalls keine Aussicht vorhanden; denn sie waren so enge an einander, daß sich nicht der schlankste Körper hätte hinauszwängen können. Es blieb daher nichts übrig, als sich dieses Wasserhaus für die Zukunft zum bloßen Badeplatze zu bestimmen.

Zum Theile erfüllte er diese Absicht gleich auf der Stelle. Er legte so Viel von seinen Kleidungsstücken ab, als nöthig war, einige Körpertheile, namentlich Schultern, Brust, Arme und Füße zu waschen. Den Spitz badete er ebenfalls. Hierauf

legte er seine Kleider wieder an und stieg die Stufen zurück empor, die er herabgegangen war. Als er sodann an dem Ufer fortging, traf er an das andere Ende der Einschlußmauer. Es ging, wie das erste, fallrecht in den See nieder und war so aus dem Felsen herausgebaut, daß kaum ein Kaninchen um den Mauerrand hätte herumschlüpfen können. Victor blieb eine Weile lässig an dieser Stelle stehen — dann war, so zu sagen, sein Tagwerk aus. Er ging auf den Sandplatz zurück und setzte sich dort auf eine Bank, um von dem Bade auszuruhen und den Spitz zu trocknen. Das Haus des Oheims, welches er nun gegenüber hatte, war, wie es am Morgen gewesen war. Nur die Fenster des Zimmers, in welchem er geschlafen hatte, standen offen, weil er sie selbst geöffnet hatte, alles Andere war zu. Niemand ging heraus, Niemand ging hinein. Die Schatten wendeten sich nach und nach, und die Sonne, die Morgens hinter dem Hause gestanden war, beleuchtete nun die vordere Seite desselben. Victor war es, wie er so da saß und auf die dunkeln Mauern schaute, als sei er schon ein Jahr von seiner Heimath entfernt. Endlich wies der Zeiger seiner Uhr auf zwei. Er hob sich daher, ging die Holztreppe empor, der Oheim öffnete ihm auf sein Klopfen mit dem Klöppel die Stiegenthür, ließ ihn hinter sich in das Speisezimmer gehen, und sofort setzten sich Beide zu Tische.

Das Mittagsmahl unterschied sich von dem gestrigen Abendmahle nur darin, daß Beide, Oheim und Neffe, zusammen aßen. Sonst war es, wie gestern. Der Oheim sprach wenig, oder eigentlich so Viel, wie nichts; die Speisen aber waren mannigfaltig und gut. Es standen wieder mehrere Weine auf dem Tische, und der Oheim trug Victor sogar davon an, wenn er nämlich schon Wein trinke; Dieser aber schlug das Anerbieten aus, indem er sagte, daß er bisher immer Wasser getrunken habe und dabei bleiben wolle. Der

Oheim sprach auch heute nichts von dem Reisezwecke, sondern da das Essen aus war, stand er auf und beschäftigte sich mit allerlei Dingen, die in dem Gemache waren, und kramte in denselben herum. Victor begriff sogleich, daß er entlassen sei, und begab sich seiner Neigung zu Folge in's Freie.

Nachmittags, da die Hitze in diesem Thalbecken, so wie Morgens die Kühle, sehr groß war, sah Victor, da er über den Blumenplatz ging, den Oheim auf einer Bank mitten in den Sonnenstrahlen sitzen. Derselbe rief ihn aber nicht hinzu, und Victor ging auch nicht hinzu.

So war der erste Tag aus. Das Abendessen, wozu Victor um neun Uhr beschieden war, endete für ihn, wie gestern. Der Oheim führte ihn in seine Zimmer und sperrte das Eisengitter des Ganges ab.

Den alten Christoph hatte Victor den ganzen Tag nicht gesehen, nur die alte Frau allein wartete bei Tische auf — wenn man nämlich das „aufwarten" nennen kann, daß sie die Speisen brachte und forttrug. Alles Andere hatte der Oheim selber gethan; auch die Käse und Weine hatte er wieder eingesperrt.

Als man des andern Morgens vom Frühstücke aufgestanden war, sagte er zu Victor: „Komme ein wenig herein da."

Mit diesen Worten schloß er eine kaum erkennbare Tapetenthür des Speisezimmers auf und schritt in ein anstoßendes Gemach, wohin ihm Victor folgte. Das Gemach war wüste eingerichtet und enthielt mehr, als hundert Feuergewehre, die nach Gattungen und Zeiten in Glasschreinen waren. Hüfthörner, Waidtaschen, Pulvergefäße, Jagdstöcke und noch Tausenderlei dieser Dinge lagen herum. Sie gingen durch dieses Zimmer hindurch, dann durch das anstoßende, das wieder leer war, bis sie in ein drittes kamen, in dem einige alte Geräthe standen. An der Wand hing ein einziges

Bild. Es war rund, wie die Schilde, worauf man die Wappen zu malen pflegt, und war von einem breiten, ausgeflammten und durchbrochenen Goldrahmen hohen Alters umschlossen.

„Das ist das Bild Deines Vaters, dem Du sehr gleich siehst," sagte der Oheim.

Ein blühend schöner Jüngling, fast eher noch ein Knabe zu nennen, war in einem bauschigen, braunen, mit Goldtressen besetzten Kleide auf dem runden Schilde abgebildet. Die Malerei, obwohl kein Meisterstück ersten Ranges, war doch mit jener Genauigkeit und Tiefe der Behandlung begabt, wie wir sie noch recht oft auf den Familienbildern des vorigen Jahrhunderts sehen. Jetzt nimmt Oberflächlichkeit und Rohheit der Farbe überhand. Besonders rein waren die Goldborden ausgeführt, die noch jetzt mit düsterem Lichte funkelten und von den schneeweiß eingestaubten Locken und dem lieblichen Angesichtchen, dessen Schatten ganz besonders rein und durchsichtig waren, sich gut abhoben.

„Es ist in der adeligen Schule die närrische Sitte gewesen," sagte der Oheim, „daß alle Zöglinge zum Andenken abgebildet und in solchen runden Schildern mannigfaltig bald in Gängen bald in Vorsälen und gar in Zimmern aufgehängt wurden. Die Rahmen kauften sie sich selber dazu. Dein Vater ist immer eitel gewesen und ließ sich malen. Ich war viel schöner, als er, und saß nicht. Als die Schule einging, kaufte ich das Bild hieher."

Victor, der sich seines Vaters so wie seiner Mutter gar nicht mehr erinnern konnte, da sie ihm Beide, zuerst die Mutter und sehr bald darauf der Vater, in frühester Kindheit weggestorben waren, stand nun vor dem Bilde Dessen, dem er das Leben verdankte. In das weiche Herz des Jünglings kam nach und nach das Gefühl, das Waisen oft haben mögen, wenn sie, während Andere ihre Eltern in Leib und Leben vor sich haben, bloß vor den gemalten Bildern der-

ſelben ſtehen. Es iſt ein von einer tiefen Wehmuth reiches und doch einen traurig ſüßen Troſt gebendes Gefühl. Das Bild wies in eine weite, längſt vergangene Zeit zurück, wo der Abgebildete noch glücklich, jung und hoffnungsreich geweſen war, ſo wie der Betrachter jetzt noch jung und voll der unerſchöpflichſten Hoffnungen für dieſe Welt iſt. Victor konnte ſich nicht vorſtellen, wie vielleicht derſelbe Mann ſpäter in dunklem einfachen Rocke und mit dem eingefallenen, ſorgenvollen Angeſichte vor ſeiner Wiege geſtanden ſein mag. Noch weniger konnte er ſich vorſtellen, wie er dann auf dem Krankenbette gelegen iſt, und wie man ihn, da er todt und erblaßt war, in einen ſchmalen Sarg gethan und in das Grab geſenkt habe. Das Alles iſt in eine ſehr frühe Zeit gefallen, wo Victor die Eindrücke der äußeren Welt noch nicht hatte, oder dieſelben nicht für die nächſte Stunde zu bewahren vermochte. Er ſah jetzt in das ungemein liebliche, offene und ſorgenloſe Angeſichtchen des Knaben. Er dachte, wenn er noch lebte, ſo würde er jetzt auch alt ſein, wie der Oheim; aber er konnte ſich nicht vorſtellen, daß der Vater dem Oheime ähnlich ſehen würde. Da er noch lange ſtand, keimte in ihm der Entſchluß, wenn er überhaupt mit dem Oheime auf einen beſſern Fuß zu ſtehen käme, als er jetzt ſtand, daß er ihm die Bitte vortragen wolle, ihm das Bild zu ſchenken, denn dem Oheime könne ja ſo viel nicht daran gelegen ſein, da er es in dieſem ungeordneten Zimmer ganz allein auf der Wand hängen und den vielen Staub auf dem Rahmen liegen laſſe.

Der Oheim ſtand indeſſen an der Seite und ſah das Bild und den Jüngling an. Er hatte keine ſonderliche Theilnahme gezeigt und, wie Victor die erſte Bewegung machte, ſich von dem Bilde zu entfernen, ging er gleich voran, um ihn aus den Zimmern zu führen, wobei er weder von dem

Bilde, noch von dem Vater etwas Anders sagte, als die Worte: „Es ist eine erstaunliche Aehnlichkeit."

Als sie wieder in das Tafelzimmer gekommen waren, schloß er sorgfältig die Tapetenthür und begann auf die gewöhnliche Weise in dem Gemache herumzugehen und in den herum liegenden und stehenden Sachen zu greifen, zu stellen und zu ordnen, woraus Victor aus Erfahrung erkannte, daß er jetzt vor der Hand nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle.

Er beschloß daher, wieder auf die Insel hinunterzugehen. Die Treppenthür war abermals geschlossen. Victor wollte nicht zu dem Oheime gehen, daß er ihm öffne, sondern er dachte an den Kasten, in welchen gestern das alte Weib mit den Schalen hineingegangen war, und vermuthete, daß durch denselben ein Ausweg sein müsse. Er fand den Kasten bald, öffnete ihn und sah wirklich abwärts führende Stufen, die er einschlug. Allein er gelangte auf denselben nicht in das Freie, sondern in die Küche, in welcher er Niemanden traf, als das alte Weib, welches mit der Herrichtung der vielen verschiedenen Dinge beschäftigt war, die zu dem Mittagsmahle gehörten. Nur noch ein jüngeres, beinahe blödsinnig aussehendes Mädchen unterstützte sie hiebei. Victor fragte das Weib, ob sie ihn nicht in den Garten hinauslassen könne.

„Freilich," sagte sie, führte ihn dieselbe Treppe hinauf, die er heruntergekommen war, und holte den Oheim heraus, welcher sofort öffnete und den Jüngling hinausließ.

Victor erkannte nun, daß die Holztreppe der einzige Ausgang sei, und daß man den mit solchem Mißtrauen geschlossen halte, obwohl das Ganze ohnehin mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben sei.

Der Tag verging, wie der gestrige. Victor kam um zwei Uhr zum Mittagsessen und ging dann wieder fort. Gegen Abend ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Victor sah ein

Schiff gegen die Inſel kommen und gerade gegen das Waſſerbohlenwerk zufahren, das er geſtern entdeckt hatte. Victor lief eilig die Treppen zum Waſſerhauſe hinab. Das Schiff kam herzu, das Bohlenthor wurde von Außen mit einem Schlüſſel geöffnet, und der alte Chriſtoph fuhr ganz allein in einem Kahne herein. Er hatte Lebensmittel und andere Bedürfniſſe geholt und war deßwegen in der Hul und in Attmaning geweſen. Victor begriff nicht, da er die Ladung ſah, wie der alte Mann dieſe Menge Dinge herbeigeſchafft und über den See gerudert habe. Auch war ihm Leid, daß ihm die Abfahrt des alten Dieners nicht bekannt geweſen ſei, weil er ihm einen Brief mitgegeben hätte, der an die Mutter laufen ſollte. Chriſtoph fing an, die Dinge auszuladen und die verſchiedenen Fleiſchgattungen mit Hülfe des blödſinnigen Mädchens auf einer Tragbahre in die Eisgrube zu tragen. Victor ſah hiebei ein ganz niederes eiſernes Thürchen an der Hinterſeite des Hauſes öffnen. Als er über die Treppen hinter dem Thürchen hinabging, erblickte er im Scheine der Laterne, die man dort angezündet hatte, eine gewaltige Laſt Eiſes, auf der allerlei Vorrathsdinge herumlagen, und die eine fürchterliche Kälte in dieſem Raume verbreitete. In ſpäter Dämmerung war die Arbeit des Ausladens vollendet.

Der dritte Tag verging, wie die erſten zwei. Und es verging der vierte, und es verging der fünfte. Drüben ſtand immer die Griſel, rechts und links ſtanden die blaulichen Wände, unten dämmerte der See, und mitten leuchtete das Grün der Baumlaſt der Inſel, und in dieſem Grün lag, wie ein kleiner grauer Stein, das Kloſter mit dem Hauſe. Der Orla ließ manches blaue Stück durch die Baumzweige darauf niederſchimmern.

Victor war bereits an allen Stellen der Einfaſſungsmauer geweſen, auf allen Bänken des Sandplatzes, oder

Gartens war er gesessen, und auf allen Vorgebirgen des Ufersaumes des eingefaßten Platzes war er gestanden.

Am sechsten Tage konnte er es nicht mehr so aushalten, wie es war, und er beschloß, der Sache ein Ende zu machen.

Er kleidete sich früh Morgens sorgfältiger an, als er es gewöhnlich that, und erschien so bei dem Frühstücke. Nachdem dasselbe vorüber war, und er schon neben dem Oheime in dem Zimmer stand, sagte er: „Oheim, ich wünschte mit Euch etwas zu reden, wenn Ihr nämlich Zeit habt, mich anzuhören."

„Rede," sagte der Oheim.

„Ich möchte Euch die Bitte vortragen, mir in Gefälligkeit den Grund zu eröffnen, weßhalb ich auf diese Insel kommen mußte, wenn Ihr nämlich einen besonderen Grund hattet; denn ich werde morgen meine Abreise wieder antreten."

„Die Zeit bis zur Uebernahme Deines Amtes dauert ja noch über sechs Wochen," antwortete der Oheim.

„Nicht mehr so lange, Oheim," sagte Victor, „nur noch fünf und dreißig Tage. Ich möchte aber noch einige Zeit, bevor ich in das Amt trete, in meinem zukünftigen Aufenthaltsorte zubringen und möchte deßhalb morgen abreisen."

„Ich entlasse Dich aber nicht."

„Wenn ich Euch darum bitte, und wenn ich Euch ersuche, mich morgen oder, wie es Euch gefällig ist, übermorgen in die Hul hinüberführen zu lassen, so werdet Ihr mich entlassen," sagte Victor bestimmt.

„Ich entlasse Dich erst an dem Tage, an dem Du nothwendig abreisen mußt, um zu rechter Zeit bei Deinem Amte eintreffen zu können," erwiederte hierauf der Oheim.

„Das könnt Ihr ja nicht," sagte Victor.

„Ich kann es wohl," antwortete der Oheim; „denn die ganze Besitzung ist mit einer starken Mauer umfangen, die

noch von den Mönchen herrührt, die Mauer hat das Eisengitter zum Ausgange, das Niemand anderer, als ich, zu öffnen versteht, und der See, welcher die fernere Grenze macht, hat ein so steiles Felsenufer, daß Niemand zu dem Wasser hinunterkommen kann."

Victor, der von Kindheit an nie die kleinste Ungerechtigkeit hatte dulden können, und der offenbar das Wort „können" im sittlichen Sinne genommen hatte, wie es sein Oheim im stofflichen nahm, wurde bei den letzteren Worten im ganzen Angesichte mit der tiefsten Röthe des Unwillens übergossen und sagte: „So bin ich ja ein Gefangener?"

„Wenn Du es so nennst, und meine Anstalten es so fügen, so bist Du Einer," entgegnete der Oheim.

Victors Lippen bebten nun, er konnte vor Erregung kein Wort sagen — dann aber rief er doch zu dem Oheime: „Nein, Oheim! Das können Eure Anstalten nicht fügen, was Ihr beliebig wollt; denn ich gehe an das Felsenufer hinvor und stürze mich gegen den See hinunter, daß sich mein Körper zerschmettert."

„Thue Das, wenn Du die Schwäche besitzest," sagte der Oheim.

Nun konnte Victor in der That keine Silbe mehr hervorbringen — er schwieg eine Weile, und es stiegen in ihm Gedanken auf, daß er sich an der Härte dieses abscheulichen Mannes rächen werde. Auf der andern Seite schämte er sich auch seiner kindischen Drohung und erkannte, daß sich selber zu verletzen kein wesentlicher Widerstand gegen den Mann wäre. Er beschloß daher, ihn durch Duldung auszutrotzen. Darum sagte er endlich: „Und wenn der Tag gekommen ist, den Ihr genannt habt, lasset Ihr mich dann in die Hul hinüberführen?"

„Ich lasse Dich dann in die Hul hinüberführen," antwortete der Oheim.

„Gut, so bleibe ich bis dahin," entgegnete Victor; „aber Das sage ich Euch, Oheim, daß von nun alle Bande zwischen uns zerschnitten sind, und daß wir nicht mehr in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen können."

„Gut," antwortete der Oheim.

Victor setzte noch im Zimmer sein Barett auf das Haupt, zerrte den Spitz, den er bei sich hatte, an der Schnur hinter sich her und ging zur Thür hinaus.

Der Jüngling betrachtete sich nun von jeder Rücksicht, die er sonst gegen den Oheim beobachten zu müssen geglaubt hatte, frei und beschloß, fortan jede Handlungsweise sich zu erlauben, die ihm nicht von seinem Sittlichkeitsgefühle verboten, oder von den Grenzen der offenbaren Gewalt unmöglich gemacht worden wäre.

Er ging von dem Oheime in sein Zimmer und schrieb dort über zwei Stunden. Dann ging er in's Freie. An der Treppenthür war von Innen und von Außen ein Ring, der als Klöppel diente. Wollte Victor von nun an entweder hinein, oder hinaus, so ging er nicht mehr, wie bisher, zu dem Oheime, daß er ihm öffne, sondern er stellte sich an die Thür und schlug mit dem Klöppel gegen dieselbe. Auf dieses Zeichen kam der Oheim allemal, wenn er in seinem Zimmer war, heraus und öffnete. War er selber im Freien, so stand die Thür ohnehin offen. Bei dem Mittagmahle des ersten Tages redete Victor nichts, der Oheim fragte ihn auch nichts, und als das Essen vorüber war, standen Beide auf, und Victor ging sogleich fort. Auf dieselbe Weise war das Abendmahl.

Victor ging nun daran, alle Theile des eingeschlossenen Raumes zu durchforschen. Er drang in die Gebüsche, welche hinter dem Hause standen, er ging von Baum zu Baum und sah jeden an und untersuchte ihn um seine Eigenschaften und um seine Gestalt. Einmal drang er durch alle Gebüsche

und Schlinggewächſe, welche an der Innenſeite der Einſchlußmauer des Beſitzthumes waren, längs der ganzen Mauer dahin. Sie war, wie dumpfig und morſch ſie auch an vielen Stellen von den unſäglichen Gewächſen, die an ihr wuchſen, war, dennoch überall ganz genug und feſt genug. In dem Hauſe, in welchem er mit dem Oheime wohnte, durchſuchte er Alles Treppe auf, Treppe ab, Gang aus, Gang ein; aber es war bei dieſen Unterſuchungen nicht Viel zu finden. Ueberall, wo ſich eine Thür, oder ein Thor zeigte, waren die Schlöſſer gut verſperrt, zum Theile ſtanden große, ſchwere Käſten davor, in denen einſt Getreide, oder Dergleichen geweſen ſein mochte, und hinderten auf ewig das Oeffnen, wie ja auch die meiſten Fenſter der Gänge, wie Victor gleich am erſten Tage bemerkt hatte, bis auf einen kleinen Theil, durch den das Licht kam, mit Brettern verſchlagen waren. Außer den Gängen, die zwiſchen dem Speiſezimmer und ſeinen zwei Wohnzimmern liefen, und außer der Treppe, über welche er in die Küche hinabgelangen konnte — welche zwei Dinge er ohnehin ſchon lange kannte — entdeckte er im Hauſe ſeines Oheims nichts, als etwa die Treppe, welche einſt abwärts zu dem Ausgange geführt hatte, nun aber an einem Thor endete, das niedrig, verſchloſſen und mit Roſt bedeckt war.

Was Victor am meiſten reizte, war das alte Kloſter. Er ging an allen Seiten des grauen, einſamen Viereckes herum, und eines Tages, da er in dem verfallenen Kloſtergarten war, von dem man die Thürme ſehen konnte, gelang es ihm, über eine niedere Quermauer, aus welcher er mehrere Ziegel herausbrechen konnte, in einen Zwinger zu ſteigen und aus demſelben in innere, nicht verſchloſſene Räume zu kommen. Er wanderte durch einen Gang, wo die alten Aebte aus- und eingegangen waren, abgebildet waren, aus ſchwarzen Bildern niederſahen und blutrothe Namen und Jahreszahlen zu ihren Füßen hatten. In die Kirche gelangte er und ſtand

an den von Gold und Silber entblößten Altären — dann war er über manche von ewigem Treten zerschleifte Steinschwelle in zufällig offen stehende Zellen gekommen, in denen es nun hallte, und wo dumpfe Luft stand. Zuletzt war er in die Thürme gestiegen und hatte die ruhigen, verstaubten Glocken hängen gesehen. Als er wieder über die Quermauer in den Obstgarten hinausgeklettert war, lösete er den Spitz, den er an einem Strunke angebunden hatte, und der indessen stille dagesessen war, wieder los und ging mit ihm fort.

Mehrere Tage darnach, als er mit dem Oheime den seltsamen Auftritt gehabt hatte, ging er einmal in das Bohlenhaus hinab, um sich, wie er es öfters gethan hatte, mehrere Theile seines Körpers in dem erquickenden Wasser zu waschen. Als er auf den letzten Stufen so saß, und, um sich abzukühlen, vor sich hinschaute, bemerkte er in der Tiefe des Wassers, weil ein ganz besonders schöner Tag war, oder weil er jetzt überhaupt Alles schärfer beobachtete, daß einer der Bohlenzähne des Thores, die in das Wasser hinabragten, kürzer sei, als die andern, und so eine Lücke bilde, durch die man vielleicht mittelst Tauchen in den See hinausgelangen könne. Er beschloß, auf der Stelle den Versuch zu machen. Zu diesem Zwecke ging er in seine Stube und holte sich sein Schwimmkleid. Da er mit demselben zurückgekommen war, sich ausgekühlt und entkleidet hatte, ging er der größeren Tiefe des Wassers zu, legte den Körper längs der Fläche, tauchte vorsichtig, schwamm vorwärts, hob das Haupt und war außer den Bohlen. Selbst den Spitz, welchem er die Schnur abgenommen hatte, konnte er, weil er schlank war, zwischen den Bohlen zu sich hinausbringen. Nun schwamm er freudig in großen Kreisen aufwärts und abwärts des Bohlenthores in dem tiefen See herum. Der Spitz neben ihm. Als seine Kraft gesättigt war, näherte er sich wieder der Bohlenlücke, tauchte und kam unter die Kahnpflöcke und

unter das Bohlenhaus hinein. Er kleidete ſich nach dieſem Bade an und ging fort. Das that er nun alle Tage. Wenn die größte Hitze ſich milderte, ging er in das Schiffhaus, machte ſich ſchwimmgerecht und ſchwamm, ſo lange es ihm gefiel, außer dem Bohlenthore herum.

Es fiel ihm wohl in dieſer Zeit ein, daß er ſeine Kleider nebſt einem Vorrathe von Brod durch die Bohlen hinausſchaffen und ſie, an eine Schnur gebunden, ſchwimmend hinter ſich herziehen könnte, bis er das nächſte hereingehende Ende der Anſchlußmauer umſchwommen hätte. Dort könnte er ausſteigen, in einem Verſtecke die Kleider trocknen und ſie dann anziehen. Es würde doch möglich ſein, wenn das Brod nur aushielte, eine Zeit zu erwarten, in der man ein auf dem See fiſchendes Schiffchen herzurufen könnte. Ja ſelbſt Das fiel ihm in Zeitpunkten der erregteſten Einbildungskraft ein, daß er mit einiger Anſtrengung ſeiner Körperkräfte und mit Aufrufung ſeines Geiſtes von der Inſel etwa bis an den Orla-Berg hinüberſchwimmen könnte, wo er ſich dann durch Klettern und Wandern in die Hul hinüberfinden müßte. Es kam ihm die Ungeheuerlichkeit dieſes Wageſtückes nicht ſo ungeheuer vor, weil ja auch die Mönche einmal über den Orla in die Hul geſtiegen ſind und noch dazu im Winter; aber Das bedachte er nicht, daß die Mönche Männer waren, die das Gebirge kannten, er aber ein Jüngling ſei, der in dieſen Dingen gar keine Erfahrung beſitze. Aber wie lockend auch alle dieſe Vorſpiegelungen ſein mochten, ſo konnte er doch keiner derſelben eine Folge geben, weil er dem Oheime verſprochen hatte, bis zu dem nothwendigen Tage dazubleiben — und dieſes Verſprechen wollte er halten. Darum kam er von dem Schwimmen immer wieder unter dem Bohlenthore herein.

Außer dem Schwimmen brachte er die andere Zeit mit anderen Dingen hin. Er hatte jede und alle Stellen des ein-

geschlossenen Raumes schon besucht und kennen gelernt. Er wurde nun auf das Gehen und Kommen der Lichter auf den Bergen aufmerksam und erkannte nach und nach die Schauer der Farben, die über sie gingen, wenn gemach die Tageszeiten wechselten, oder wenn die Wolken schneller an der blanken Decke des Himmels hinliefen. Oder er horchte durch die todten Lüfte, wenn er so saß, wenn die Sonne am Mittage stand, oder eben am Bergrande untergegangen war, ob er denn nicht das Gebetglöcklein der Hul hören könne — denn auf der Insel war wirklich weder der Schlag einer Thurmuhr, noch der Klang einer Glocke zu vernehmen: — aber er hörte niemal etwas, denn die grüne, dichte Baumwand des größeren Theiles der Insel war zwischen seinem Ohre und dem Klange, den er damals Abends so schön an dem Felsenufer gehört hatte. — Es waren nach lange dauernden Sternnächten — denn Victor war zur Zeit des abnehmenden Mondes gekommen — endlich auch sehr schöne Mondnächte erschienen. Victor öffnete da gerne seine Fenster und sah, da er von Menschen geschieden war, das zauberhafte Flimmern und Glitzern und Dämmern auf See und Felswänden und sah die schwarzen, vom Lichte nicht getroffenen Blöcke mitten in dieser Flirrwelt, wie Fremdlinge, schweben.

Mit Christoph und der alten Magd, wenn sie ihm begegneten, redete er kein Wort, weil er es nicht für würdig hielt, da er schon mit dem Herrn nicht spreche, mit seinen Dienern Reden zu wechseln.

So ging die Zeit nach und nach dahin.

Eines Tages, als er gegen fünf Uhr über den Blumenplatz gegen das Bohlenhaus zuschritt, um zu schwimmen, und, wie gewöhnlich, den armen Spitz an der Schnur hinter sich herzog, redete ihn der Oheim, der nach seiner Art auf einer Bank in der Sonne saß, an und sagte: „Du darfst

den Hund nicht so an der Schnur führen, Du kannst ihn schon frei mit Dir gehen lassen, wenn Du willst."

Victor warf seine Augen erstaunt gegen den Mann und sah wenigstens keine Unehrlichkeit in seinem Angesichte, wenn auch sonst nichts Anderes.

Am folgenden Tage ließ er den Spitz des Nachmittags versuchsweise frei. Es geschah ihm nichts, und er ließ ihn von nun an alle Tage frei mit sich gehen.

So verfloß wieder einige Zeit.

Ein anderes Mal, als Victor eben schwamm und zufällig seine Augen emporrichtete, sah er den Oheim in einer Thür, die sich aus dem Dache des Bohlenhauses öffnete, stehen und auf ihn herunterschauen. In den Mienen des alten Mannes schien sich Anerkennung auszusprechen, wie der Jüngling so geschickt die Wasserfläche theilte und öfter mit freundlichen Augen auf den Hund sah, der neben ihm herschwamm. Auch die hohe Schönheit des Jünglings war eine sanfte Fürbitte für ihn, wie die Wasser so um die jugendlichen Glieder spielten und um den unschuldsvollen Körper flossen, auf den die Gewalt der Jahre wartete und die unenträthselbare Zukunft des Geschickes. — — Ob sich auch etwas Verwandtschaftsneigung in dem alten Manne gegen das junge, einzige Wesen regte, das ihm an Blut näher stand, als alle übrigen auf der Erde — wer kann es wissen? Auch ob er heute das erste Mal, oder schon öfter zugeschaut hatte, war ungewiß; denn Victor hatte früher nie gegen das Bohlenthor emporgeblickt; — aber am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags, als Victor über den Gartenplatz ging, den Oheim an den Blumen, der einzigen lieblichen Beschäftigung, bei der er ihn je erblickt hatte, herumarbeiten sah und, ohne ihn anzureden, vorübergegangen war, fand er zu seiner größten Ueberraschung, da er in das Schiffhaus gekommen war, eine der Bohlenthüren offen stehen. Er war geneigt,

dieses Ereigniß irgend einem ihm unbekannten Umstande zuzuschreiben; allein am nächsten Tage und alle folgenden Tage stand um fünf Uhr das Bohlenhaus offen, während es den ganzen übrigen Theil des Tages immer gesperrt war.

Victor wurde durch diese Sachen aufmerksam und erkannte leicht, daß er von dem Oheime beobachtet werde.

Als er, weil die Zeit gar so todtlangsam hinging, wieder einmal, was er seit seiner Gefangenschaft aus Stolz nie gethan hatte, sehnsüchtig an dem eisernen Gitter der Einschlußmauer stand und sein Angesicht zwischen zwei Stäbe legte, um hinauszuschauen, hörte er plötzlich in dem Eisen ein Rasseln; eine Kette, die er schon öfter an den Stäben bemerkt hatte, wie sie emporging und sich in die Mauer verlor, bewegte sich, und in dem Augenblicke fühlte er an dem sanften Nachgeben der Stäbe auswärts, daß das Gitter offen sei und ihn hinauslasse. Er ging hinaus und ging in einigen Theilen der Insel herum. Er hätte jetzt die Gelegenheit zur Flucht benützen können, aber weil ihn der Oheim freiwillig hinausgelassen hatte, benützte er sie nicht und begab sich wieder freiwillig in sein Gefängniß. Bei seiner Annäherung an das Gitter war dasselbe zu, öffnete sich aber, als er herantrat, und ließ ihn herein, sich hinter ihm wieder schließend.

Durch alle diese Sachen hätte Victor weicher werden müssen, wenn der Mann nicht schon vorher am sanftesten sein Herz dadurch gerührt hätte, daß er ihm den Spitz frei gemacht hatte.

Der Jüngling fing nun folgerechter Weise auch seinerseits an, den Greis näher zu beobachten und oftmals zu denken: „Wer weiß, ob er so hart ist, und ob er nicht vielmehr ein unglücklicher alter Mann sei.“

So lebten die zwei Menschen neben einander hin, zwei Sprossen desselben Stammes, die sich hätten näher sein sollen, als alle andern Menschen, und die sich so ferne waren,

wie keine andern — zwei Sprossen desselben Stammes und so sehr verschieden: Victor das freie, heitere Beginnen, mit sanften Blitzen des Auges, ein offener Platz für künftige Thaten und Freuden — der Andere das Verkommen, mit dem eingeschüchterten Blicke und mit einer herben Vergangenheit in jedem Zuge, die er sich einmal als einen Genuß, also als einen Gewinn, aufgeladen hatte. In dem ganzen Hause lebten nur vier Personen: der Oheim, der alte Christoph, Rosalie, so hieß die alte Haushälterin und Köchin, und endlich das blödsinnige auch schon alte Mädchen Agnes, welche Rosaliens Handlangerin war. Unter diesen alten Menschen und neben dem alten Gemäuer ging Victor herum, wie ein nicht hieher gehöriges Wesen. Sogar die Hunde waren sämmtlich alt; die Obstbäume, die sich vorfanden, waren alt; die steinernen Zwerge, die Bohlen im Schiffhause waren alt! Nur einen Genossen hatte Victor, der blühend war, wie er, nämlich die Laubwelt, die lustig in der Verfallenheit sproßte und keimte.

Victor hatte sich schon früher öfter mit einer Thatsache beschäftigt, die ihn nachdenken machte. Er wußte nämlich nicht, wo sein Oheim das Schlafzimmer habe, und konnte es trotz aller Beobachtungen nicht entdecken. Er dachte daher, vielleicht verberge er es gar aus Mißtrauen. Einmal, da der Jüngling über die Treppe in die Küche hinabgerieth, hörte er eben die Haushälterin sagen: „Er traut ja Niemanden; wie könnte man ihm denn beibringen, daß er aus der Hul einen Menschen in Dienst nehme? Das thut er nicht. Er rasirt sich darum selbst, daß ihm Niemand den Hals abschneide, und er sperrt Nachts die Hunde ein, daß sie ihn nicht fressen."

An diese Umstände äußerster Hülflosigkeit mußte Victor nun immer denken, und Dieß um so mehr, als sich gerade jetzt gegen ihn mildere Zeichen einstellten. Die eiserne Gitterthür im Gange zu seinem Schlafzimmer wurde nicht mehr

gesperrt, das Bohlenthor stand zur Schwimmzeit regelmäßig offen, und zum eisernen Hauptgitter der Mauer hatte Victor statt eines Schlüssels ein Pfeifchen von dem Oheime empfangen, auf dessen Pfiff das Gitter sich öffnete; denn es war nicht, wie gewöhnlich, zu sperren und zu öffnen, sondern durch eine Vorrichtung von einem Zimmer des Oheims aus, man wußte nur nicht, von welchem.

Die ersten ordentlichen Unterredungen zwischen den zwei Verwandten wurden durch eine seltsame Veranlassung eingeleitet, man könnte sagen: aus Neid. Da nämlich eines Abends Victor von einem Streifzuge durch die Insel, wie er sie jetzt öfters machte, in Begleitung aller vier Hunde zurückkam — auch der des Oheims; denn sie hatten sich schon länger an ihn angeschlossen und waren in seiner und des Spitzes Gesellschaft lustiger und rühriger geworden, als sie es früher gewesen waren — sagte der Oheim, der zufälliger Weise noch in dem Garten war und Dieses sah: „Dein Spitz ist auch weit besser, als meine drei Bestien, denen nicht zu trauen ist. Ich weiß nicht, wie sie sich so an Dich hängen?“

Dem Jünglinge fuhren auf diese Rede die Worte, weil sie ihm so nahe lagen, aus dem Munde: „Habt sie nur lieb, wie ich den Spitz, und sie werden auch so gut sein.“

Der Mann sah ihn mit sonderbar forschenden Augen an und sagte gar nichts auf diese Rede. Aber sie wurde der Anker, an den Abends bei Tische andere Gespräche über andere Gegenstände angeknüpft wurden. Und so ging es dann weiter, und Oheim und Neffe sprachen jetzt wieder mit einander, wenn sie zusammenkamen, was namentlich bei den drei Mahlzeiten des Tages der Fall war.

Besonders lebhaft wurde Victor einmal, da ihn der Greis zufällig, oder absichtlich veranlaßte, von seiner Zukunft und von seinen Plänen zu reden. Er werde jetzt in sein Amt eintreten, sagte Victor, werde arbeiten, wie es nur seine Kraft

vermag, werde jeden Fehler, den er antreffe, verbessern, werde seinen Obern Alles vorlegen, was zu ändern sei, werde kein Schlendern und keinen Unterschleif dulden — in freien Stunden werde er die Wissenschaften und Sprachen Europa's vornehmen, um sich auf künftige Schriftstellerarbeiten vorzubereiten, dann wolle er auch das Kriegswesen kennen lernen, um in dem höheren Staatsdienste einmal den ganzen Zusammenhang überschauen zu können, oder in Zeiten der Gefahr selbst zu Feldherrndiensten tauglich zu sein. Wenn er sonst noch Talent habe, so möchte er auch die Musen nicht ganz vernachlässigen, ob ihm vielleicht etwas gelänge, was sein Volk zu begeistern und zu entflammen vermöge.

Der Oheim hatte während dieser Rede Kügelchen aus Brod gedreht und hatte lächelnd mit den schmalen, zusammengekniffenen Lippen zugehört.

„Wenn Du nur das Alles zusammenbringst," sagte er, „jetzt kannst Du schon gut schwimmen, Das heißt, ziemlich gut; ich habe Dir gestern wieder eine Weile zugeschaut — aber der Bogen der rechten Hand ist noch ein wenig zu kurz, es ist, als zögest Du die Hand zurück, und die Fußbewegung ist auch noch zu heftig. — Willst Du denn nicht auch einmal zu jagen versuchen? Verstehst Du, ein Gewehr loszuschießen und zu laden? Ich gebe Dir ein paar aus meiner Gewehrkammer, und Du kannst damit durch die ganze Insel herumgehen."

„Freilich verstehe ich, ein Feuergewehr zu behandeln," antwortete Victor, „aber die Singvögel, die ich hier sehe, mag ich nicht schießen; denn sie erbarmen mir zu viel, und auf der ganzen Insel sehe ich nur veraltete Obstbäume und junges darüber wachsendes Waldlaub, da wird schwerlich ein Fuchs, oder ein anderes schießbares Wild sein."

„Du wirst schon finden, nur muß man das Suchen verstehen."

Mit diesen Worten trank der Oheim seinen Wein aus, aß sein Zuckerwerk und ließ den Gegenstand fallen. Hierauf gingen sie bald schlafen. Victor wurde jetzt nicht mehr, wie in den ersten Tagen von seinem Oheime in das Schlafgemach geleitet, sondern, seit das Schlafgitter nicht mehr gesperrt wurde, zündete er sich nach Beendigung des Mahles ein Licht an, wünschte dem Oheim gute Nacht und verfügte sich mit dem Spitz, der jetzt auch in Eintracht mit den andern Hunden aß, in seine zwei Gemächer.

In diesen Verhältnissen verging endlich alle Zeit, die Victor nach dem eigentlich erzwungenen Vertrage noch auf der Insel zu verleben gehabt hatte. Er war nie in Versuchung gekommen, etwas über diese Sachlage zu sagen, weil er zu stolz dazu war. Aber als der letzte Tag vergangen war, den er noch da sein konnte, um dann zu rechter Zeit in sein Amt einzutreffen, pochte ihm das Herz in dem Leibe. Man war mit dem Abendmahle fertig. Der Oheim war aufgestanden und kramte in allerlei Papieren und schob sie nach Art des Alters mit ungeschickten Händen durch einander. Dann legte er sie aber sammt und sonders in einen Winkel und ließ sie dort liegen. Victor sah schon aus dem ganzen Benehmen, daß der Greis nichts mehr über den Gegenstand sagen werde, er nahm daher sein Licht und begab sich zu Bette.

Das Frühstück wurde am andern Tag mit derselben Langsamkeit verzehrt, wie bisher immer. Victor hatte auf seiner Stube sein Ränzlein vollständig gepackt und saß jetzt auf seinem Frühmahlstuhle und wartete, was der Oheim beginnen werde. Der alte Mann, der mit dem schlotternden grauen Rocke angethan war, stand auf und ging ein paar Mal durch die Tapetenthür ein und aus. Dann sagte er zu Victor: „Du wirst dieser Tage, heute, oder morgen, fort wollen?“

„Heute, Oheim, muß ich fort, wenn ich nicht zu ſpät kommen ſoll“ antwortete Victor.

„Du kannſt ja draußen in Attmaning Fahrgelegenheit nehmen.“

„Das iſt ſchon eingerechnet, Das muß ich ohnehin thun,“ ſagte Victor; „denn da Ihr nichts über die Sache erwähntet, habe ich bis zu dem letzten Augenblicke gewartet.“

„Du mußt alſo heute,“ ſagte der Greis zögernd, — „Du mußt — wenn Du alſo mußt, ſo ſoll Dich Chriſtoph überführen, wie ich es geſagt habe. Sind Deine Habſeligkeiten ſchon in Ordnung?“

„Ich habe bereits geſtern Alles eingepackt.“

„Geſtern haſt Du ſchon eingepackt — — und freuſt Dich alſo ſehr — ſo, ſo, ſo! — — Ich wollte doch noch etwas zu Dir ſagen — — was wollte ich ſagen? — — Höre Victor!“

„Was, Oheim?“

„Ich denke — und meine — wenn Du es nun verſuchteſt, wenn Du freiwillig noch ein wenig bei einem alten Manne bliebeſt, der Niemanden hat.“

„Wie kann ich denn?“

„Deinen Urlaub hätte ich da — warte, in den Pfeifentiſch, glaube ich, habe ich ihn gelegt.“

Mit dieſen Worten ſchob der Oheim nun mehrere Fächer an dem Tiſche und Schreine, auf denen die Pfeifen und Beutel waren, aus und ein, bis er aus einem ein Papier hervorzog und es an Victor hinreichte.

„Siehſt Du da?“

Der Jüngling war im höchſten Grade erſtaunt und verlegen; denn das Papier war in der That ein Urlaub auf unbeſtimmte Zeit.

„Du kannſt es nun halten, wie Du willſt,“ ſagte der Oheim. „Ich laſſe Dich ſogleich überführen — aber ich habe

Dich ersucht, noch ein wenig da zu bleiben, ob wir vielleicht gut mit einander lebten. Du kannst während der Zeit in die Hul, oder wohin es Dir sonst gefällt, fahren, und wenn Du endlich abreisen willst, so kannst Du abreisen."

Victor wußte nicht, wie ihm war. Er hatte lange auf den heutigen Tag gewartet — nun sah er den merkwürdigen Mann, den er eigentlich haßte, vor sich stehen und bitten. Das alte, eingeschrumpfte Angesicht kam ihm unsäglich verlassen vor — ja es war ihm, als zittere sogar irgend ein Gefühl darinnen. Das gute, schöne Herz, das der Jüngling immer gehabt hatte, regt sich in ihm. Nur einen Augenblick stand er, dann sagte er mit der Offenheit, die ihm eigen war: „Ich will gerne noch eine Zeit da bleiben, Oheim, wenn Ihr es wünscht und nach Einsicht und Gründen für gut erachtet."

„Ich habe keinen andern Grund, als daß Du noch ein wenig da seist," sagte der alte Mann.

Dann nahm er das Papier, welches den Urlaub enthielt, von dem Tische und legte es, nachdem er drei Fächer versucht hatte, in ein viertes, in dem Steine staken.

Victor, der heute Morgens, nicht ahnend, daß sich die Sache so entwickeln werde, seine Zimmer verlassen hatte, begab sich nun in dieselben zurück und packte langsam seinRänzlein aus. Er war nun doppelt ungewiß und doppelt gespannt, wohin das Alles ziele, und was Das sei, daß der Oheim sich eigens Mühe gegeben habe, ihm schon einen Urlaub auszuwirken, ehe er noch in das Amt eingerückt sei. — Einen Augenblick zuckte es ihm durch das Haupt: wie? wenn es Zuneigung wäre, wenn der Mann doch ein lebendiges menschliches Wesen lieber hätte, als die todte, starre Fülle von Dingen und Kram, womit er sich umringte? Aber dann fiel ihm ein, mit welcher Gleichgültigkeit der Greis das Papier von dem Tische weggenommen und ein Fach gesucht

habe, in das er es verbergen könne. Victor hatte überhaupt ſchon länger bemerkt, daß der Oheim nie ein Ding wieder in die nämliche, ſondern ſtets in eine neue Lade lege. Und bei dem Herumſuchen hatte er den Jüngling nicht beobachtet und ihn hinausgehen laſſen, ohne ihn anzureden.

So war er alſo wieder da.

In dem Hauſe hatte der Oheim ein Bücherzimmer, aber er las ſeit Langem nichts mehr, ſo daß Staub und Motten in den Werken waren. Zu dieſem Zimmer gab er Victor den Schlüſſel, und dieſen freute die Sache ſehr. Er hatte nie eine Bücherſammlung geſehen, außer den öffentlichen der Stadt, in denen er aber, wie es begreiflich iſt, nicht herumſuchen durfte. Er merkte ſich den Gang und ging oft in das Zimmer. Er ſtellte die Leiter an alle Fächer, putzte zuerſt alle Bücher, und dann las und betrachtete er die Dinge, wie ſie ihm in die Hand kamen, und wie ſie ihn anzogen.

Großes Vergnügen gewährte es ihm auch, wenn er auf die Diele des Bohlenhauſes gehen und aus der Thür, von der ihm der Oheim zugeſchaut hatte, in den See hinabſpringen konnte. Die Mönche hatten die Thür und die Diele gehabt, um Dinge aus dem Schiffe gleich aufziehen zu können, die ſonſt ſchwer über die Treppe emporzubringen geweſen wären. Aus dem Büchſenſchranke des Oheims hatte er ſich doch ein ſchönes, altdeutſches Gewehr herausgenommen und freute ſich, es zu putzen und trotz ſeiner Ungefügigkeit loszuſchießen. Seit Langem mochten Das wieder die erſten Knalle auf der Inſel ſein, welche den Widerhall der Berge erweckten. Chriſtoph hatte dem Jünglinge einen finſtern Gang gezeigt, durch welchen man gleich aus dem Hauſe des Oheims in das Kloſter hinübergehen konnte. Auch hatte er dem Jünglinge manche Räume aufgeſperrt, die ſonſt immer verſchloſſen waren. Er zeigte ihm den großen Saal, in welchem goldene Leiſten und Verzierungen waren, die Fenſter, weiß,

grau und blau bemalt, schimmerten, lange hölzerne Bänke an der Wand hinliefen, auf denen die Mönche gesessen waren, und ein ungemein großer Ofen stand, in welchem die einzelnen Täfelchen bunt eingebrannte Heiligenbilder und Geschichten enthielten. Er zeigte ihm das Kapitelzimmer, wo berathen wurde, und jetzt nur mehr die schlichten, rohen Holzbänke standen, und wenige da gelassene werthlose Bilder hingen. Er zeigte ihm die leere Schatzkammer, er zeigte ihm die Sakristei, wo die Fächer der Kelche offen standen und nichts, als die verschossene, einst dunkelrothe Ausfütterung zeigten, und wo die Laden, einst der Aufbewahrungsort der Paramente, nun Staub enthielten. Zurück gingen sie durch die Kirche, die Kreuzgänge und die Sommerabtei, wo noch manch schönes Bild, manche Holz- und Steinverzierung unberührt starrte, weil man deren Werth nicht gekannt hatte, als man die Dinge aus dieser Gotteswohnung fortschaffte.

Nicht bloß in den Gebäuden und auf der ganzen Insel durfte Victor herumgehen und Alles untersuchen, sondern der Oheim bot ihm auch an, daß er ihn in einem Kahne an alle Punkte des See's fahren lassen wolle, wohin er nur verlange. Der Jüngling hatte wenig Gebrauch davon gemacht, weil er eigentlich, der nie in dem hohen Gebirge gewesen war, nicht wußte, wie er die Schätze desselben heben soll, daß sie ihm freude- und gewinnbringend würden. Er fuhr nur selber zweimal zu dem Orla hinüber und stand an dem Ufer und sah die hohen grauen und zeitweise flimmernden Wände an.

Trotz Allem begann sich allgemach in Victor die Reue zu regen, daß er wieder da geblieben sei; namentlich da er nicht Zweck und Ursache des ganzen Verfahrens zu ermitteln im Stande war.

„Ich werde Dich doch nun bald fortlassen," sagte der Oheim eines Tages nach dem Mittagstische, da eben ein

prachtvolles Gewitter über die Grisel ging und den rauschenden Regen, wie Diamantengeschosse, in den See niedersandte, daß er sich in kleinen Sprüngen regte und wallte. Sie waren aus der Ursache dieses Gewitters etwas länger bei dem Tische sitzen geblieben.

Victor antwortete auf die Rede gar nichts, sondern horchte, was ferner kommen würde.

„Es ist zuletzt doch Alles vergeblich," hob der Oheim wieder mit langsamer Stimme an, „es ist doch vergeblich — Jugend und Alter taugen nicht zusammen. Siehe, Du bist gut genug, Du bist fest und aufrichtig und bist mehr, als Dein Vater in diesen Jahren war. Ich habe Dich die Zeit her beobachtet, und man dürfte vielleicht auf Dich bauen. Du hast einen Körper, den die natürliche Kraft stark und schön gemacht hat, und Du übst gerne die Kraft, sei es, daß Du unter den Felsen herumgehst, oder in der Luft wanderst, oder in dem Wasser schwimmst — — aber was hilft das Alles? Es ist für mich ein Gut, das weit, ja sehr weit jenseits aller Räume liegt. Mir sagte schon immer die heimliche Stimme: Du wirst es nicht erreichen, daß sein Auge auf Dich schaut, Du wirst das Gut seines Herzens nicht erlangen, weil Du es nicht gesäet und gepflanzt hast. Ich erkenne, daß es so ist. Die Jahre, die da zu nützen gewesen wären, sind nun vorüber, sie neigen jenseits der Berge hinunter, und keine Gewalt kann sie auf die erste Seite herüberzerren, auf der nun schon die kalten Schatten sind. Darum gehe nur zu dem alten Weibe, von dem Du kaum mehr einen Brief erwarten kannst — gehe hin und sei dort heiter und freudig."

Victor war im äußersten Maße betroffen. Der Greis saß gerade so, daß die Blitze in sein Antlitz leuchteten, und manchmal war es in dem dämmerigen Zimmer, als ob das Feuer durch die grauen Haare des Mannes flösse, und ein

rieselndes Licht über seine verwitterten Züge ginge. War dem Jünglinge früher das inhaltlose Schweigen und die todte Gleichgültigkeit an dem Manne öde und bekümmernd gewesen, so war er nun durch diese Aufregung um so ergriffener. Der Alte hatte seinen langen Körper in dem Lehnstuhle aufgerichtet, und er zeigte fast tiefe Bewegung. Eine Weile antwortete der Jüngling nichts auf die Rede des Oheims, die er mehr ahnte, als verstand. Dann aber sagte er: „Ihr habt von Briefen geredet, Oheim; ich bekenne aufrichtig, daß es mich schon sehr unruhig gemacht, daß ich auf die mehreren Briefe, die ich nach Hause sandte, noch immer keine Antwort habe, obwohl Christoph schon mehr, als zwanzigmal, seit ich hier bin, in der Hul und in Attmaning draußen gewesen ist."

„Ich wußte es wohl," antwortete der Oheim, „aber Du kannst gar keine Antwort erhalten."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich es so eingerichtet und mit ihnen verabredet habe, daß sie Dir, so lange Du hier bist, nicht schreiben. Sie sind im Uebrigen, wenn Du bekümmert sein solltest, Alle wohl und gesund."

„Das ist nicht gut, Oheim, daß Ihr Das gethan habt," sagte Victor ergriffen, „die Worte, welche mir meine Ziehmutter in einem Briefe geschickt hätte, hätte ich sehr gerne empfangen."

„Siehst Du, wie Du das alte Weib liebst," sagte der Oheim, „ich habe es immer gedacht!"

„Wenn Ihr Jemanden liebtet, so würde Euch wieder Jemand lieben," antwortete Victor.

„Dich hätte ich geliebt," schrie der Greis heraus, daß Victor fast erzitterte. Es war einige Augenblicke Stille.

„Und der alte Christoph liebt mich," fuhr er fort, „und vielleicht auch die alte Magd."

„Was ſchweigſt Du denn?“ ſagte er nach einiger Zeit zu dem Jünglinge — „wie ſieht es denn mit der Gegenliebe aus? Nun ſo rede einmal.“

Victor ſchwieg und wußte kein einziges Wort herauszubringen.

„Siehſt Du,“ ſagte der Greis wieder, „ich habe es ja gewußt. Sei nur ruhig, es iſt Alles gut, es iſt ſchon gut. Du willſt fort, und ich werde Dir ein Schiff geben, daß Du fort kannſt. — So lange wirſt Du doch warten, bis der Regen vorüber iſt?“

„So lange und noch länger, wenn Ihr Ernſtliches mit mir zu reden habt,“ ſagte der Jüngling, „aber Das werdet Ihr doch erkennen müſſen, daß keine bloße bittere Willkür einen Menſchen binden könne. Es iſt doch ſeltſam, wenn man das geringſte Wort dafür wählen ſoll, daß Ihr mich anfangs auf dieſer Inſel gefangen hieltet, auf die Ihr mich zuvor gerufen habt, und auf die ich im Vertrauen kam, weil Ihr es verlangtet, und weil der Vormund und die Mutter mir es an's Herz legten. Ferner iſt es ſeltſam, daß Ihr mich von den Briefen meiner Mutter abſchneidet, und noch ſeltſamer iſt es, was vielleicht vorher vorgefallen iſt, vielleicht nicht.“

„Du redeſt, wie Du es verſtehſt,“ antwortete der Oheim, indem er den Jüngling lange anſah. „Dir mag Manches herbe erſcheinen, deſſen Ziel und Ende Du nicht begreifſt. Es iſt da nichts Seltſames in Dem, was ich that, ſondern es iſt klar und deutlich. Ich wollte Dich ſehen, weil Du einmal mein Geld erbſt, und ich wollte Dich deßhalb lange ſehen. Es hat mir Niemand ein Kind geſchenkt, weil alle Eltern die ihrigen ſelber behalten; wenn Einer meiner Bekannten geſtorben iſt, bin ich irgendwo anders hingezogen, und endlich kam ich auf dieſe Inſel, deren Grund und Boden ſammt dem Hauſe, das einmal das Gerichtshaus der Mönche ge-

wesen ist, ich erworben habe, und wo ich Gras und Bäume wachsen lassen wollte, wie sie wuchsen, um unter ihnen herumzuwandeln. Ich wollte Dich sehen. Ich wollte doch Deine Augen, Deine Haare, Deine Glieder, und wie Du sonst bist, sehen, so wie man einen Sohn ansieht. — Ich mußte Dich daher allein haben und fest halten. Wenn sie Dir immer schreiben, so halten sie Dich in derselben süßlichen Abhängigkeit, wie bisher. Ich mußte Dich in die Sonne und in die Luft hervorreißen, sonst wirst Du ein weiches Ding, wie Dein Vater, und wirst, wie er, so nachhaltlos, daß Du Das verräthst, was Du zu lieben meinest. Du bist wohl stärker geworden, als er, Du stößest mit Deinen Waffen, wie ein junger Habicht, zu; Das ist schon recht, ich lobe es: aber Du solltest doch Dein Herz nicht an bebenden Weibern üben, sondern an Felsen — und ich wäre eher ein Fels, als etwas Anders. Daß ich Dich so fest gehalten habe, mußte sein; wer zuweilen nicht den Steinblock der Gewaltthat schleudern kann, Der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weisest bei Gelegenheit die Zähne und hast doch ein gutes Herz. Das ist recht. Du wärest endlich doch ein Sohn geworden, es hätte Dich hingerissen, mich zu achten und zu lieben — und wenn Du Das gethan hättest, dann wären Dir die Andern zahm und klein gewesen, die auch an mir nie bis zum Innern dringen konnten. Aber ich erkannte, daß, bis Du dahin kämest, eher hundert Jahre vergingen, und darum gehe, wohin Du willst, es ist Alles aus. — — Wie oft habe ich Dich verlangt, daß sie Dich senden sollen, ehe sie es thaten. Dein Vater hätte Dich mir geben sollen — aber er hat gemeint, ich sei ein Raubthier, das Dich zerrisse; ich hätte Dich eher zu einem Adler gemacht, der die Welt in seinen Fängen hält, und sie auch, wenn es sein muß, in den Abgrund wirft. Allein er hat zuerst das Weib geliebt, dann hat er es verlassen und war

doch nicht stark genug, dasselbe auf immer von hinnen zu thun, sondern er dachte stets an dasselbe und steckte Dich, da er starb, unter die Flügel desselben, daß Du fast eine Henne würdest, um Küchlein zu locken und nur zu kreischen, wenn ein Pferdehuf eins zertritt. Schon diese wenigen Wochen bei mir bist Du mehr geworden, da Du gegen Gewalt und Druck ankämpfen mußtest, und Du würdest immer mehr werden. Ich habe verlangt, daß Du den Weg zu Fuße hieher machest, daß Du die Luft, die Müdigkeit, die Selbstbezwingung ein wenig kennen lernest. Was ich nach dem Tode deines Vaters Hippolyts thun konnte, that ich, Du wirst es gleich später hören. Ich ließ Dich auch zu dem Zwecke zu mir kommen, daß ich Dir nebst Andern, was Du hier solltest, einen guten Rath gäbe, den Dir weder der Federmann, Dein Vormund, noch das Weib geben können, und den Du dann beliebig befolgen kannst, oder nicht. Weil Du vielleicht heute noch, gewiß aber morgen fortgehen willst, will ich Dir den Rath sagen. Höre mich. Du hast also im Sinne, in ein Amt zu treten, das sie Dir verschafften, damit Du Dein Brod hast und versorgt bist?"

„Ja, Oheim."

„Siehst Du, und ich habe Dir schon einen Urlaub ausgewirkt. Wie nöthig mußt Du also sein, und wie wichtig das Amt, das unausgefüllt auf Dich warten kann. Einen Urlaub auf unbestimmte Zeit habe ich hier. Ich kann jeden Augenblick einen Abschied haben, sobald ich nur will. Das Amt bedarf also nicht Deiner einzelnen bestimmten Fähigkeiten, ja es harrt schon Einer, der nach Deinem Austritte das Amt braucht. Du kannst auch jetzt noch in der That gar nichts leisten, was wirklich des Antrittes eines Amtes werth wäre, da Du kaum ein Jüngling geworden bist und kaum erst ein Sandkorn von der Erde bekommen hast, daß Du es kennen lernest — und Du kennst es noch nicht einmal. Wenn Du

also jetzt einträtest, so könntest Du höchstens etwas wirken, was Niemand frommt, und was Dir doch langsam das Leben aus dem Körper frißt. Ich wüßte Dir etwas Anderes. Das Größte und Wichtigste, was Du jetzt zu thun hast, ist: heirathen mußt Du."

Victor richtete sein klares Auge gegen ihn und fragte: „Was?!"

„Heirathen mußt Du — eben nicht auf der Stelle, aber jung mußt Du heirathen. Ich werde Dir Das zeigen. Jeder ist um sein selbst willen da. Das sagen wohl nicht Alle, aber sie handeln Alle so. Und Die es nicht sagen, deren Handlungen sind oft desto ungeschlachter selbstsüchtig. Das wissen Die auch recht gut, die sich dem Amte widmen: denn das Amt ist ihnen der Acker, welcher Früchte geben soll. Jeder ist seiner selbst willen da; aber nicht Jeder kann es machen, daß er da ist, und Mancher streckt sein Leben für etwas dahin, das weniger ist, als sieben Pfennige. Der Mann, der zu Deinem Schutze aufgestellt ist, meinte gut zu sorgen, wenn er bei Zeiten Dein junges Blut einpferche, ganz allein dazu, damit Du immer satt zu essen und zu trinken habest; das Weib in ihrer kleinen Gutherzigkeit darbte ein Sümmchen zusammen, ich weiß sogar genau, wie groß es ist, ein Sümmchen, wofür Du Dir auf einige Zeit Strümpfe anschaffen kannst. Sie hat es wohl gut gemeint, wohl am besten; denn sie ist in ihrem Willen vortrefflich. Aber was soll das Alles? — — Jeder ist um sein selbst willen da, aber nur dann ist er da, wenn alle Kräfte, die ihm beschieden worden sind, in Arbeit und Thätigkeit gesetzt werden — denn Das ist Leben und Genuß — und wenn er daher dieses Leben ausschöpft bis zum Grunde. Und sobald er so stark ist, seinen Kräften allen, den großen und kleinen, nur allen, diesen Spielraum zu gewinnen, so ist er auch für Andere am besten da, wie er nur immer da zu sein vermochte, wie

es ja gar nicht anders sein kann, als daß wir auf Die wirken, die rings um uns gegeben sind; denn Mitleid, Antheil, Hülfreichigkeit sind ja auch Kräfte, die ihre Thätigkeit verlangen. Ich sage Dir sogar, daß die Hingabe seiner selbst für Andere — selber in den Tod — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gerade nichts Anders ist, als das stärkste Aufplatzen der Blume des eigenen Lebens. Wer aber in seiner Armuth nur eine Lebenskraft einspannt, um nur eine einzige Forderung zu stillen, etwa gar die des Hungers, der ist für sich selber in einer einseitigen und kläglichen Verrückung, und er verdirbt Die, die um ihn sind. — O Victor, kennst Du das Leben? kennst Du das Ding, das man Alter heißt?"

„Wie sollte ich, Oheim, da ich noch so jung bin?"

„Ja Du kennst es nicht, und Du kannst es auch nicht kennen. Das Leben ist unermeßlich lange, so lange man noch jung ist. Man meint immer, noch recht Viel vor sich zu haben und erst einen kurzen Weg gegangen zu sein. Darum schiebt man auf, stellt Dieses und Jenes zur Seite, um es später vorzunehmen. Aber wenn man es vornehmen will, ist es zu spät, und man merkt, daß man alt ist. Darum ist das Leben ein unabsehbares Feld, wenn man es von vorne ansieht, und es ist kaum zwei Spannen lang, wenn man am Ende zurückschaut. Auf dem Felde zeitigen so manche andere Früchte, als man zu säen geglaubt hat. Es ist ein schillernd Ding, das so schön ist, daß man sich gerne hineinstürzt und meint, es müsse ewig währen — — und das Alter ist ein Dämmerungsfalter, der recht unheimlich um unsere Ohren webt. Darum möchte man die Hände ausstrecken, um nicht fort zu müssen, weil man so Viel versäumt hat. Wenn ein uralter Mann auf einem Hügel mannigfaltiger Thaten steht, was nützt es ihm? Ich habe Vieles und Allerlei gethan und habe nichts davon. Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man

nicht ein Dasein erschaffen hat, das über dem Sarge noch fortdauert. Um wen bei seinem Alter Söhne, Enkel und Urenkel stehen, der wird oft tausend Jahre alt.“ Es ist ein vielfältig Leben derselben Art vorhanden, und wenn er fort ist, dauert das Leben doch noch immer als dasselbe, ja man merkt es nicht einmal, daß ein Theilchen dieses Lebens seitwärts ging und nicht mehr kam. Mit meinem Tode fällt Alles dahin, was ich als ich gewesen bin — — — —. Darum mußt Du heirathen, Victor, und mußt sehr jung heirathen. Darum mußt Du auch Luft und Raum haben, um alle Deine Glieder rühren zu können. Dafür nun habe ich gesorgt, weil ich wußte, daß es alle Jene nicht konnten, denen man Dich anvertraut hat. Nach dem Tode Deines Vaters nahm man mir die Macht, und ich habe doch besser gesorgt, als die Andern. Ich habe mich darangemacht, Dein Gut zu retten, das sonst verloren war. Staune nicht, sondern höre mich lieber. Wozu soll Dir auch das Sümmchen Deiner Mutter, oder die ewige Versorgung Deines Vormundes? Zu nichts, als daß Du zerknickt und verkümmert würdest. Ich bin geizig gewesen, aber vernünftiger geizig, als Mancher freigebig ist, der sein Geld wegwirft und dann weder sich, noch Andern helfen kann. Deinem Vater lieh ich bei Lebzeiten kleine Summen, wie Brüder sonst einander schenken, er gab mir Bescheinigungen darüber, die ich auf sein Besitzthum eintragen ließ. Da er nun todt war, und die andern Gläubiger, die ihn verlockt hatten, kamen, um das arme Nest zu plündern, da war ich schon da und entriß es mit meinem Rechte ihnen und Deinem Vormunde, der auch ein kleines Restchen für Dich erstreiten wollte. Die Kurzsichtigen! — — Den Gläubigern gab ich nach und nach, was sie eingesetzt hatten, sammt den Zinsen, aber nicht, was sie hatten erschinden wollen. Nun ist das Gut schuldenfrei, und der fünfzehnjährige Ertrag liegt für Dich in der Bank. Morgen, ehe Du fortgehst, gebe ich

Dir die Papiere; denn da ich jetzt das Alles gesagt habe, ist es gut, daß Du bald fortgehest. Ich habe den Christoph in die Hul geschickt, daß Dich der Fischer, der Dich gebracht hat, morgen an dem Landungsplatze wieder hole; denn Christoph hat keine Zeit, Dich hinüberzuführen. Willst Du morgen nicht fahren, sondern später, so können wir dem Fischer sein Fahrgeld geben und ihn wieder leer zurückgehen lassen. — Ich meine, Du sollst ein Landwirth sein, wie es auch die alten Römer gerne gewesen sind, die recht gut gewußt haben, wie man es anfangen soll, daß alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden. — Aber Du kannst übrigens thun, wie Du willst. Genieße nach Deiner Art, was Du hast. Bist Du weise, so ist es gut: bist Du ein Thor, so kannst Du im Alter Dein Leben bereuen, wie ich das meinige bereut habe. Ich habe Vieles gethan, was gut war, ich habe sehr Vieles genossen, was das Leben hat und mit Recht zum Genusse gibt — Das war gut: aber ich habe Vieles unterlassen, was die Reue und das Nachdenken erweckte, als Beide vergebens waren. Denn das Leben flog, ehe es erhascht werden konnte. Du bist wahrscheinlich auch mein Erbe, und darum möchte ich, daß Du besser thätest, als ich. Daher ist mein Rath — ich sage „Rath", nicht Bedingung; denn kein Mensch soll gebunden werden. — Reise jetzt zwei bis drei Jahre, komme dann zurück, heirathe, behalte anfangs den Verwalter, den ich Dir auf das Gut gesetzt habe; denn er wird Dich gehörig anweisen. — Das ist meine Meinung, Du aber thue, wie Du willst."

Nach diesen Worten hatte der alte Mann zu reden aufgehört. Er legte sein Tellertuch, wie er es gewöhnlich that, zusammen, rollte es zu einer Walze und schob es so in den silbernen Reif, den er zu diesem Zwecke hatte. Dann stellte er die verschiedenen Flaschen in eine gewisse Ordnung zusammen, legte die Käse und Zuckerbäckereien auf ihre Teller

und stürzte die gehörigen Glasglocken darauf. Von all den Sachen trug er aber nichts von dem Tische weg, wie er es sonst immer pflegte, sondern ließ sie stehen und blieb davor sitzen. Das Gewitter war indessen vorübergegangen, es zog mit sanfteren Blitzen und schwächerem Rollen jenseits der östlichen Gebirgszacken hinunter, die Sonne kämpfte sich wieder hervor und füllte das Gemach allmälich mit lieblichem Feuer. Victor saß dem Oheime gegenüber, er war erschüttert und konnte kein Wort sagen.

Nach einer bedeutenden Weile fing der Greis, der immer so vor seinen Dingen da gesessen war, wieder zu reden an und sagte: „Wenn Du schon eine Vorneigung zu einer Frauenperson hast, so thut Das bei dem Heirathen gar nichts, es ist nicht hinderlich und fördert oft nicht, nimm sie nur: hast Du aber keine solche Vorneigung, so ist es auch gleichgültig; denn derlei Dinge sind nicht beständig, sie kommen und vergehen, wie es eben ist, ohne daß man sie lockt, und ohne daß man sie vertreibt. Ich habe einmal eine solche Empfindung gehabt, Du wirst es ohnehin wissen — und weil ich gerade davon rede, so werde ich Dir das Bild zeigen, wie sie damals ausgesehen hat — ich habe sie selber malen lassen — warte, vielleicht finde ich noch das Bild."

Bei diesen Worten stand der Greis auf und suchte lange in seinen Laden herum bald in diesem Zimmer bald in einem andern, aber er konnte das Bild nicht finden. Endlich zog er es mit einer staubigen, goldenen Kette aus einem Fache hervor. Er wischte das Glas des Bildes mit dem grauen Rockärmel ab, reichte es Victor und sagte: „Siehst Du!"

Dieser aber wurde eine Purpurflamme und rief: „Das ist Hanna, meine Schwester."

„Nein," sagte der Oheim, „Das ist Ludmilla, ihre Mutter. Wie kannst Du denn auf Hanna kommen? Diese

war noch lange nicht geboren, als das Bild gemalt wurde. Hat Dir denn Deine Ziehmutter nichts von mir erzählt?"

„Ja, sie hat von Euch erzählt, daß Ihr mein Oheim seid und in großer Abgeschiedenheit auf der Insel eines entfernten Gebirgssee's lebet."

„Sie hält mich für den ärgsten Bösewicht."

„Nein, Oheim, Das thut sie nicht. Sie hat noch von gar Niemanden Böses gesagt, und wenn sie von Euch redete, so sprach sie immer so, daß wir meinten, Ihr seid sehr weit in der Welt herumgereis't, seid alt geworden und lebet nun sehr einsam und von der Welt getrennt, die Ihr sonst gerne in allen ihren Theilen besucht habt."

„Und sonst sagte sie gar nichts von mir?"

„Nein, Oheim, gar nichts."

„Hm — — Das ist schön von ihr. Ich hätte mir Das schon wohl denken können. Wenn sie nur um ein Weniges stärker gewesen wäre und den klaren Verstand, der ihr Antheil war, nur über ein größer Stück Welt hätte ausdehnen können — Alles wäre anders geworden. Und daß ich Dir Dein Gütchen rauben wolle, davon sagte sie auch nichts?"

„Rauben sagte sie nie, sondern daß Ihr das Recht darauf habt."

„Das habe ich auch, aber ich bin schon in der Jugend sehr thätig gewesen, habe Handelschaft begonnen, habe meine Geschäfte ausgedehnt und mehr erworben, als mir je Noth thut, so daß ich des kleinen Besitzthumes schon gar nicht bedürftig bin."

„Die Ziehmutter hat auch schon immer in der Zeit her darauf gedrungen, daß ich zu Euch komme, als Ihr es begehrtet, aber der Vormund hat es gehindert."

„Siehst Du!? — — Dein Vormund hat überall einen guten Willen, aber der Tisch, auf dem er schreibt, deckt ihm die Welt und das Meer und Alles zu. Er hat etwa gedacht,

Du vergessest, wenn Du bei mir bist, einige Dinge, die Du lerntest, und die Dir für das ganze Leben hindurch unnütz sind. — Deine Ziehmutter habe ich einmal zu meiner Gattin machen wollen, wie Du siehst; Das wird sie Dir also auch nicht gesagt haben?"

„Nein, sie nicht und der Vormund nicht."

„Wir sind sehr jung gewesen, sie war eitel, und ich sagte einmal, daß ich ihr Bild wolle malen lassen. Sie willigte ein, und der Künstler, der mit mir von der Stadt kam, hat sie auf dieser länglichen Elfenbeinplatte gemalt. Ich behielt das Bild und ließ später den goldenen Reif darum und die goldene Kette daran machen. Ich war ihr darnach sehr zugeneigt und erwies ihr viele Aufmerksamkeiten. Wenn ich von den Reisen, die ich machte, um meine Handelsfreunde kennen zu lernen und, um allerlei neue Geschäfte und Verbindungen anzuknüpfen, nach Hause kam, war ich sehr freundlich und brachte ihr auch das eine und andere sehr schöne Geschenk mit. Sie aber gab mir meine Aufmerksamkeiten nicht zurück, sie war freundlich, aber nicht zugeneigt, ohne daß sie mir einen Grund sagte, und sie nahm meine Geschenke nicht an, ohne daß sie mir ebenfalls einen Grund sagte. Als ich ihr endlich geradezu erklärte, ich würde sie ohne Weiteres zu meiner Gattin machen, wenn sie es nur jetzt, oder etwa späterhin so wolle, antwortete sie, Das sei allerdings sehr ehrenvoll, aber sie könne die Neigung nicht empfinden, die ihr für eine lebenslängliche Verbindung nothwendig erscheine. Als ich nach einiger Zeit einmal zu dem Buchenbrünnlein im Hirschkar hinaufging, sah ich sie auf dem breiten Steine sitzen, der neben dem Brünnlein liegt. Ihr Tuch, das sie gerne an kühleren Tagen um die Schultern trug, hing an dem flachen Aste einer Buche, die etwas weiter zurücksteht und nicht hoch vom Boden diesen Ast gerade, wie eine Stange, zum Aufhängen ausstreckt. Ihr Hut war

gleichfalls neben dem Tuche. Auf dem Steine aber ſaß bei ihr mein Bruder Hippolyt, und ſie hielten ſich umſchlungen. Es war dieſer Ort ſchon lange der ihrer Zuſammenkünfte geweſen, ich habe Dieß erſt viel ſpäter erfahren. Anfangs wollte ich ihn ermorden, dann aber riß ich das Tuch, das mich, wie ein Vorhang, verbarg, herunter und ſchrie: „So wäre es ja am Ende beſſer, Ihr thätet Alles öffentlich und heirathet einander.“ — Von dieſem Tage fing ich an, ſeine Liegenſchaften zu ordnen und ſein Amt zu befördern, daß ſie ſich nehmen könnten. Als aber Dein Vater auf einige Zeit fort mußte, um noch etwas höher zu ſteigen, als er dort einen väterlichen Freund, der in einer augenblicklichen Verlegenheit Amtsgelder verwendete, von Pflicht wegen anzeigen ſollte, als man in der Stadt ſchon davon flüſterte, als der Alte ſich tödten wollte, Dein Vater noch in der Nacht hinlief, das Geld erlegte, zur Entkräftung jedes Gerüchtes die Tochter des Mannes, Deine nachherige Mutter, zur Frau begehrte, und als die Verbindung wirklich vollzogen war: trat ich mit Hohn vor Ludmilla hin und zeigte ihr, wie ſie ihren Verſtand und ihr Herz nicht verwenden konnte. — Sie zog mit ihrem ſpäteren Gatten auf das Gütchen hinaus, wo ſie nun lebt. — Aber Das ſind alte Geſchichten, Victor, die ſind ſchon lange, lange geſchehen und ſind in Vergeſſenheit gerathen.“

Nach dieſen Worten nahm er das Bild von dem Tiſche, wo er es, während er wieder in ſeinem Seſſel geſeſſen war, liegen gelaſſen hatte, ſtand auf, umwickelte es mit der Kette und ſteckte es in ein kleines Fach neben der Pfeifenſammlung.

Das Gewitter war indeſſen völlig aus geworden, nur ſammelten ſich, wie es in dergleichen Fällen vorkommt, noch immer gelegentliche Nebel und Wolkentheile in dem Gebirgskeſſel, welche die Sonne, die ihre heißen Blicke ſchon länger

hervorgeschossen hatte, bald durchscheinen ließen bald verhüllten.

Wenn der Oheim nach dem Essen einmal aufgestanden war, so setzte er sich nicht leicht wieder nieder. So geschah es auch jetzt. Er nahm seine Flaschen von dem Tische, that sie in ihre Wandkästchen und sperrte zu. Eben so verfuhr er mit dem Käse und mit den Zuckersachen und goß zur Vorsicht den Hunden noch einmal frisches Wasser in ihren Trog.

Als er mit allem Dem fertig war, trat er an das Fenster und schaute auf den Gartenplatz hinunter.

„Siehst Du," sprach er zu Victor, „es ist genau so, wie ich Dir neulich sagte. Der Sand ist beinahe trocken, und in einer Stunde wird man sehr bequem auf ihm herumgehen können. Es ist eine Eigenschaft des hiesigen Quarzbodens, der nur locker auf dem Felsengrunde aufliegt, daß er den Platzregen einschluckt, wie ein Sieb. Darum muß ich bei den Blumen immer so viel Humus nachführen lassen, und darum vergehen die Obstbäume der Mönche so gerne, während die Rüstern, die Eichen, die Buchen und die andern unserer Bergbäume so gedeihen, weil sie den Felsen suchen, dort Spalten treiben und in sie eindringen."

Victor ging ebenfalls zu dem Fenster hin und schaute hinunter.

Als später die Haushälterin kam und den Tisch abräumte, und als Christoph, der von der Hul schon zurück war, die Hunde hinausführte, ging der Oheim durch die Tapetenthür in sein Gewehrzimmer.

Der Jüngling aber, der eigentlich nach dem Gewitter im Freien in Weite und Breite herumgeschweift wäre, ging jetzt in seine Zimmer und starrte bei dem Fenster hinaus. — —

Nach einer Weile sah er den Oheim, wie er unten auf dem Gartenplatze Blumen an die Stäbe band.

Da er dann noch längere Zeit in dem einen Zimmer hin- und hergegangen war, schritt er doch wieder bei der Thür hinaus und ging in das Freie. Er ging über den Sandplatz, den der Oheim verlassen hatte, gegen das Seeufer zu, wo ein erhöhter Platz des Felsensaumes war, der eine bedeutende Umsicht gewährte. Dort blieb er stehen und schaute in die Gegend hinaus. Es war unterdessen schon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunkeln Wolkenstücken in Umarmung, andere ragten, wie glühende Kohlen, aus den Trümmern, und Inseln blassen Himmels schillerten ungesehen über dem Haupte des Jünglings. Dieser schaute in das Bild so hinaus, bis nach und nach Alles verglomm und erlosch, und nichts mehr, als die dichte Finsterniß, da war.

In derselben ging er an den schwarzen Geistern der Bäume vorbei langsam und nachdenkend in das Haus.

Er hatte beschlossen, morgen doch die Insel zu verlassen.

Als die Zeit des Abendessens gekommen war, begab er sich aus seinem Gemache über den Gang in's Speisezimmer. Der Oheim saß schon an dem Tische, und sofort wurde aufgetragen. Der Greis eröffnete dem Jünglinge, daß der alte Christoph von der Hul die Nachricht gebracht habe, daß der Fischer morgen mit Tagesanbruch an dem Landungsplatze harren werde, wo er Victor bei seiner Ankunft ausgesetzt habe.

„Du kannst also," schloß der Oheim, „morgen nach dem Frühstücke fortfahren, wenn Du es Dir so vorgenommen hast; denn Du bist vollkommen Dein Herr und kannst thun, wie es Dir gefällt."

„Ich habe mir wohl in den Sinn genommen, morgen fortzureisen," entgegnete Victor, „aber ich lege es doch in Eure Hand, Oheim, und werde thun, was Ihr für gut haltet."

„Wenn es so ist," sagte der Oheim, „so halte ich, wie ich schon am Mittage sagte, für gut, daß Du morgen gehest. Was die Zukunft bringen kann, Das bringt sie, und wie Du meinen Rath befolgen willst, so befolgst Du ihn. Du bist in allen Stücken ohne Bande."

„Ich werde also morgen den Fischer auf dem Landungsplatze aufsuchen," entgegnete Victor.

Diese Worte waren die einzigen, welche die zwei Verwandten über ihre Verhältnisse während des Abendessens gesprochen haben. Ueber fremde Gegenstände redeten sie noch Mehreres. Namentlich erzählte der Oheim, daß der alte Christoph schon vor dem Gewitter in die Hul hinausgefahren sei, daß das Gewitter dort und besonders gegen den Ausfluß der Afel hin fürchterlich gewirthschaftet habe, es seien bei dem Bergsturze neue, und zwar ungeheure Trümmer herabgefallen, und es habe das Wasser die Ufer in erschreckender Weise ausgestoßen.

„Und bei uns, da es über die Grisel ging," fuhr er fort, „war es so sanft und zahm, daß es mir die Blumen gut befeuchtete und kaum einige von ihren Stäben herabgeschlagen hat. Christoph, der nach dem Gewitter herübergefahren war, wunderte sich, daß er bei uns so wenig Verwüstung antraf."

Als das Abendmahl vorüber war, wünschten sich die beiden Verwandten zum letzten Male gute Nacht und begaben sich zu Bette. Nur Victor packte noch, und wie er dachte, dieses Mal gewiß mit Erfolg, sein Ränzchen und richtete sich die Reisekleider auf einen Sessel.

Als der andere Morgen anbrach, kleidete er sich in diese Kleider, nahm seinen Reisestab in die Hand und hing das Ränzlein mit einem der Tragriemen an seinen Arm. Der Spitz, der das Alles verstand, tanzte vor Freuden.

Das Frühstück wurde unter unbedeutenden Gesprächen verzehrt.

„Ich werde Dich bis zu dem Gitter begleiten," sagte der Oheim, als Victor aufgestanden war, sein Ränzlein auf den Rücken genommen hatte und Miene machte, sich zu beurlauben.

Der Greis war in ein Nebenzimmer gegangen und mußte dort auf eine Feder gedrückt haben, oder sonst einer Vorrichtung zugegangen sein; denn Victor hörte in dem Augenblicke das Rasseln des Gitters und sah durch das Fenster, wie dasselbe sich langsam öffnete.

„So," sagte der Oheim, indem er herausging, „es ist in Bereitschaft."

Victor griff nun nach dem Stabe und setzte seinen Hut auf das Haupt. Der Greis ging mit ihm über die Treppe hinab und über den Gartenplatz bis zu dem Gitter. Beide sagten sie auf dem Wege kein Wort. An dem Thore blieb der Oheim stehen, zog ein Päckchen aus der Tasche und sagte: „Hier hast Du die Papiere."

Victor aber antwortete: „Erlaubt mir, Oheim, daß ich sie nicht annehme."

„Was? nicht annehmen? was kömmt Dir denn bei?"

„Erlaubt es mir und thut meinen Gefühlen keine Gewalt an," sagte Victor, „lasset mir in diesem Dinge meine Weise, daß Ihr seht, daß ich uneigennützig bin."

„Ich zwinge Dich nicht," sagte der Greis und schob seine Papiere wieder in die Tasche.

Victor sah ihn eine Weile an. Aus den hellen Augen drangen ihm die schimmernden Thränen — Zeugen eines tiefen Gefühles — dann bückte er sich plötzlich nieder und küßte heftig die runzlige Hand.

Der alte Mann gab einen dumpfen, unheimlichen Laut von sich — es war, wie Schluchzen — und stieß den Jüngling bei dem Gitter hinaus.

Man vernahm gleich darauf den rasselnden Laut und den Stoß, wie sich das Thor zumachte und in das Schloß fiel. Victor wendete sich um und sah den Greis von Rückwärts, wie er, mit seinem grauen Rocke angethan, seinem Hause zuschritt. Der Jüngling drückte sein Tuch gegen die Augen, die heftig strömten und nicht enden wollten. Dann kehrte er sich gleichfalls wieder ab und begab sich auf den Weg, der ihn zu der Stelle führte, wo er zum ersten Male diese Insel betreten hatte. Er ging an der einen Seite in den Graben hinab, an der andern hinauf, er ging durch den Zwerggarten, durch das Wäldchen der großen Bäume und durch das Gestrüpp. Als er an dem Landungsplatze angekommen war, waren seine Augen zwar schon getrocknet, aber noch sanft geröthet. Der Greis aus der Hul erwartete ihn schon hier, und auch das freundliche, blauäugige Mädchen stand in dem Hintertheile des Schiffes. Victor stieg mit dem Spitze ein und setzte sich nieder. Sofort wurde das Schiff zurückgeschoben, wendete mit seinem Schnabel um, nach Auswärts zu, und schwankte in die Wässer hinaus, während die Insel zurücktrat.

Als man an die Spitze des Orla gekommen war, war sie schon weit zurück und ragte, wie einst, mit ihren grünen Bäumen aus dem Wasser heraus. Da das Schiffchen nun mit seinem Körper die Wendung machte um den Grat des Orla herum, so deckte derselbe die Insel und ließ sie, wie eine grüne Zunge, hervorschauen, die, wie sie sich bei der Herreise verlängert hatte, sich nun hinter die Wände zurückzog. Zuletzt, als sie sich der Hul näherten, waren, wie damals, als Victor ankam, nur mehr die blauen Wände um das einsame Wasser, und der blaue Widerschein war in ihm.

In der Hul hielt sich Victor ein wenig auf, um mit dem alten Fischer etwas zu reden und ihm den Fährlohn zu

geben. An die Märchen aber, von denen bei der Hinfahrt die Rede gewesen war, dachte man nicht.

In der Hul hatte der Jüngling schon die Verwüstungen des gestrigen Gewitters an den Durchfurchungen des Bodens und an den Zerstörungen der Ufer gesehen. Bei dem Steinsturze aber lagen furchtbare Trümmer herunten, die sich bei dem Eindringen des Wassers gelöst hatten und von der Höhe herabgefallen waren. Er ging von diesem Bilde der Zertrümmerung vorwärts gegen den Ausfluß der Afel und von da durch den langen Waldweg empor.

An dem Halse blieb er stehen und schaute auf den See zurück. Die Grisel war kaum ein wenig zu sehen, aber die kahle, dämmernde Wand, die er bei seiner ersten Hieherkunft so bewundert hatte, war der Orla-Berg. Er schaute ihn jetzt eine Zeit an und dachte, hinter ihm ist die Insel, und auf derselben wird es jetzt sein, wie so oft, wenn er von seinen Ausflügen zurückgekommen ist — von den wehenden Ahornen, von der rauschenden Brandung — daß nämlich irgendwo die zwei einsamen Greise sitzen, der eine hier, der andere dort, und daß Keiner mit dem Andern redet.

Nach zwei Stunden war er in Attmaning, und da er aus den dunkeln Bäumen gegen den Ort hinausschritt, hörte er zufällig das Läuten der Glocken desselben, und nie hat ihm ein Ton so süß gedäucht, als dieses Läuten, das so lieblich in seine Ohren fiel, weil er diesen Klang so lange nicht gehört hatte. Auf der Wirthsgasse waren Viehhändler mit den schönen braunen Thieren des Gebirges, die sie gegen das Flachland hinaustrieben, und in der Stube war Alles voll Menschen, da eben Wochenmarkt war. Victor war es, als hätte er unterdessen lange geträumt und wäre jetzt wieder in der Welt.

Nachdem er bei dem Wirthe, der ihm damals den Knaben mitgegeben hatte, sein Mahl verzehrt hatte, begab er sich

Dießmal nicht mit dem Knaben, sondern mit dem stattlichen Wirthswägelchen auf die Weiterreise, das mit ihm dem Laufe der Afel entlang in die offeneren Länder hinausrollte.

Als er wieder zu den Feldern der Menschen, zu ihren Fahrstraßen und ihrem lustigen Treiben hinausgekommen war, als sich die Fläche mit sanften Hügeln geschmückt in unermeßliche Länge und Breite vor ihm ausdehnte, und die verlassenen Gebirge nur mehr, wie ein blauer Kranz, hinter ihm schwebten: ging ihm das Herz in dieser großen Umsicht aus einander und eilte ihm weit, weit über jenen fernen, kaum sichtbaren Strich des Gesichtskreises voraus, hinter dem die über Alles geliebte Ziehmutter und ihre Tochter Hanna wohnen mußten.

6.

Rückkehr.

Nachdem Victor, weil ihm das Gehen bei Weitem lieblicher dünkte, das gemiethete Fuhrwerk verlassen und sich für den Rest der Reise auf die gewöhnliche Wanderung begeben hatte, nachdem er auf dem langen Wege zur Mutter, den er darum eingeschlagen hatte, um auch sie, die Verehrte und Geliebte, um Rath zu fragen, was nun bei der neuen Gestalt der Dinge zu nächst zu thun sei, viele Zeit zugebracht hatte; ging er nach so manchem Tage, an dem er durch Felder und Wälder, über Höhen und Niederungen mit seinem Spitze gewandert war, wieder über die glänzenden Wiesen in das mütterliche Thal hinab, über die er vor so vielen Wochen mit seinen Freunden hinabgegangen war. Er ging über den ersten Steg, er ging über den zweiten, an dem großen Hol-

lunder vorbei und durch das alte, kleine Gartenpförtchen hinein. Als er näher gegen das Haus gekommen war, sah er die Mutter auf der Gasse vor dem Apfelbaume in der reinen weißen Schürze stehen, die sie gewöhnlich an Vormittagen um hatte, wo sie in der Küche und in dem ganzen Wirthschaftskreise nachsehen mußte.

„Mutter," rief er, „da bringe ich Euch den Spitz wieder, er ist gut versorgt und erhalten gewesen — und auch ich komme noch einmal, weil ich Manches mit Euch zu reden habe."

„Ach, Victor, Du bist es," rief die alte Frau, „so sei gegrüßt, mein Sohn, sei tausendmal gegrüßt, Du liebes Kind."

Mit diesen Worten ging sie ihm entgegen, schob das Käppchen, das er auf hatte, ein wenig zurück, streichelte mit der Hand über die Stirne und die Locken, nahm ihn mit der andern bei seiner Rechten und küßte ihn auf die Stirne und auf die Wange.

Der Spitz, welcher von der Gartenpforte an gegen das Haus vorausgeschossen war, tanzte nun um die Mutter herum und bellte furchtbar.

Die Fenster und Thüren des Hauses standen, wie gewöhnlich an schönen Tagen, offen, daher lief auf diese Schalle, die sie hineingehört hatte, Hanna aus dem Hause heraus und blieb plötzlich stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„So grüßet Euch, Kinder, grüßt Euch nach der ersten Abwesenheit von einander, die Ihr erlebt habt," sagte die Mutter.

Victor ging näher und sagte verschämt: „Gott grüße Dich, liebe Hanna."

„Gott grüße Dich, lieber Victor," antwortete sie, indem sie die dargereichte Hand annahm.

„Nun geht aber hinein, Kinder," sagte die Mutter, „Victor muß seine Sachen ablegen und muß sagen, was er

bedarf, ob er etwa müde ist, und was wir ihm zu essen geben können."

Bei diesen Worten machte sie Anstalt hineinzugehen und die zwei Kinder, wie sie sie nannte, mitzunehmen. Victor legte in dem großen Zimmer an dem Tische, den er nicht so bald wiederzusehen gehofft hatte, sein Ränzlein ab, lehnte den Reisestab in einen Winkel und setzte sich auf einen Stuhl nieder. Die Mutter setzte sich in dem großen Lehnsessel neben ihn.

Der Spitz, gleichsam, weil er so wichtig geworden war und zu den Angekommenen gehörte, ging mit hinein; aber als man zu reden und sich zu erzählen angefangen hatte, ging er wieder hinaus, und weil er recht gut eingesehen hatte, daß nun alle Gefahr, von seinem Freunde Victor getrennt zu werden, verschwunden war, sah man ihn später in seiner Hütte unter dem Apfelbaume liegen und die Müdigkeit, die er sich auf all diesen durchgemachten Wegen gesammelt hatte, behaglich verschlafen.

Als die Mutter, da sie bei dem Tische saßen, in Victor gedrungen war, daß er sage, ob er Hunger habe, ob er sonst irgend etwas bedürfe, daß er thun solle, was er wolle, um sich zu erholen — als er geantwortet hatte, daß er nichts bedürfe, daß er nicht müde sei, daß er spät das Morgenmahl genossen habe und daher schon bis zu der gewöhnlichen Mittagsstunde warten könne — als sie endlich hinausgegangen war, um für ein hinlänglicheres und besseres Mahl Anstalten zu treffen: kam sie wieder herein, setzte sich zu ihm und begann über seine Angelegenheiten zu reden.

„Victor," sagte sie, „als Du mehrere Tage fort warst, kam ein Brief von dem Oheime, in welchem er verlangte, daß wir die ganze Zeit, die Du bei ihm sein wirst, nicht an Dich schreiben sollen. Ich dachte, daß er einen Grund zu dieser Forderung haben müsse, daß er vielleicht etwas Nütz-

liches mit Dir vorhabe, und willigte ein. Du wirst Dich recht gekränkt haben, da Du keine Silbe, keinen Gruß und kein freundliches Wort von uns vernommen hast."

„Mutter, der Oheim ist ein herrlicher, vortrefflicher Mann," fiel Victor ein.

„Es ist gestern wieder ein Brief und allerlei Schriften von ihm an den Vormund gekommen," sagte die Mutter, „der Vormund ist zu uns herausgefahren und hat uns den Brief vorgelesen. Der Oheim meinte, daß Du schon bei uns sein müssest, und verlangte, daß man Dir den Brief mittheile. Nun Du wirst schon erfahren, was er enthält. — Ja, er ist ein vortrefflicher Mann, Niemand kann Das besser wissen, als ich; darum habe ich auch immer darauf gedrungen, daß man Dich zu ihm gehen lasse, wie er es verlangte, bis der Vormund einwilligte. Aber, mein Victor, er hat auch eine rauhe und harte Seite, darum hat er es nie machen können, daß ihn Jemand liebe. Mir fiel manches Mal bei ihm der Spruch der heiligen Bücher ein, wo einmal die göttliche Gestalt erscheinen sollte: sie war nicht in dem Rollen des Donners, sie war nicht in dem Brausen des Sturmes; aber in dem Säuseln des Lüftchens war sie das längs des Baches hinab durch die fruchtbaren Büsche ging. Ich habe einmal, da wir noch Alle jung waren, gar nicht gewußt, daß ich ihn hochachten müsse. Ich werde Dir einstens, wenn Du älter geworden bist, etwas von uns erzählen."

„Mutter, er hat es mir selber erzählt," sagte Victor.

„Er hat es Dir erzählt, Kind?" erwiederte die alte Frau, „dann ist er Dir geneigter gewesen, als ich dachte."

„Er hat mir die Thatsache nur in kurzen Worten gesagt."

„Ich werde sie Dir einmal in längeren erzählen, dann wirst Du sehen, welche kummervollen, traurigen Tage über mich gegangen sind, bis Alles so freundlich und herbstlich mit

mir geworden ist, wie es ist. Dann wirst Du auch einsehen, warum ich Dich so sehr liebe, Du mein armer, lieber Victor!"

Mit diesen Worten that sie nach Art des Alters ihren Arm um sein Haupt, zog es etwas näher und legte ihre Wangen an seine Locken, als wäre sie tief gerührt.

Als sie sich wieder gefaßt und zurückgeneigt hatte, sagte sie: „Victor, in dem Briefe ist gestanden, was er in der letzten Zeit mit Dir geredet hat, und was er für Dich gethan hat."

Hanna ging, als die Mutter diese Worte sagte, schnell aus dem Zimmer hinaus.

„Er hat die Papiere," fuhr die Mutter fort, „welche Dir das Eigenthum des Gutes übergeben, an den Vormund geschickt, Du sollst es mit Freude und Dankbarkeit annehmen."

„Es ist schwer, Mutter, es ist so seltsam — —"

„Der Vormund sagt, daß Du Alles genau so erfüllen solleſt, wie es der Oheim begehrt. Du brauchst jetzt gar nicht mehr in Dein Amt zu treten, in das er Dich hat bringen wollen; denn diese Wendung der Dinge hat Niemand vorhersehen können, und es steht Dir ein herrliches Leben bevor."

„Wird aber Hanna wollen?" sagte Victor.

„Wer spricht denn von Hanna?" antwortete die Mutter mit vor Freude glänzenden Augen.

Victor aber konnte vor glühender Verwirrung nichts sagen, er saß da, als müßten ihm vor Schamroth die Wangen zerspringen.

„Sie wird schon wollen," sagte die Mutter wieder, „laß es nur gut sein, Kind, es wird Alles zum Besten ausfallen. Jetzt werden wir an Deiner Ausrüstung zu der großen Reise arbeiten. Du bist jetzt Dein eigener Herr, der Mittel

hat — da muß Alles anders werden, und auch wegen der Reise müssen die Sachen nach anderer Art hergerichtet werden. Es wird Dieß schon meine Sorge sein. Jetzt aber muß ich auch für das Mittagessen sorgen, sieh Dir indessen das Haus an, ob sich nichts verändert hat, oder thue, was Dir gefällt — die Speisestunde wird ohnehin bald heranrücken."

Mit diesen Worten erhob sie sich und ging in die Küche.

Als das Mittagmahl bereitet und aufgetragen war, saßen die Drei wieder bei dem Tische, wie sie jetzt lange nicht bei einander gesessen waren.

Nachmittag ging Victor in die Gegend hinaus und besuchte alle Plätze, die ihm einst lieb und bekannt gewesen waren: Hanna aber lief in dem Hause herum und that Alles verkehrt.

Als er Abends nach dem Essen schlafen gehen wollte, und die Mutter mit der Kerze in der Hand mit ihm ging, führte sie ihn in seine alte Stube, und da sie eintraten, sah er, daß sie gar nicht verändert worden war, wie er es sich doch so lebhaft bei seiner Abreise vorgespiegelt hatte. Sogar der Koffer und die Kisten standen da, wie er sie eingepackt hatte.

„Siehst Du," sagte die Mutter, „wir haben Alles stehen gelassen, weil der Oheim schrieb, daß wir nichts fortschicken sollen, indem es noch ungewiß ist, wie sich Dein Schicksal gestalten werde. — Und nun, gute Nacht, Victor."

„Gute Nacht, Mutter."

Und er sah, da sie fort war, durch sein Fenster wieder auf die dunkeln Büsche nieder und auf das rieselnde Wasser, in welchem sich die Sternlein spiegelten. Und als er schon im Bette lag, hörte er noch das Rieseln der Wässer, wie er es so viele Abende seiner Kindheit und seiner Jünglingszeit gehört hatte.

7.

Beschluß.

Wenn wir zu dem in den obigen Abschnitten dargestellten Jünglingsbilde noch etwas hinzufügen dürfen, so kann es Folgendes sein.

Nachdem die Ausrüstung fertig war, welche die Mutter für Victors Reise in's Werk zu setzen hatte, und nachdem man über Alles, was in der Zukunft für das Wohl des jungen Mannes ersprießlich sein könnte, im Reinen war, ereignete sich im tiefen Herbste desselben Jahres wieder ein Abschied — aber derselbe war kein so trauriger, wie der erste, da er nicht, so zu sagen, für das ganze Leben, sondern nur für eine kleine Zeit nothwendiger Abwesenheit galt, auf welche kleine Zeit dann eine lange, schöne, glückselige folgen sollte.

Daß Hanna recht gerne eine sehr nahe Theilnehmerin jener glücklichen Zeit werden wollte, zeigten ihre feurigen, heftigen Küsse. mit denen sie die Lippen Victors bedeckte, als sie einen einsamen Abschied von einander nahmen, als er sie heftig und schmerzlich an sich drückte und von ihr nicht lassen zu können vermeinte. Die zwei Ziehgeschwister weinten bei diesem glückverheißenden Abschiede so sehr, als ob er der trennendste und zerreißendste gewesen wäre und lange nicht, oder vielleicht nie mehr eine Wiedervereinigung hoffen ließe.

Die Mutter Ludmilla aber ging in stiller Freudigkeit herum, sie gesegnete den Sohn beim Abschiede und dachte immer, wie sie es denn durch das wenige Gute, das sie in ihrem Leben stets mehr ausführen gewollt, als gekonnt hatte, verdient habe, daß sie nun Gott in ihrem Alter so sehr belohne, ach so sehr, so sehr belohne.

Als er fort war, begann das stille, einfache Leben in dem Thale und Hause wieder, wie es bisher immer geführt worden war. Die Mutter that in Unschuld die Geschäfte des Hauses, besorgte Alles auf das Beste, erwies Gutes, wo sie es konnte, und ließ eine Fülle häuslicher Habe und Bequemlichkeit für eine nahe Zeit ausrüsten und arbeiten: Hanna war eine ergebene Tochter, die nur immer den Willen der Mutter that und in innerer Bewegung und Erregung wartete, was die Zukunft bringen werde.

Als vier Jahre herum waren, und die Briefe aus fremden Ländern, die alle dieselben lieben und bekannten Schriftzüge trugen, zu einem sehr großen Stoße angewachsen waren, kam der Briefschreiber selber, und die Briefe hörten auf. Victor kam so verändert zurück, daß selber die Ziehmutter staunte und überrascht wurde; denn aus dem fast kindischen Jünglinge war in der kurzen Zeit ein Mann geworden. Aber nur sein Verstand und sein Geist hatten sich herausgebildet, das gute Herz, das sie in ihn gelegt, war unausrottbar geblieben, es war eben so kindlich und unversehrt, wie sie es ihm in der zarten Kindheit gegeben und dann weiter gepflegt hatte; denn ihr Herz vermochte sie ihm zu geben; was aber der starke Mann braucht, und was das harte Leben von ihm heischt, nicht. Hanna sah an Victor keine Veränderung; denn sie hielt ihn von Kindheit auf für gewandter und tüchtiger, als sich; daß sie aber eine gute, einfache, große Seele habe, welche unbeugsam das Gute thut, wie das Wasser abwärts fließt, Das wußte sie nicht, und Das setzte sie als ein Gemeingut bei allen Menschen voraus.

Nicht sehr lange Zeit nach seiner Zurückkunft stand Victor mit Hanna zur ewigen Verbindung an dem Altare — zwei Wesen, deren Antlitze die Abbilder von zwei anderen waren, die einmal auch gerne vor demselben Altare gestanden

wären, aber durch Unglück und Verschuldung aus einander gerissen worden waren und dann lebenslänglich bereuten.

Alle Freunde, die einst jenen Spaziergang zur Feier von Ferdinands Geburtstag mitgemacht hatten, waren bei diesem Feste Victors und Hanna's zugegen. Dann war auch noch der Vormund und seine Gattin, dann Rosina, jetzt selber schon eine junge Frau, dann Rosina's und Hanna's Gespielinnen und noch andere Menschen.

Nach Vollendung der Festlichkeiten führte Victor Hanna mit Triumph auf sein Gut. Die Mutter ging nicht mit; sie sagte, sie werde schon noch sehen, wie sich Alles fügen werde.

Der Oheim war trotz der Bitten Victors, der selber bei ihm gewesen war, nicht zu der Vermählung seines Neffen gekommen. Er saß ganz einsam auf seiner Insel; denn wie er einmal selber gesagt hatte, es war Alles, Alles zu spät, und was versäumt war, war nicht nachzuholen.

Wenn man von dem Manne das Gleichniß des unfruchtbaren Feigenbaumes anwenden wollte, so dürfte man vielleicht die Worte sagen: „Der gütige, milde und große Gärtner wirft ihn nicht in das Feuer, sondern er sieht an jedem Frühlinge in das früchtelose Laub und läßt es jeden Frühling grünen, bis einmal auch die Blätter immer weniger sind, und zuletzt nur die dürren Aeste emporragen. Dann wird der Baum aus dem Garten weggethan, und seine Stelle weiters verwendet. Die übrigen Gewächse aber blühen und gedeihen fort, und keines kann sagen, daß es aus seinen Körnern entsprossen ist und die süßen Früchte tragen wird, wie er.“ Dann scheint immer und immer die Sonne nieder, der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtausend in das andere, die Erde kleidet sich in ihr altes Grün, und die Geschlechter steigen an der langen Kette bis zu dem jüngsten Kinde nieder: aber er ist aus allen denselben ausgetilgt, weil sein Dasein kein Bild geprägt hat, seine Sprossen nicht mit

hinuntergehen in dem Strome der Zeit. — Wenn er aber auch noch andere Spuren gegründet hat, ſo erlöſchen dieſe, wie jedes Irdiſche erliſcht — und wenn in dem Ocean der Tage endlich Alles, Alles untergeht, ſelbſt das Größte und das Freudigſte, ſo geht er eher unter, weil an ihm ſchon Alles im Sinken begriffen iſt, während er noch athmet, und während er noch lebt.

Register.[1]

I. Abdias.

1. Personennamen.

Abdias, der Jude 7 10—71 7. 72 32—115 6.

dessen Vater Aron 9 4 ff.—15. 16 22. 17 3 ff. 18 3. 42 15.

dessen Nachbarn 16 13.

dessen Mutter Esther, Arons Weib, 10 7 ff. 11 29—12 33. 15 13 ff. 16 22. 17 12 ff. 18 3. 42 15. 43 1. 29. 50 7. 105 3.

deren Zofen 15 29.

dessen Gattin Deborah, die schönäugige 16 28—19 21. 26 26—36 19 ff. 37—42. 52 21. 57 10. 108 6.

deren Mägde 17 26.

beider Kind Ditha (= Judith) 27 7 ff. 28 9. 30 12. 31 17. 37 8—40 30. 42 19—44. 50 6. 11; 52 13 ff. 55 33. 57 11—61. 63 29. 65 28. 67 3—69. 74 6 ff. 77 7—87 14. 90 20—114 24.

deren Zofe Sara 112 22 ff. 105 31. 106 32.

dessen Dienerin Mirtha, Leibdienerin Deborahs, 40 6 ff. 42 27. 43 10 ff. 46 28. 47 26. 49 24. 50 6. 57 12. 58—61. 63 17. 29. 68 26.

alle drei (Abdias, Mirtha und Ditha) als Reisegesellschaft, Gefährten 58 14—64 2. mit Uram 64 2—68 26; ohne Mirtha 68 26—71 7.

dessen abessinischer Sklave Uram, der Knabe, 30 26 ff. 31. 37 4.—40 1. 45 12—51 21. 57 4 ff. 63 10—70. 76 13. 77 16. 80 4. 107 29 ff.

dessen vorzüglichster Nachbar Gaal 33 8—35.

dessen Diener Jephrem 35 1 ff.

dessen Nachbarn, Gad 35 9. 63 32. Simon 35 10.

dessen Nachbarn, die Juden (in der Römerstadt), 19 2. 24 5.

[1]) Vgl. die Anmerkung Bd. II. S. 361.

22. 25 27. 28 1. 32 6. 33—35. 40 1. 41 11. 48 1. 50 16 ff. 52 3 ff. 53 13. 57 13. 65 15. (in Europa) 93 29. 104 14.

dessen Nachbarinnen, Klageweiber und Todtenweiber 38 30. 40 2. 41 16. 42 3 ff.

dessen Handelsfreund 73 18 ff. 104 24. 114 13. 115 4.

dessen Diener und Dienerinnen und Zofen (in der Wüstenstadt) 30 19. 35 4 ff. 48 6. 50 4. deren Bote 47 24 ff.

dessen Diener und Dienerinnen, Knechte, Taglöhner, Arbeiter (in dem öden Thal) 77 3. 25. 85 12. 86 4. 95 5. 103 11 ff. 105 1 ff. 107 23. 109 19 ff. 114 12.

dessen Wächter des Hauses (in dem öden Thale) 85 13. 92 14.

Aron, s. Vater des Abdias.
Asser, der Fleischer 48 22. 32. 49.
Esther, s. Mutter des Abdias.
Deborah, s. Weib des Abdias.
Ditha, s. Tochter des Abdias.
Gaal, s. Nachbar des Abdias.
Gad, s. Nachbar des Abdias.
Melek-Ben-Amar, der Abgesandte des Bei 20 8. 9. 23 29. 24 21 ff. 26 16. 69 15. 74 4. 114 20.

dessen Soldaten (Söldner, Plünderer) 24 21. 26. 25 14. 44 7. 45 24. 47 17.

Mohamed 13 20.
Salomo 11 14. 33 30.
Sara, s. Zofe Dithas.
Simon, s. Nachbar des Abdias.
Uram, s. Sklave des Abdias.

2. Unbenannte Personen.

Arzt in Kahira 11 20.
Arzt (in Europa) 83 27 ff. 84 7. 90 28. 92 15. 94 3 ff. 95 5. andere 84 19.
Beduine, der 5 23. 10 32. 20 22. 107 12.
Bei, der 10 32. 20 9. 24 21. s. oben Melek.
Hirten, zwei (im öden Thal) 113 30.
Hirtenrichter, der (in der Wüste) 45 33.
Kabile, ein 8 28. 31.
Türke, ein 22 7.
Wanderer, ein 105 20.

3. Tiernamen.

Asu, der Hund 87 15—89.
Kola, die Eselin 61 15. 62 6.

4. Geographische Namen.

Abessinischer (Sklave, Uram) 30 26.
Afrika 9 25 74 4. 85 23. 25. 91 12. 114 20. afrikanisch 67 33. 75 12. 17. 106 16. 106 19.
Araber 21 17. 59 8. 107 11. 107 14.
Atlas, der 7 28. 19 22. 107 13.
Balbek 16 22. 18 23. 38 11.
Bona, die Stadt 20 10.
Carthago, die alte Handelskönigin 14 1. 2.
Damaskus 10 8.
Egypten, das Land 8 22. 16 2.
englisch 73 33. 74 1.
Euphrat und Tigris, der 14 3.
Europa 17 18. 19 15. 67 25. 68 8 ff. 69 6. 70 13. 72 32. 75 10. 23. 76 1. 14. 77 14. 78 11. 80 5. 101 11. 106 3 ff. Europäer, der 7 32. europäisch 105 12. 106 31.

Ganges, der 14 3.
Kahira 11 20.
Kaschmir 10 11.
Libyen 20 13.
Mittelmeer, das 67 24. 32. Ocean, der 70 16.
Morgenland 101 12. 107 21. Morgenländer 30 1. morgenländisch 10 24.
Mossul 73 7. 11.
Nil, der 14 2.
Ninive, die uralte Stadt 73 8.
Odessa 18 13.
Persien 10 4.
Stambul (die Sultana in St.) 10 11. 12.
Tigris, s. Euphrat.

5. Topographische Bezeichnungen.

Bergdorf, ein entferntes 72 29. 74 10. 11.
Dorf, ein schlechtes 66 2.
Gnadenkirche jenseits des öden Thales 72 30. 74 12.
Haus, das weiße, Meleks 69 15.
Römerstadt, die alte (Geisterstadt, Trümmerstadt, Wüstenstadt) 7 29. 10 28. 14 8. 58 25. 33. 59 2. 63 20. 75 25. 76 12. 91 11. 103 9. 105 3.
der römische Triumpfbogen und die zwei Stämme verdorrter Palmen 9 1. 2. 14 13. 14. 17 23. 23 24. 32 11. die Palmen 25 27. 103 9. Der Triumpfbogen 36 18. die zerrissene Aloe 19 13. 32 29. 52 31. 32. 63 27. der hohe Schutt seines Hauses 9 12. 32 12. 44 23. 52 30. 31. 56 29.
Stadt, eine weiße 68.
Thal, das öde 71 16. 72. 73 30. 89 23. 103 4. 115 1.

II. Das alte Siegel.

1. Personennamen.

Almot, Veit Hugo Evaristus 119 3—145 22. 146 8—147. 149 4—166. 167 25—184.
dessen Vater Veit Hugo, ein alter Krieger, 119 5—126. 128—131 30. 156 4 ff. 163 25. 168 29. 169 14 ff. 184 14.
dessen Bruder Franz, Oheim Hugo's, 121 14.
dessen Altknecht 129 31. 133 3.
dessen Knecht 121 24. 122 5.
dessen Kameraden und Freunde 119 15.
dessen Mutter 119 9 ff. 120. 122 22. 134 1. 156 8.
dessen Geliebte Cöleste 141 8—145 15. 146 10 ff. 147. 166 9. 147 23 ff. 150—153. 155—166. 171 22. 172—182. 184 14.
deren (u. Hugo's) Kind, ein Mädchen 181 28 ff. 182 3 ff. 184 20 ff.; ihr Gemahl und ihre zwei Kinder 184 24.
deren Gatte 175 12 ff. 176. 177 1 ff. 178 16. 30. 179 30.
dessen Freund 178 17. 28.

deren Haushofmeister Dionis (ein alter Mann, der Alte, der Greis) 133 11. 137 15 ff. 138 1 ff. 139 2 ff. 140 7 ff. 165 30; 166 2. 171 1. 173 30 ff. 176 27. 29. 177 2. 178. 179. 183 2; identisch mit dem Thürsteher (Pförtner) des Lindenhäuschens? 154 8. 33. 157 16. 28. 163 6. 164 20.
deren Magd, ein grau gekleidetes Mädchen, 141 11 ff. 142 12 ff. 144 31. 150 1 ff. 151 14. 152. 153 32. 154 1 ff. 155 3 f. 157 14. 29. 163 4. 178 5.
deren Vormund 175 10. 14.
deren Diener 171 19. 33. 172 28. 30.
dessen Diener, ein Soldat 129 2. 168 12 ff. 170 20 f. 183 19 ff.
dessen Bekannter, ein Krieger, 127 19.
dessen Bekannter, ein inniger Freund Körners, 132 7.
dessen Bekannter, ein junger Mann, 134 16 ff.
dessen Bekannten 161 15. 166 17.
dessen Freund 168 14.
dessen Kamerad 128 24. Kameraden 135 9.
dessen Fechtmeister 128 23.
dessen Obern und Vorgesetzten, höhere Krieger, 127 22 ff.
dessen Knechte und Leute (auf der Berghalde) 184 5.
Aloisius, der heilige (Hugo, spottweise so benannt,) 134 9.
Cöleste, s. Almot.
Dionis, s. Haushofmeister Cölestens.
Eugen, Eugenius (Prinz von Savoyen) 119 4. 125 18. 22.
Franz, s. Almot.
Körner Theodor 132 8.
Laudon 119 4.
(Maria) die gebenedeite Jungfrau 175 31. 176 4.
(Napoleon) der fremde Eroberer 124 31. 168 31. 169 13.

2. Unbenannte Personen.

Bettler, ein 141 30 ff.
Briefträger, der 132 29. 133 1.
Feldobrist, der alte 120 30. 123 18.
Fuhrleute 122 27. 124 4. Fuhrmann, ein 124 6 ff.
Gebirgsjäger, der graue 122 28.
Kriegsleute höheren Ranges 170 28.
Wanderer, der 148 25. 28.

3. Geographische Namen und topographische Bezeichnungen.

Allemanne, der 185 2.
Ardenerwald, der 182 30.
Berghalde, Vaterhaus Hugos auf der Berghalde, 119 2. 10. 124 28. 126 7 f. 129 23 ff. 130 33. 131 20. 132 13. 149 24. 28. 155 33. 163 22. 170 12. 183 31 f. 184 21. 25.
Deutschland 126 6. 11. 184 18 f.
Europa 145 23. 168 31. 33. 170 7.
Frankreich 170 9 ff. 172 1. 175 16 f. 176 18. 22; eine kleine Stadt Frankreichs nahe an der deutschen Grenze 170 25 ff. 172 6. 173 32.
Französische Revolution, die 124 23.

Genf 178 16. 30.
Griechen und Römer, die Sprache der G. u. R. 132 10; die heidnischen Alten, Dichter und Geschichtsschreiber 132 5 f.
Hunne, der 185 3.
Karlowitz, bei 121 15.
Lothringen 175 7.
Morigletscher, der 184 15.
(Österreich) unser Vaterland 124 31.
Paris 173 31.
Pre, Schloß, Eichenschloß, 167 2. 171 27. 32. 172 14 ff. 183 20.
Rhein, der 125 19.
Römer, der 185 2.
römische Reich, das heilige 125 21.
Schweiz, die 148 3.
Türken, die 119 7.
(Wien) Hauptstadt, die große Stadt, 120 26. 123 15 ff. 126 19. 127 25. 128 2. 131 15. 21. 151 28. 156 14. 161 3. 176 24. 178 26.
die Kirche von Sanct Peter 132 21. 133 12. 135 6. 139 18 ff. 140 17. 142 2. 17. 144 14. 145 6. 147 11. 149 5. 153 28. 154 1. 159 1. 160 14. 166 8. 171 2. 178 10.
Priester daselbst am Meßaltar 135 14. 140 1 ff.
Kirchendiener, der 136 1 ff. 140 4 ff.
die einsame Straße mit den Palästen 143 8. 22. 144 6. 145 8. 147 11. 153 28. 159 1. 160 14. 162 2. 166 12 f. 178 4.
die Vorstadtstraße 154 25. 160 9.
die Vorstadt 161 5.
das Lindenhäuschen in dem Garten daselbst 148 2. 152 1. 154 26. 159 3. 160 9 f. 161 4. 16. 162 27. 164 5. 165 19. 166 16. 178 7. 12.
der Eigenthümer des Lindenhäuschens 165 26. 178 22.
der Thürsteher (Pförtner) des Lindenh. s. Dionis.

III. Brigitta.

1. Personennamen.

Bathori, s. Murai Stephan.
Brigitta, s. Murai.
Gabriele, s. Murai.
Gömör, s. Nachbar Murais.
Gustav, s. Sohn Murais.
Milosch, s. Knecht Brigittas.
Murai Stephan, Major 190—196. 202 1. 228 11—231 7. 232 5—239. 190 16—195. 196 22. 197 10. 201 26. 202. 204 28. 205 10—224 9. 240 27. 241—254; sein Pseudonym: Bathori, Name eines seiner weiblichen Vorfahren 253 29.
dessen Frau Brigitta Marosbely 196 19—198 20. 200 12. 32—221. 222—224 9. 225 1—226—236. 238—246. 250—254.
deren Vater 225 11. 226 21. 227 11. 228 27. 229 6. 27. 233 28. 234 29 ff. 239 23.

deren Mutter 225 6. 28 ff. 227 9. 233 20. 28. 234 30.
deren Schwestern 225 10. 26. 226 5. 31. 229 18. 233 21. 239 24. 234 30. 227 23. 229 5.
deren Oheim 229 12 ff. 230 27. 234 30.
deren Lehrer 226 14.
deren Knecht Milosch 198 8. 199 10 ff. — 200 12 ff. 244 2.
deren Dienerschaft und Gesinde 222 13. 244 1. 235 18. Knechte 196 27. 31.
dessen (und Brigattas) Sohn Gustav 207 18. 221 3. 223 9. 236 3. 239 11. 240 7 ff. 243 26. 244 15. 247—249. 250. 251. 253. 254 26 ff.
dessen Vater 228 11. 234 25 ff. 239 25. 233 28.
dessen Mutter 234 27. 233 28.
dessen Bruder 192 25.
dessen Verwalter 239 21 f.
dessen Diener, Arbeiter, Knechte, Weiber und Mägde und Leute 201 21 ff. 202. 206 8. 207 14. 209 11. 209 25. 210 26. 213 12 ff. 213 22 ff. 214. 216 23. 30. 219 27. 235 18. 249 2. 15. Gärtnerbursche, 211 1. Hirten 211 15—212 23 213 1.
dessen Nachbar Gömör 220 23. 221 1. 22 ff. 223 8. 244 10.
dessen Nachbarn 212 21. 223 11. 238 9. 249 3. 20.
dessen Geliebte Gabriele, die Tochter eines greisen Grafen, 236 29—238 10. 239 7. 255 4.

2. Unbenannte Personen.

Arzt 250 5 ff.
Hirten 194 32.
Roßhirte 195 5.
Sackpfeifer 195 3.
Zigeuner, musizierende durchziehende 207 17.

3. Erzähler.

Erzähler 190 10—224 9. 241—255.
dessen Gattin 245 24.
dessen Reisefreund, der Major, s. Stephan Murai.

4. Geographische Namen.

Alpenländler, wir 212 8.
Antwerpner Haus, ein (Bankhaus) 239 21.
Deutschland 205 23. deutsches Vaterland 255 3. 9. das Deutsche 219 31.
Donaustrom, der 243 21.
England 206 20.
europäisch 220 2.
Italien 194 21. 29. italienisch 205 33.
Unteritalien 191 27.
Epomeo, der 217 26.
Neapel 194 10.
Pompeji 204 29.
pomptinischen Sümpfe, die 194 24.
Vesuv 192 29. 204 28.
Karpathen, die 195 32.
Leitha, die 255 9.
(Pesth) die Hauptstadt 227 21. 228 9. 16. 239 29.
Rhein 197 25 f.
Römer, die alten starken 216 4.
Spanien 253 32.
Tartaren 203 20. 205 21.

Türken 203 19.
Ungarn 191 3. 9. 194 11. Ungar 198 31. ungariſch 194 17 f. 201 24 f. 202 26. 203 16. 18. 206 4. 209 23. 212 24. 219 24. 28. 249 18.

5. Topographiſche Bezeichnungen.

Galgen, der 198 10. 199 30. 200 18 ff. 247 22 f.
der Binſenbach 200 26 f. 247 22 f.
die Todeseiche (Galgeneiche) 200 1. 26. 248 16. 249 5 f.
Grabmal Gabrielens 255 4.
Maroshely, das Haidehaus, Gut Brigitta's, 199 24. 206 28. 207 2. 222 11. 223 28. 239 31. 240 7. 27. 241 5. 254 5. 23.
Uwar, Gut des Majors, 190 12. 191 3. 194 26. 195 27. 196 8. 11. 197 6 f. 198 8. 199 9. 201 5 ff. 220 22. 221 30. 240 28. 246 4. 254 2.

IV. Der Hageſtolz.

1. Perſonennamen.

Agnes, ſ. Magd des Hageſtolz.
Auguſt, ſ. Freunde Victors.
Chriſtoph, ſ. Diener des Hageſtolz.
Ferdinand, ſ. Vormund Viktors.
Hanna, ſ. Ziehmutter Victors.
Hippolyt, ſ. Vater Victors.
Karl, ſ. Freunde Victors.
Lothar, ſ. Freunde Victors.
Ludmilla, ſ. Ziehmutter Victors.
Roſalie, ſ. Magd des Hageſtolz.
Roſina, ſ. Vormund Victors.
Rudi, ſ. Attmanning.
Theobald, ſ. Freunde Victors.
Victor, 259 12. 260 11. 263—396.
deſſen Ziehmutter Ludmilla 267 18. 268—274. 276 8. 278 14. 279 14. 280—289. 296 25—299. 303 16—305 26. 319 8. 321 18. 325 33. 327 23. 329 30. 330 3. 7. 332 26. 370 19 ff. 371 18 ff. 372 33. 373 15. 374 21. 376 17. 378 21. 31 f.—381 19. 388 12—395.
deren Tochter Hanna 273 2. 274 24 ff. 278—280 7. 282 30. 33. 283 21 ff. 287 13. 288 10 ff. 289—300. 301 20. 332 26. 388 12—390. 392 11—395.
deren Vater 283 5.
deren Geſpielinnen 396 7.
deren Gartenknecht und deſſen Söhnlein 278 23. 300 11. 296 24. Knecht und Dienſtleute 298 28. 300 11. Mägde 270 12. 275 31. 278 11. 16 ff. 279 10. 33. 302 2.
deſſen Vater Hippolyt, Bruder des Hageſtolz, 271 26 ff. 272 24 ff. 274 10. 282 8. 319 13. 340 18. 348 4 ff. 349. 350 1. 372 10. 28. 376 22. 381.
deſſen Freund 381 12.
deſſen Tochter, Victors nachherige Mutter, 381 17. 274 15. 348 26.
deſſen Oheim, der Hageſtolz, der Greis, 264 22 ff. 273 17.

287 3. 294 9. 295 22. 315 15. 316 5. 318 21 ff. 319. 322 16 ff. 323 8. 324 9. 325 17 ff. 326 6 ff. 327 11—331. 335—341 9. 342 3. 24. 343 16. 345 16. 346—350. 352—386. 390 30. 391 9. 396 12 ff.
dessen Diener, der alte Christoph, 316 6. 322—327. 329 4. 330 22 ff. 337 20. 343 19. 347 15. 351 5 ff. 358 24. 361 8. 365 9. 367 28. 370 12. 32. 377 2. 5. 382 25. 383 21. 384 12. 21.
dessen alte Magd Rosalie 328 27 ff. 330 20. 336 28. 339 17. 18. 343 20. 347 16. 350 13. 19. 358 24. 361 9 ff. 370 33. 382 24.
dessen junge Magd Agnes, ein blödsinniges Mädchen, 351 14. 15. 361 10.
dessen Verwalter 377 25
dessen Handelsfreunde 380 14.
dessen Vormund 263 31. 273 3. 279 26. 282 3. 285 25 ff. 287 2 ff. 288 14. 16. 300 1. 319 3. 12. 325 33. 327 23. 371 18. 373 15. 374 17. 18. 376 18. 28. 379 30 f. 380 6. 391 7. 15. 392 14. 18.
dessen Frau 263 28. 279 26. 286 5 ff. 396 6.
dessen Sohn Ferdinand 263 23 ff. 264. 273 31. 279 25. 286 9. 32. 396 4.
dessen Tochter Rosina 263 3. 25. 273 29. 274 3. 286 11 ff. 396 6 ff.
dessen Freunde, August, Karl, Lothar, Theobald 259. 260 3. 261—263. 265 7. 266 13.
dessen Bekannten 302 13.

2. Unbenannte Personen.

Bettelmann 303 32.
Fuhrmann 305 23.
Schiffsmann, der alte, Fischer, 312 2 ff. 313—316. 323 9. 10. 377 3. 7. 383 22. 386 14. 32.
dessen junges Mädchen 312 18. 313. 316 16. 386 15.
dessen Großvater 314 9.
Hammerschmied, ein lustiger 306 16. 17. f. Gescheid.
Hirten 276 4.
Kohlbauern 307 1.
Wanderer, ein 305 23. 24.
Viehhändler 387 26.
Wirth, ein 305 24.

3. Geographische Namen und topographische Bezeichnungen.

Asel, die (ein Fluß) 306 12. 27. 308 11. 311 2 ff. 332 22. 387 9. 388 3.
Aselschlag, der 309 17.
Aselwirthshaus 320 26.
Attmanning (ein Ort) 306 6. 20. 307 9 ff. 308 12. 309 2. 31. 310 8. 351 8. 365 3. 370 13. 387 21 ff.
Gasthaus 307 4.
Wirth 307 24. 308. 387 32.
dessen Bub Rudi 308. 309 11 ff. 387 32. 388 1.
Wirthsgasse 308 21. 387 26.
Blumau, die (Ortsbezeichnung) 313 16.

Buchengewände, das 281 5. 284 9. 288 6. 291 28. 294 4. 5.
Buchenbrünnlein, das im Hirſchkar 291 32. 292 1. 380 28 ff.
Steingehänge (auch Steinübergehänge) 288 6. 7. 291 26. 27.
(Donau) der Strom 262 11 ff. [306 1?]
England 339 25.
Europa 363 4.
Geſcheid, das 313 16. 17.
Hammerſchmiede 313 16. 17.
Griſel, die (eine Alpe) 306 15. 313 13. 318 18. 324 18. 332 12. 334 8. 343 27. 344 3. 351 25. 369 1. 384 18. 387 12. Griſelſeite, die 315 33.
Hals, der (ein Bergrücken) 308 13. 309 11. 310 25, 387 11.
Hirſchkar, ſ. Buchengewände.
Hul, die (ein Ort) 306 14. 19. 307 23. 27. 308 8. 14. 309 15. 311 21. 312 8. 313 23. 314 1. 22. 318 29. 323 12. 16. 324 10. 24. 351 7. 352 26. 353 30 f. 357 19. 22. 358 9. 361 26. 366 3. 370 13. 377 3. 382 25. 383 21. 384 12. 386 14 ff. 387 3.
Klauſe, die (auf der Inſel), ehemals Gerichtshaus der Mönche, 312 1 ff. 315. 316 5. 318 25. 322 20. 325 4.
Kloſter, das alte 314 4. 315 1. 323 4. 342. 344. 351 28. 355 23. 367 30.
Kirche, die 323 4. 342 27. 355 33. 368 13.
Saal, der große 367 32.
Kreuzgänge 368 13.
Sommerabtei, die 368 13.
Schatzkammer und Sakriſtei 368 3. 9.
Äbte, die alten, des Kloſters, und Mönche 355 30. 333 12. 353 1. 357 21 ff. 367 20. 368 2. 371 33. 382 18.
Prieſter aus dem Schottenlande und die Landesherren draußen und deren Knappen 315 3 ff.
Orla, der hohe 314 15. 320 4. 5. 323 24 ff. 325 14. 351 29. 357 18. 22. 368 25. 386 21. 25. 387 14.
Römer, die alten 377 9.
Thurnwieſe, die 268 10.
(Wien) eine große Stadt 259 8. 9. 261 13. 262 22. 271 33. 274 1. 278 2. 279 16. 286 2. 301 13. 302 12.
Wirthshäuſer 262 2. 266 27. 304 18. 306 7.

Prager deutsche Studien.

Herausgegeben von

Carl von Kraus und August Sauer.

1. Heft: **Adalbert Stifter und die Romantik.** Von Dr. Wilhelm Kosch. Preis Kr. 2·40.
2. „ **Zur Entstehungsgeschichte und Verfasserfrage der Virginal.** Von Ernst Schmidt. Preis Kr. 2·—
3. „ **Johann Joachim Christoph Bode als Vermittler englischer Geisteswerke in Deutschland.** Von Dr. Josef Wihan. Preis Kr. 4·80.
4. „ **Zur Sprache von Eilharts Tristrant.** Von Erich Gierach. Preis Kr. 6·—.
5. „ **Leopold Komperts Literarische Anfänge.** Von Paul Amann. Preis Kr. 2·80.
6. „ **Johann Nepomuk Vogl und die österreichische Ballade.** Von Dr. Phil. Rudolf J. Binder. Preis Kr. 2·40.
7. „ **Kleists Todeslitanei.** Von Aug. Sauer. Preis Kr. 1·20.
8. und 9. Heft: **Untersuchungen und Quellen zur germanischen und romanischen Philologie.** Johann von Kelle dargebracht von seinen Kollegen und Schülern. Erster Teil. Preis Kr. 12·—. Zweiter Teil. Preis Kr. 6·—.
10. Heft: **Eichendorffs Lyrik.** Ihre Technik und ihre Geschichte. Von Dr. Josef Nadler. Preis Kr. 6·—.
11. „ **Friedrichs Hebbels philosophische Jugendlyrik.** Von Dr. Paul Zincke. Preis Kr. 5·20.
12. „ **Kritik und Metrik von Wolframs Titurel.** Von Ludwig Pohnert. Preis Kr. 2·80.
13. „ **Beiträge zu den deutsch-slawischen Literaturbeziehungen. I. Die altčechische Schelmenzunft ‚Frantova práva'.** Von Dr. Franz Spina. Preis Kr. 6·—.
14. „ **Über die Haager Liederhandschrift Nr. 721.** Von Anton Kalla. Preis Kr. 4·—.
15. „ **Reimwörterbuch zu Ulrichs Lanzelet.** Von Cleophas Beywl. Preis Kr. 3·—.

3 0112 126288361